Hauschild

# Vierzig
# Pädagogische Briefe

aus

## der Schule an das Elternhaus.

Von

**Dr. E. J. Hauschild,**

Direktor der vierten Bürgerschule zu Leipzig.

Leipzig,

Verlag von Gustav Gräbner.

1862.

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

1. (51.) Brief. Von Pestalozzi und einigen seiner vornehmsten Nachfolger . . . . . . . . . . . . . . . . . 1
2. (52.) Brief. Von dem Unterschied zwischen Lernschulen und Arbeitsschulen . . . . . . . . . . . . . . . . 5
3. (53.) Brief. Von den sogenannten weiblichen Arbeiten in der Schule . . . . . . . . . . . . . . . . . . 15
4. (54.) Brief. Von der Sparkasse und Strafkasse in der Schule 20
5. (55.) Brief. Von den Klassenaufsehern und Bankältesten in unsern Schulen . . . . . . . . . . . . . . 23
6. (56.) Brief. Von dem wechselseitigen Unterricht . . . . . . . . 27
7. (57.) Brief. Von der Erholungsstunde am Morgen eines jeden Schultags . . . . . . . . . . . . . . . . 31
8. (58.) Brief. Vom Schulgarten und Turnsaal . . . . . . . . . 36
9. (59.) Brief. Von den gemeinnützigen Kenntnissen . . . . . . . . 46
10. (60.) Brief. Von den Ausgängen und Ausflügen in die freie Natur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 52
11. (61.) Brief. Von der häuslichen Erziehung unserer Kinder zu eignem Thun und Handeln . . . . . . . . 58
12. (62.) Brief. Ueber Kinderregierung. Von Herbart . . . . . 65
13. (63.) Brief. „Wie kannst Du nur so einfältig sein?“ . . . . 67
14. (64.) Brief. Was heißt spielen? . . . . . . . . . . . . . . . . 74
15. (65.) Brief. Dürfen unsere Kinder auch spielen? . . . . . . . . 81
16. (66.) Brief. Von der Stenographie . . . . . . . . . . . . . . . 91
17. (67.) Brief. Der Anfangspunkt in der Erziehung . . . . . . 106
18. (68.) Brief. Von der Dauer der täglichen Unterrichtszeit . . 109
19. (69.) Brief. Von der Strenge bei der Erziehung der Kinder 110
20. (70.) Brief. Von der Milde bei der Erziehung der Kinder . 123
21. (71.) Brief. Ueber den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 133
22. (72.) Brief. Methodik der deutschen Rechtschreibung von Naumann . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 142
23. (73.) Brief. Kreide und rothe Dinte in der Schule . . . . . 147

Seite
24. (74.) Brief. Schule, Polizei und Elternhaus . . . . . . . . 152
25. (75.) Brief. Von den schulfreien Nachmittagen . . . . . . . 158
26. (76.) Brief. Mein Haus — eine Festung! Das Elternhaus — ein Heiligthum! . . . . . . . . . . . . 161
27. (77.) Brief. Schluß . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 168
28. (78.) Brief. Von Erziehungsvereinen und Kleinkinder-Ausstellungen . . . . . . . . . . . . . . . . . . 176
29. (79.) Brief. Von dem Vorwitz der Kinder in geschlechtlichen Dingen . . . . . . . . . . . . . . . . . 182
30. (80.) Brief. Die Lieblinge und die Sündenböcke . . . . . . 190
31. (81.) Brief. Einige Anregungen für Eltern und Lehrer zur Förderung einer guten Handschrift bei unsern Kindern . . . . . . . . . . . . . . 197
32. (82.) Brief. Ein Schreberplatz in Leipzig . . . . . . . . . . 210
33. (83.) Brief. Die Mineralogie in der Volksschule . . . . . . 220
34. (84.) Brief. Vom Freiturnen und vom Kommandiren bei den Freiübungen . . . . . . . . . . . . . . . 223
35. (85.) Brief. Eine Geschichte für unsere Gesanglehrer und viele Eltern stimmbegabter Töchter . . . 225
36. (86.) Brief. Ein Schulgottesdienst. Von Dr. Aug. Dölling in Leipzig . . . . . . . . . . . . . . . . . . 229
37. (87.) Brief. Eine große Gefahr für unsere Knaben auf der Treppe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 237
38. (88.) Brief. Von der Pflicht und dem Rechte, seine Kinder in die Schule zu schicken . . . . . . . . . 238
39. (89.) Brief. Die großartigsten Eselsbrücken . . . . . . . . . 240
40. (90.) Brief. Von der Ueberbürdung der Kinder . . . . . . . 241
Register . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 246

## Bemerkung.

Ungefähr die Hälfte dessen, was Brief 14. und 15. (64. und 65.) über das Spiel sagen, findet sich schon als Anhang meiner „Leiblichen Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule" (Leipzig bei Brockhaus 1858); doch abgesehen davon, daß es eben nur die Hälfte ist von dem, was hier gegeben wird, kann auch jener Anhang in der 2. Auflage jenes Buchs nicht wiederum einen Platz finden.

## Erster (51.) Brief.

### Von Pestalozzi und einigen seiner vornehmsten Nachfolger.

Mit Recht heißt Vater Pestalozzi der Schöpfer unserer heutigen Pädagogik, und wir Lehrer und Erzieher haben heute noch alle Hände voll zu thun, um sein schönes und reiches Vermächtniß als unser aller Erbtheil nach bestem Wissen und Gewissen zu benutzen und auszubeuten. Sein erster schöpferischer Gedanke, der ihn selbst erst zum Lehrer und Erzieher machte, indem er ihn zu dem bekannten Ausrufe brachte: „Ich will ein Schulmeister werden!" dieser sein erster schöpferischer Gedanke war, er müsse den verwaisten Armenkindern, welche mitten in den Schrecken des Kriegs hilflos in seinem Dorfe umherirrten, zum Erzieher und, mehr noch, zum Versorger werden. Demnach versammelte er sie um sich, ließ sie arbeiten und arbeitete mit ihnen, damit sie leben könnten, und unterrichtete sie neben und bei der Arbeit, damit sie desto besser arbeiten und nach dem goldenen Sprüchlein: Bete und arbeite! daneben auch ordentlich beten lernten. Auf diesen Grundlagen ruhte Pestalozzi's erste Erziehungsstätte zu Neuhof im Kanton Aargau; seine Armenschule war eine Arbeitsschule und gab, wie er selbst sagt, „Anleitung zum Feldbau, zur Industrie und zur häuslichen Wirthschaft." Das Lernen mußte der Arbeit untergeordnet sein, denn erst mußten die Kinder Brod haben und leben, um lernen zu können; aber um das Lernen ebendeshalb, weil ihm nur wenig Zeit und Kraft gewidmet werden konnte, um so nachhaltiger und erfolgreicher zu machen,

warf sich *Pestalozzi* zugleich mit der ganzen Energie eines männlichen Geistes und Willens auf die Lehrmethode *überhaupt*, erweiterte seinen Wirkungskreis fast bis ins Unendliche durch Aufnahme von Kindern bemittelter und reicher Eltern in seine Anstalten, und überließ im Grunde nun Andern, zu vollenden, was er angefangen hatte, nemlich die *Armenpflege*, soweit sie zuvörderst sich der *Armenkinder* annimmt, nach seinem ersten Grundgedanken weiter auszubilden.

Und wahrlich, hierin hat der große Mann vielleicht seine größten Nachfolger gehabt: ich nenne nur *Fellenberg* und *Wehrli* in Hofwyl und Maykirch, Victor Heinrich *Riecke* in Stuttgart, *Wichern* in dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg, *Fröbel* und *Middendorf* in Keilhau und Blankenburg. Aber wer zählt sonst noch alle die Armenkinderkolonien, ländlichen Armenschulen, Erwerbsschulen, Industrieschulen, überhaupt Arbeitsschulen, welche seitdem ins Leben gerufen worden sind? Preußen hat dergleichen Anstalten in Berlin, Danzig, Königsberg und Cöslin; Holstein eine wahre Musteranstalt in Eutin; das Königreich Sachsen auf seinem kleinen Flächenraum vier ländliche Arbeitsschulen in Bräunsdorf, Struppen, Waldheim und Großhennersdorf (bei Herrnhut), daneben in Dresden eine Pestalozzistiftung und in Leipzig neben der „Schule des Arbeitshauses für Freiwillige" ebenfalls ein Pestalozzistift. Aber auch England hat seinen *Owen* und *Lancaster*, seine Arbeitsschulen von Norwood, Packhurst und Baterbury, sowie in London selbst sein Royal Victoria Asylum, Letzteres ganz für Mädchen; Frankreich seine Armenkinderkolonie zu Mettray bei Tours, Belgien seine Anstalt gleicher Art zu Ruysselede.

Und herrlich hat es sich in diesen Arbeitsschulen bewährt,

erstens, daß eines vernünftigen Menschen höchste Bestimmung gar nicht bündiger und treffender ausgesprochen werden kann, als in jenen drei Worten: „Bete und arbeite!“

zweitens, daß das Vernünftige und Gute zugleich auch das wahrhaft Praktische, das Klügste oder, wie Andere wohl zu sprechen gewohnt sind, das Schlaueste ist, indem diese Arbeitsschulen mit unerheblichen Zuschüssen bestehen konnten, wenn die Zöglinge bis zum 14. oder 15. Jahre in ihnen verblieben, und selbst aller Zuschüsse entbehren konnten, wenn die Zöglinge bis zum 20. oder 21. Jahre in ihnen verblieben; sowie endlich

drittens, daß der Herrgott diese zwei Stücke, Beten und Arbeiten, wunderschön so zusammengeordnet hat, daß ein richtiger Beter ganz von selbst ein tüchtiger Arbeiter, und ein tüchtiger Arbeiter ganz von selbst ein richtiger Beter wird. An Gottes Segen ist schließlich doch Alles gelegen, bekennt demüthig und aus des Herzen tiefstem Grunde der Arbeiter; und mit den Worten: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen, wird der Betende sich aufraffen, wenn er nicht als ein thörichter Betbruder Vorsehung und Schicksal verwechselt und in dem verwerflichsten Fatalismus oder Schicksalsaberglauben die Hände müßig in den Schooß legt und Alles gehen läßt, wie es eben geht.

So gewahrt denn auch der Menschenfreund mit freudiger Rührung, daß die Jugend in diesen Arbeitsschulen so manche schöne Tugend, welche die Kinder in andern Schulen eben nur, wie ihren Katechismus, auswendig lernen, kennen und wissen, hier schon üben und durch die längere Uebung sich aneignen; daß der Segen der Arbeit auch bei diesen Kindern nicht blos ein irdischer Vortheil, sondern auch ein geistlicher Gewinn, ein Gewinn für Zeit

und Ewigkeit ist; daß Frömmigkeit und Demuth, Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, Genügsamkeit und Sitteneinfalt, Reinlichkeit und Ordnungsliebe, Wißbegierde und Lernlust, eine freiere Selbstbestimmung und größere Selbstthätigkeit in diesen Schulen so recht zu Hause sind, und daß man ebendeshalb da, wo es gilt, die verwahrloste Jugend auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, heutzutage vorzugsweise diesen Erziehungsgang wählt, wie in der That die große Mehrzahl unserer deutschen Pestalozzistiftungen, den Grundsätzen des edeln Mannes, dessen Namen sie tragen, treu bleibend, Arbeitsschulen sind.

Es liegen uns in dieser Beziehung die allerumfänglichsten, begeistertsten und erbaulichsten Berichte vor, z. B. von Lange, Ueber Beschäftigungsanstalten auf dem Lande für städtische Armenkinder; Birnbaum, Ueber die Wehrlischulen (in den Rheinischen Blättern); Blasche, Grundsätze für die Bildung unserer Jugend zur Industrie als einem Gegenstand der allgemeinen Menschenbildung; Wichern, Festbüchlein des Rauhen Hauses; v. Wedderkop, das Rauhe Haus; Michelsen, Die Arbeitsschulen der Landgemeinden in Holstein; endlich auch, und das ist für unsere Töchterschulen von besonderer Wichtigkeit, von Amalie Marschner, Ueber die erziehlichen Einflüsse des Lebens auf die Armen. Was Wunder, daß alle Schulmänner, welche mit den gegenwärtigen Zuständen in unserer Schule nicht zufrieden sind, mehr oder weniger scharf diese Arbeitsschulen ins Auge faßten, mit ihnen unsere alten, herkömmlichen Lernschulen verglichen und schließlich „die Versöhnung der Schule mit dem Leben“, wie man das Praktischer-werden unserer unpraktischen Schulen nannte, darin suchten, daß unsere Lernschulen mehr und mehr zu Arbeitsschulen werden müßten. Den Reigen führt hier der Philosoph

Fichte, dessen „Reden an die deutsche Nation" Jeder lesen sollte, auch wenn er von vornherein dessen „Nationalerziehung" auf das Bestimmteste ablehnt; ihm sind in unsern Tagen gefolgt Curtmann und Grube in ihren „Reform"-Vorschlägen für die Volksschule; Kirchmann in seinen „Naturforderungen"; Georgens in seinen zahlreichen Schriften und Zeitschriften über „Erziehung durch die Arbeit und zur Arbeit", sowie am Entschiedensten endlich Karl Friedrich in seiner „Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule."

Daß solche und so viele Stimmen zu gleicher Zeit und mit solcher Kraft sich für denselben Gegenstand erhoben haben, muß äußerlich schon jeden eifrigen und ehrlichen Schulmann zum Nachdenken auffordern; um wieviel mehr fühlt sich der Forscher auf diesem Gebiete im Innersten zu dieser Frage hingezogen, wenn er sieht, daß Vater Pestalozzi's erste Erziehungsstätte der Ausgangspunkt für diese Idee war, daß es also, wie ich oben sagte, hier wiederum gilt, als treuer Jünger des unsterblichen Mannes sein Vermächtniß als unser aller Erbtheil nach bestem Wissen und Gewissen auszubeuten. Versuchen wir es, und fangen wir hierbei, wie natürlich, damit an, den Begriff der Arbeit festzustellen.

## Zweiter (52.) Brief.

### Von dem Unterschied zwischen Lernschulen und Arbeitsschulen.

Ich frage dem Obigen zufolge zuvörderst Jene, welche eine „Erziehung zur Arbeit" allgemein und unbedingt in allen Schulen fordern,

1. ob ein Kind, welches im 12. Jahre angehalten wird, außer seiner Muttersprache noch Englisch und Französisch gründlich zu lernen, arbeitet oder nicht, und wenn ich auf diese Frage, wie ich erwarte, ein Ja zur Antwort erhalte, so setze ich nunmehr voraus, daß bei der „Erziehung zur Arbeit" in höhern Lehranstalten nicht geistige, sondern körperliche Arbeit zu verstehen sei; sonst könnte man ja nicht erst in diesen Schulen verlangen, was sicherlich, und zwar sehr gewöhnlich im Uebermaß, in ihnen schon vorhanden ist. Demnach frage ich nun weiter.

2. welche körperliche Arbeit in den höhern Lehranstalten einzuführen sei; und indem ich für Realschulen außer dem jetzt schon üblichen Vermessen des Landes in den mathematischen Stunden, außer dem Anfertigen der Briefkouverts in den deutschen stylistischen Stunden und außer dem Pappen der Mineralienkästchen in den naturgeschichtlichen Stunden etwa noch vorschlage: Zimmern, Tischlern und Drechseln, sowie Graben, Jäten und Steinelesen in dem Schulgarten; ebenso für die höhern Töchterschulen außer den jetzt schon herkömmlichen Nadelarbeiten etwa noch: Waschen, Trocknen, Rollen und Plätten der Wäsche, sowie Kochen, Braten und Backen in einer besonders anzulegenden Schulküche, erhalte ich von den Einen, wie etwa Grube, ein entschiedenes Nein zur Antwort, von Andern, wie Curtmann, ein ziemlich bedingtes und halb ausweichendes Ja, von noch Andern endlich, wie Pestalozzi, Michelsen, Kirchmann, Karl Friedrich, Georgens und selbst Amalie Marschner, ein ganz entschiedenes Ja. Pestalozzi sagt: „Was für den Armen als wahrhaft bildend angesehen werden kann, ist dieses nur darum, weil es sich für das Wesen der Menschennatur, ohne Rücksicht auf

seinen Stand und seine Verhältnisse, als bildend erprobt." Karl Friedrich verlangt einfach „einen gemeinsamen und gleichen Unterricht für die Kinder aller Stände" und läßt sich nach einem solchen Vordersatz natürlich nicht dadurch beirren, „daß manche reiche Familie bei dem Gedanken, auch die Kinder aus guten Häusern sollten neben den Armenkindern in der Schule für Geld arbeiten, die Nase rümpfen werde." Er findet, daß seine „arbeitenden Kinder" zwar einseitiger gebildet sind, als unsere „lernenden Kinder", daß sie aber geweckter und anstelliger, fleißiger und betriebsamer, selbstbewußter und selbstthätiger im spätern Leben und deshalb auch zufriedener und glücklicher sind, als die blos „lernenden Schüler", und so müsse man, schließt er daraus, um diese höchsten und vornehmsten Zwecke zu erreichen, lieber auf die eigentlichen höhern Lehranstalten ganz verzichten und auch diese Schüler und Schülerinnen zu „arbeitenden Kindern" machen. „Wo nicht, so werde am Ende — um mich hier des Ausdrucks eines belgischen Berichterstatters zu bedienen — den Kindern der Bettler und Landstreicher eine bessere Erziehung zu Theil, als den Kindern der unbescholtenen und unabhängigen Bürger." Von einer „Versöhnung des Lebens mit der Schule" ist also hier nicht mehr die Rede; sondern das Leben, und noch dazu das nackte, harte Leben des Armenkindes, stürmt an die Schule heran, wirft sie über den Haufen und setzt sich an ihre Stelle. Sind wir so weit gekommen, so stehen wir ganz von selbst und auch ohne daß uns das versammelte Laienpublikum ringsum ein Halt zuruft, still, kehren ebenso in aller Stille um und suchen bedächtig die Stelle auf, wo wir vom rechten Wege abgekommen sind. Denn auf einem rechten Wege waren wir, das ist

ganz sicher; viel Wahres und Gutes liegt in den ersten und obersten Sätzen der „Erziehung zur Arbeit“, nur fragt es sich, wo die Begriffsverwirrung und damit auch die Abirrung vom rechten Wege ihren Anfang genommen hat. Am sichersten dürfte sich diese gefährliche Stelle entdecken lassen, wenn wir jene oft wiederkehrende Hinweisung auf das Leben als Fingerzeig benutzen; und zwar werde ich bei der hier nachfolgenden Untersuchung, um vorerst nicht durch ängstliche Unterscheidungen aufhältlich zu werden, die Kinder in der Schule von den Kindern im Elternhause nicht besonders trennen, wodurch dem Elternhause allerdings zu gewissen Zeiten ein Unrecht widerfährt, das ich jedoch am Schluß unserer Betrachtung (im elften Briefe) wieder gut machen kann.

Das große öffentliche Leben, wie das häusliche oder Familienleben, ist ein äußeres Leben, kein inneres, ist Thätigkeit, nicht Wissenschaft; hier muß der Mensch etwas thun, nicht blos denken, wissen und wollen; und für das Leben in der Familie und in der bürgerlichen Gesellschaft erziehen wir deshalb die Kinder am unmittelbarsten, wenn wir sie oft und wiederholt, regelmäßig und planmäßig in den Fall bringen, selbst etwas zu thun oder, wie wir eigentlich nur von den Erwachsenen zu sagen pflegen, zu handeln. „Das war eine schöne, eine gute Handlung; das war eine treffliche, edle That,“ so können wir selten oder gar nicht von unsern Kindern sagen, eben weil wir sie blos nachdenken lassen, was wir ihnen vorgedacht haben, weil wir sie blos auswendig lernen und treulich nachsagen lassen, was wir ihnen vorgesagt haben, weil wir sie blos eifrig dazu anhalten, recht vieles Wissen in ihren Büchern und Heften, sowie in ihrem Gedächtniß anzusammeln und, wenn es hoch kommt, dasselbe Wissen schließlich noch durch klares und richtiges

Denken zu ordnen. So wenig man deshalb berechtigt ist, von unsern Kindern zu sagen, daß sie handeln, ebenso wenig ist man befugt, ihnen nachzurühmen, daß sie viel erleben und erfahren. Sie sammeln keine lebendigen Erfahrungen, sondern nur todtes Wissen; es gibt keine handelnden Kinder und eben deshalb auch keine erfahrenen Kinder. Daher auch der gewaltige, schroffe und so oft mit Verdruß betonte Gegensatz zwischen Schule und Leben, zwischen der langweiligen Schulstube und der lauten Werkstatt oder dem muntern und belebten Verkaufsgewölbe; ja, Vielen erscheint der Schulmeister auf seinem Katheder wie ein Mensch, der auf einer wüsten Insel mitten im Meere mit seinen Kindern lebt, für die übrige Welt abgestorben ist und sich und seine Kinder nur damit plagt, allerhand farbige und wunderlich geformte Steinchen am Strande aufzulesen, welche dieselben Kinder, wenn sie als Jünglinge und Jungfrauen die wüste Insel verlassen, zwar sehr eifrig in ihr Schifflein packen müssen, aber sehr bald, auf einer gewissen Höhe angelangt, als unnützen Ballast, als sogenannte Schulfuchserei über Bord werfen. Grau, Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens junger Baum!

In der That werden unsern Kindern in der Schule zwei wenig geebnete Uebergänge zugemuthet, einmal der Uebergang aus der Spiel- und Elementarschule in die sogenannte eigentliche Schule, und später der Uebergang aus dieser eigentlichen Schule in das Leben, sei es das ziemlich frühe öffentliche Leben unserer Lehrlinge in Werkstätten, Rechenstuben und Verkaufsgewölben, oder das viel spätere Studentenleben.

Ich behaupte kühn, daß unsere Kinder bis zum achten Lebensjahre wirklich handeln und etwas erleben, auch deshalb sehr schöne Erfahrungen bis

zu dieser Zeit und verhältnißmäßig größere Fortschritte, als in den nächsten acht Jahren, machen; denn bis dahin dürfen sie noch fleißig spielen. Das spielende Kind folgt seinem kleinen, wunderlichen Genius ungestört und ist also noch selbstthätig: es zäumt sein Schaukelpferd zu jeder beliebigen Zeit auf, besteigt, streichelt, haut es, spricht mit ihm so zärtlich, wie der Araber mit seinem Roß, und träumt auch, wenn es hoch zu Pferde sitzt und mit unbändigem Schaukeln das Thier vorwärts und rückwärts prallen läßt, von nicht geringern Schlachten, als Don Quixote auf seiner Rosinante. Und die Mädchen mit ihren Puppen, sie lebten nicht ganz in ihrem Spiel? Bald sind sie Mütter und Großmütter, bald Tanten, Kindermädchen und Ammen für ihre Kleinen: das sind in der That noch handelnde, weil spielende Kinder. Aber auch in ihrer Schule finden die Kinder bis zum achten Jahre noch das lebendige, frische Leben und dürfen sich in ihm auch bewegen, daß sie ganz von selbst mitleben, etwas erleben, handeln und etwas erfahren. Ihre Schule ist ja noch Spiel- und Elementarschule. Wie ganz anders wird das vom achten Jahre an in der eigentlichen Schule! Vorher ging der Lehrer noch fleißig mit ihnen auf den Hof, und welches Leben kam da beim Spielen in die ganze große Menge dieser „Elementargeister"; wo sind jetzt diese „Geister" hingekommen? Mit der Elementarschule haben die armen Kinder auch allen Geist verloren; ihr Lehrer läßt sie sogar in den Pausen mit gefaltenen Händchen da sitzen. Früher erzählte ihnen der Lehrer von den Straßen und Thürmen in ihrer Stadt, von den Spaziergängen um die Stadt und nach den nächsten Dörfern; oder von dem Fürsten des Landes, den jüngst die Kinder haben im Wagen gesehen, und von dessen Vater und Großvater, deren Stand-

bilder sie täglich auf den öffentlichen Plätzen sehen können; oder von den Bäumen, Sträuchern und Gräsern, welche um die Stadt wachsen, von den Steinen, die zum Pflastern und Häuserbauen täglich vor den Augen der Kinder gebraucht werden. Jetzt spricht der neue Lehrer urplötzlich vom Euphrat und Tigris, von Astyages und Semiramis, von der Palme und den Lianen, vom Ichneumon und der Klapperschlange. Noch vor vier Wochen rechnete der Lehrer nicht anders mit seinen Kindern, als daß er seine Rechenbeispiele durch Stäbchen, Klötzchen und Papierschnitzel, durch Bohnen, Wicken und Erbsen, durch Rechenpfennige, Zahlpfennige und andere Pfennige anschaulich machte; der neue Lehrer hält diese Veranschaulichungsweise unter seiner Würde, und mit Thalern und Groschen, Gulden und Kreuzern, Pfunden und Lothen rechnen zu lassen, ist ihm verboten; die benannten Zahlen kommen erst zwei Jahre später wieder zum Vorschein.

Da haben wir einen höchst schroffen, oft gänzlich unvermittelten Uebergang, der noch dazu durch den amtlichen Gegensatz, den man zwischen den zwei Klassen der Elementarschule und den sechs Klassen der eigentlichen Schule macht, gerechtfertigt scheint, wenigstens Hunderte von Lehrern und so manchen Direktor zu jenen sehr verderblichen Irrthümern und grundfalschen Maßnahmen führt. Wo bleibt da, ihr Verehrer Pestalozzi's, sein „lückenloses Fortschreiten"? Ist bei euch nicht oft gleich das erste Gesetz eines richtigen Fortschrittes, das Gesetz der Stetigkeit, verletzt? Sage man doch lieber kurz und bündig: acht Schuljahre, und lasse man den Lehrgang in allen acht Jahren elementarisch sein und bleiben. Dann wird auch der zweite Uebergang, nemlich der Uebergang des Kindes aus der Schule in das Leben, von der Schulbank an die Hobelbank, vom Schulmeister

zum Lehrmeister, aus der Schulstube in die Rechenstube, nicht so schroff und jäh, so unvermittelt und unerwartet, so abschreckend und sinnverwirrend sein, als er jetzt für so viele unserer Kinder ist und sein muß.

Was ist's also, das unsern Kindern vom 8. bis 14. Jahre bei ihrer Erziehung fehlt?

Sie kommen nicht zum Handeln, d. h. zur freieren Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, weil man

1. sie von dieser Zeit an nicht mehr spielen, sondern blos lernen läßt; weil

2. weder Schule noch Haus ihnen anderweit genügenden Anlaß zum Handeln geben, und weil

3. selbst der Kreis von Dingen, welche sie zu dieser Zeit lernen, ihnen weitab, ja oft ganz fern liegt und deshalb keinen Anstoß gibt, zum Leben zurückzukehren, in dem Leben sich zu bewegen und selbstthätig im Leben ein wenig mitzuwirken. Alles, was sie lernen, sind vielleicht recht merkwürdige und wissenswürdige Dinge, aber gemeinverständliche und gemeinnützige Dinge sind es nicht.

Aber gäbe es wirklich von dieser Regel keine Ausnahme? Allerdings gibt es eine solche, und um ihretwillen ist, wie ich hier gestehen will, Alles, was bisher in dieser Beziehung besprochen worden ist, von mir gesagt worden.

Es gibt nemlich ein großes Stück Leben, welches gebieterisch der Schule und dem Elternhause bei der verfehlten Kindererziehung ein Halt zuruft und sich gewaltig, ja gewaltsam mitten in die Kindererziehung hineindrängt, so daß wir sagen müssen: „Hier haben wir praktische Erziehung, Erziehung für das Leben, Erziehung zum Handeln.“ Dieses Stück Leben ist die harte Nothwendigkeit, das unausweichliche Bedürfniß, die Armuth, die Dürftig-

keit. Arme Familien müssen ihre Kinder zur Arbeit brauchen, und Armenschulen können über die allergemeinnützigsten Dinge nicht hinausgehen, ja, sie machen sich oft, z. B. in Fabrikstädten, zugleich zu Arbeits- und Erwerbsschulen, und hier haben wir, da arbeiten zugleich handeln ist, in der That auch gewöhnlich für das Kind Anlaß genug zum Handeln. Wenn in armen Häusern die ältern Kinder ihre jüngern Geschwister warten und die Eltern bei ihrer Handarbeit unterstützen müssen, und wenn in Armenkinderkolonien die Knaben mit dem Spaten in der Hand und die Mädchen am Waschfaß ihr Brod sich selbst verdienen, so heißt das wirklich handeln und etwas erleben und erfahren, und sicherlich haben solche Kinder Gelegenheit, manche schöne Tugend zehn Jahre früher, als die Kinder höherer Stände, zu lernen.

Aber hier liegt auch das, was ich oben, mit Erlaubniß meiner Gegner, eine Begriffsverwirrung genannt habe. Diese Männer schließen nemlich so: Um den Menschen richtig zu bilden, muß vor allen Dingen sein Charakter gebildet werden; zur Charakterbildung gehört vor Allem Selbstbewußtsein, Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit, eignes Handeln; bei der Arbeit sind wir nun aber handelnd: folglich müssen wir alle unsere Kinder mit Arbeit und durch Arbeit und zur Arbeit erziehen. Die Vordersätze sind hier untadelig; auch der herangenommene Mittelsatz: Bei der Arbeit sind wir handelnd, ist richtig; nur der Schluß, die letzte Folgerung, ist viel zu stark und deshalb durchaus fehlerhaft. Man beweist hier viel zu viel und deshalb nichts. Denn alles Arbeiten ist ein Handeln, aber alles Handeln ist deshalb nicht ein Arbeiten. Nur wenn es ohne Arbeiten kein Handeln gäbe, würde die Folgerung richtig sein; dem ist

aber nicht so. Das Sparen z. B. ist eine Handlung und wird Vielen herzlich sauer; aber ein Arbeiten ist's nicht. Nur deshalb, weil jene Pädagogen eine Art der Handlungen, nemlich die Arbeit, für gleichbedeutend mit Handlung überhaupt genommen haben, ist es auch möglich gewesen, daß sie die Ausnahme zur Regel machen wollten. Die Armuth ist doch, Gott sei Dank! bei uns nicht die Regel, sondern die Ausnahme; und die Erziehung der Armenkinder wird ebendeshalb nicht durch und durch maßgebend für die Erziehung aller Kinder sein. Es wird sich jederzeit auch in der Schule sehr empfindlich rächen, wenn man allen Stände-Unterschied aufheben will; und so wenig rathsam es ist, die Armenkinder ohne Weiteres zu den Kindern bemittelter und reicher Eltern auf die Schulbank zu setzen, die gefährliche Träumerei der Kommunisten und Sozialisten, eben so thöricht wäre es, umgekehrt, die Kinder bemittelter und reicher Eltern in die Arbeitsschulen der Armenkinder zu schicken, das gutgemeinte Hirngespinnst unsrer „Erzieher zur Arbeit".

Aber jetzt wirft sich auch ganz von selbst die herrliche Frage auf: Nachdem wir die Arbeit der Armenkinder für die Kinder bemittelter und reicher Eltern abgelehnt haben, welche andere Art des Handelns verbliebe wohl für diese zuletzt genannten Kinder selbst? Wie machen wir es, daß auch die Kinder bemittelter und reicher Eltern, wie jene Kinder bei ihrer Arbeit, so in ihrem freilich erst noch zu schaffenden Wirkungskreise — ein bei Kindern fast spaßhaft klingender Ausdruck! — so manche schöne Tugend nicht blos lernen, sondern auch üben, das Gute nicht blos kennen und wissen, sondern auch schon können und ausüben?

Der Forscher auf dem Gebiete der Erziehungswissenschaft hat hier keine leichte Arbeit; am besten thut er

wohl, wenn er zunächst versucht, den Armenkindern bei ihrer Arbeit etwas abzulauschen. Versuchen wir es, und fangen wir mit den Mädchen an.

## Dritter (53.) Brief.

### Von den sogenannten weiblichen Arbeiten in der Schule.

Gewisse Städte haben Arbeitsschulen für arme Mädchen, in denen diese täglich vielleicht nur zwei Stunden lernen, dafür aber vier bis sechs Stunden mit der Nadel arbeiten. Leider übertreiben manche dieser Anstalten die Sache in sehr arger Weise, wollen mit den Bürgerschulen im Unterricht wetteifern und doch auch viel einträgliche Arbeit liefern, so daß die armen Mädchen übermäßig angestrengt werden, namentlich viel zuviel sitzen, und im 14. Jahre mit siechem Körper die Arbeitsschule verlassen. Oder man muntert das Mädchen zu übertriebener Sparsamkeit auf, gibt ihm selbst nur mit Zögern, den Eltern aber in keinem Falle etwas von dem erworbenen Gelde, so daß die ärmliche und erbärmliche Kost bei anhaltender Kopf- und Handarbeit gleichwohl fortdauert, und schließlich das vierzehnjährige Mädchen mit 50 Thlr. im Sparkassenbuch und eben so viel Keimen zu den verschiedensten Krankheiten in dem blutarmen und bleichsüchtigen Körper die wohlthätige, aber unverständige Anstalt verläßt.

Solche Dinge dürfen nun freilich die Direktoren und Lehrer der höhern Töchterschulen nicht zum Muster nehmen; aber daß ein solches Mädchen mit Selbstgefühl

und einer Art Stolz sagen kann, sie könne sich und ihren Angehörigen nun bald alle Arten von Wäsche, vielleicht auch gewisse Kleidungsstücke selbst fertigen, ja, sie habe auch schon einen kleinen Sparpfennig in Händen, das ist doch sicherlich etwas, was wir Lehrer an höhern Töchterschulen, sowie Väter und Mütter selbst, auch unsern „Töchtern" schaffen möchten, das schöne Bewußtsein nemlich, für seine eigenen Bedürfnisse theilweise schon selbst sorgen zu können und somit eine kleine Selbstständigkeit durch eignes Handeln errungen zu haben; ferner auch Andern schon in der Jugend nützlich sein zu können, und endlich mit wohl erworbenem Rechte über einige Stücke des kostbaren Metalls, das nun einmal die Welt regiert, verfügen zu können.

Und was thut wohl manche Höhere Töchterschule? Sie erklärt, daß innerhalb ihrer Räume für weibliche Arbeiten kein Platz sei, und gibt auch so viel deutsche, englische und französische Aufgaben den Mädchen mit nach Hause, daß verständige Mütter auch da auf weibliche Handarbeiten ihrer Töchter lieber bis nach der Konfirmation ganz verzichten. Aber warum heißen denn diese Arbeiten ganz spezifisch, d. h. ganz wesentlich und recht eigentlich weibliche Arbeiten? Soll das künftige Weib erst im 15. Jahre sie erlernen, da sie doch vielleicht schon im 16. Jahre Braut ist? Und ist es nicht eine der vornehmsten Bedingungen eines geordneten Hausstandes, daß die Frau vom Hause dergleichen Arbeiten wenigstens aus dem Grunde verstehe? Wie kann sich die Schule so rücksichtslos von der Familie und dem Leben losreißen? Es ist jederzeit eine Art Verwilderung und Ausartung unserer Töchter, eine Art Demoralisation oder Entsittlichung, wenn sie vor den weiblichen Arbeiten Abneigung zeigen. In alter Zeit gehörte es zu dem guten Lob eines

Edelfräuleins, das Garn zu ihrer Ausstattung ganz oder zum größten Theil im Laufe der frühern Jahre selbst gesponnen zu haben; nun, auch unsere Fräulein können sich ein ähnliches Lob sehr wohl erwerben, wenn man in ihrer Schule, ohne deshalb die fremden Sprachen und schönen Wissenschaften hintanzusetzen und zu vernachlässigen, auch diesen weiblichen Arbeiten die gebührende Aufmerksamkeit schenkt, und Lehrer und Mütter sich in diesem Stücke gegenseitig unterstützen, während jetzt diese Arbeiten zuweilen wohl gar zum Zankapfel zwischen Schule und Elternhaus geworden sind. Auch die Tochter bemittelter und reicher Eltern wisse, daß sie mit der Nadel in der Hand schon eine kleine Rolle in der Welt, nemlich in ihrer kleinen Welt, der Familie, spielen könne, und die Schule müsse durch planmäßige und geschickte Anleitung und Uebung dem Mädchen behilflich werden, diese kleine Rolle in der Welt wirklich zu übernehmen. Immer mehr muß die Familie in die Schule hinein, und umgekehrt die Schule in die Familie hinein; nicht darf sich umgekehrt die Schule darin gefallen, von der Familie sich frei zu machen und ihren eignen Weg zu gehen; die Schule ist und bleibt Dienerin der Familie, denn sie ist ihre Stellvertreterin. Aber auch die Familie setze nicht eine Ehre darein, dieses Uebergewicht so oft als möglich der Schule fühlen zu lassen oder eifersüchtig sich Arbeiten vorzubehalten, welche ganz wesentlich und recht eigentlich weibliche Arbeiten heißen und deshalb einer Töchterschule nicht fremd bleiben dürfen.

Wenn dabei die Eltern noch dem Grundsatz folgen, daß sie in denjenigen Fällen, wo ihre Kinder ihnen einen wirklichen Nutzen schaffen, ihnen eine Ausgabe ersparen und so einen bestimmt abzuschätzenden Gewinn bringen,

diesen Kindern je zuweilen eine kleine Vergütung an baarem Gelde in die Hand (nicht in die Sparbüchse) geben, so können dieselben weiblichen Arbeiten noch die Gelegenheit bieten, das Mädchen zu lehren, welchen Werth selbsterworbenes Geld habe, welche Freude man an solchem Gelde habe, und wie wichtig die Kunst sei, mit demselben Gelde haushälterisch umzugehen und es schließlich richtig und gut anzuwenden. In der That ersparen die Mädchen, welche für sich oder für Andere in der Familie etwas Nützliches mit der Nadel gefertigt haben, dem Vater oder der Mutter eine Ausgabe, und sie mögen, ohne daß man ängstlich mit Grübeln und Haarspalten seine und seiner Kinder Begriffe verwirrt, einfach nach dem Sprichwort: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth", je zuweilen eine winzige Vergütung erhalten. Wenn dieses Geld schon an sich großen Werth für das Kind hat, ist der symbolische d. h. sinnbildliche Werth desselben in solchem Falle noch viel höher anzuschlagen. Durch dieses Geldstücklein wird nemlich das Mädchen zur Arbeiterin umgestempelt; sie hat jetzt einen Verdienst gehabt und deshalb auch ein Verdienst in der Welt sich erworben; sie ist nunmehr schon ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft, eine kleine Person, die da handelt und wenigstens in freier Selbstbestimmung gut gearbeitet hat, nachdem sie, um überhaupt dies zu arbeiten, nicht völlig frei, sondern von Schule und Haus dazu genöthigt war. Daß hier die sinnbildliche Auffassung auch bei dem Kinde vorherrscht, sieht man ganz deutlich daraus, daß ein kleines Mädchen ganz zufrieden, ja überglücklich ist, wenn ihr die Mutter sagt: „Sieh, liebes Kind, nun brauche ich dir, nachdem du diese Arbeit glücklich zu Stande gebracht hast, kein solches Stück, das mich immerhin 5 Ngr. kosten würde, zu kaufen; hier hast du

5 Pfennige." Offenbar ist es also kein Bezahlen, denn dann müßte das Kind 5 Ngr. erhalten, sondern ein Belohnen durch das Bezeigen der mütterlichen Zufriedenheit und Freude, deren Ausdruck in dem kleinen Silberstück von 5 Pfennigen besteht. Allerdings gehört Vorsicht dazu, um das Kind durch dergleichen Löhnung oder, besser gesagt, Belohnung nicht selbstsüchtig und gewinnsüchtig zu machen; allein man sollte sich durch diese mögliche Gefahr, welche man ja mit einiger Behutsamkeit vermeiden kann, von diesem Verfahren nicht so allgemein abhalten lassen. Auch darf man in dieser Beziehung bei den Nadelarbeiten nicht stehen bleiben; Mädchen und Knaben können immer von Zeit zu Zeit einmal in den Fällen, wo sie sich als wirklich nutzenbringend erwiesen haben, durch dergleichen winzige Geldspenden zu handelnden Personen umgestempelt und dadurch zu immer größerer Selbstthätigkeit und freierer Selbstbestimmung angespornt werden. Mit Vergnügen gebe der Vater seinem Kinde, das sich den lockern Zahn selbst herausgezogen hat, 10 Pfennige, da es ihm 10 Ngr. beim Zahnarzt erspart hat. Das Kind hat an dem Zahne tüchtig und nicht ohne Muth herumgearbeitet, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth!

Um nun zu unsrer Schule zurückzukehren, so muß sie offenbar, wenn sie sieht, daß die weiblichen Handarbeiten eine solche sittliche Bedeutsamkeit für die „Erziehung der Kinder zum Handeln" haben, und daß sich leider innerhalb der Schule solche Hebel nicht im Ueberfluß finden, nur um so größere Anstrengungen machen, um wenigstens mit diesem Hebel kräftig zu wirken. Jede Klasse erhalte, wie in allen übrigen Lehrstunden, so auch bei diesen Nadelarbeiten eine Allen gemeinschaftliche Aufgabe, so daß von selbst unter den Schülerinnen ein flotter

Wetteifer entsteht; bei den öffentlichen Prüfungen müsse jede Schülerin, wie eine Schriftprobe und eine Zeichnung, so auch eine Nadelarbeit ausstellen, und auf der Zensur darf diese Rubrik natürlich ebenfalls nicht fehlen. Daß eine Befreiung einzelner Schülerinnen von diesem Unterrichtszweig Statt haben könne, ist nach dem Gesagten geradezu undenkbar. In einer nach sittlichen Gesichtspunkten geordneten Schule wäre es ungereimt, auf einen so praktischen d. h. zur Erreichung sittlicher Zwecke so nutzbaren und an sittlichen Einwirkungen so ausgiebigen Lehrgegenstand auch nur bei einer Schülerin zu verzichten.

Und jetzt wollen wir in jene Arbeitsschule für arme Mädchen zurückkehren und sehen, ob sich nicht auch, wie die Nadelarbeiten dieser armen Mädchen, so auch die Sparkassenbücher derselben Kinder in die höhern Töchterschulen einführen lassen.

## Vierter (54.) Brief.

### Von der Sparkasse und Strafkasse in der Schule.

Von den Pfennig- und Groschenstücken, welche meinem Rath zufolge so manche Schülerin einer höhern Töchterschule für wirklich nutzbare Nadelarbeiten u. dergl. m. zu Hause erhalten dürfte, muß in der Schule ganz abgesehen werden, da die Lehrerin dieser Arbeiten oder der Klassenlehrer oder selbst der Direktor die Verwendung dieser Sparpfennige zu überwachen weder das Recht, noch die Zeit, noch die rechte Gelegenheit hat; insbesondere

läßt sich auch eine gemeinschaftliche Sparkasse aller Schülerinnen einer Klasse aus und mit jenen Sparpfennigen wegen der großen Verschiedenheit solcher Beisteuern nicht wohl herstellen. Gleichwohl wird zu Uebung der Sparsamkeit und zugleich Wohlthätigkeit eine solche allgemeine Sparkasse der einzelnen Klassen und der ganzen Anstalt von großer Wichtigkeit, auch ohne große Mühe auf andere Weise einzurichten sein.

Jeden Sonnabend wird z. B. 1 Ngr., welchen die Schülerin von ihren Eltern erhält, bei dem Klassenlehrer niedergelegt, was im Jahre 1 Thlr. 22 Ngr. beträgt und bei 80 Schülerinnen in 4 Klassen also die artige Summe von mehr als 150 Thlr. ergibt. Ueber $1/3$ dieser Summe verfügt die einzelne Klasse in gemeinschaftlicher Berathung unter Vorsitz des Klassenlehrers; über $2/3$ dieser Summe verfügt der Lehrerkörper und in gewissen Fällen der Direktor. Die Verwendung ist folgende: 1) Betheiligung an öffentlichen milden Spenden. 2) Milde Spenden der höhern Töchterschule oder einzelner Klassen im Besondern. 3) Bestreitung der Kosten bei kleinen Ausgängen von 10 bis 11, beziehentlich 12 Uhr, oder bei größern Ausflügen an schönen Nachmittagen oder an einzelnen, dazu besonders frei gegebenen ganzen Tagen. 4) Zuschuß zu den Kosten des Schulfestes. Sehr natürlich werden die zwei letzten Punkte im Winter nichts oder nur sehr wenig kosten, so daß die Schülerinnen im Winter für den Sommer sparen, worüber die hier nachfolgenden spätern Briefe erst ein Mehreres besagen können.

Hier also treten die Schülerinnen mit ihrem allsonnabendlich beigesteuerten Gelde wirklich handelnd auf, und wenn sie auch hierbei unter Anleitung und Einwirkung der Lehrer handeln, so will das durchaus nicht sagen, daß „der Vorsitz der Lehrer“ bei den zu pflegenden

Unterhandlungen und Berathungen den Regungen der Wohlthätigkeit und andern sonstigen Neigungen und Wünschen soviel Gewalt anthun würde, daß es zu freier Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der Schülerinnen nicht kommen könnte. Man wird natürlich oft abstimmen müssen, und gerade diese Uebung, seine Meinung und Neigung den Meinungen und Neigungen der Mehrzahl unterzuordnen, wird ihr Gutes haben. Wieviel Erwachsene lassen diese Art der im Familienleben und im geselligen Leben allernothwendigsten Selbstverleugnung schmerzlich vermissen, da sie in ihrer Schule zu allem Möglichen, nur nicht zum Handeln, und am wenigsten zum gemeinschaftlichen Handeln vorbereitet und angeleitet worden sind.

Auch eine Strafkasse wird sich dadurch bilden, daß z. B. die von den Schülerinnen in der Schule zurückgelassenen Sachen mit Beschlag belegt und ihnen später unter Vormerkung eines Pfennigs für jedes Stück zurückgegeben werden. Am Ende eines jeden Monats werden diese Pfennige mittelst Meldezettel und im Wiederholungsfall selbst mittelst Strafzettel bei den Eltern, jedoch mit der Klausel: „wenn es Ihnen beliebt", einkassirt. Der Bestand der Strafkasse geht ganz in die Sparkasse über, wird aber ausschließlich für milde Spenden verwendet. Diese Strafkassen sind in Schulen und Kosthäusern nichts Seltenes und, verständig eingerichtet, durchaus zu empfehlen. Wenigstens erscheint es ganz folgerecht, ein Mädchen, das ich oben für würdig erklärt habe, für ihre Arbeit einen kleinen Lohn zu erhalten, nunmehr auch anzuhalten, einige Groschen in der Sparbüchse zu Hause vorräthig zu haben, um später mit einem Strafgeld von einigen Pfennigen belegt zu werden, wenn sie Bücher oder Hefte vergißt und in der Schule zurückläßt oder

durch hingeworfene Papierschnitzel, Kirschkerne, Nußschalen, Aepfelkröbse ꝛc. dasselbe Klassenzimmer unsauber gemacht hat. Dieses kleine Stück bürgerliches Leben, Polizei und Strafordnung ist immerhin ganz gut dazu zu brauchen, das Kind schon handelnd und frei sich selbst bestimmend darzustellen und es so zu nöthigen, sich selbst auch als handelnde Person zu betrachten.

---

## Fünfter (55.) Brief.

---

### Von den Klassenaufsehern und Bankältesten in unsern Schulen.

Jene bürgerliche Strafordnung zu Ende des vorigen Briefs führt mich auf das „Inspektoren"- und Bankältestenwesen in unsern Schulen, ein Stück Schulleben, welches von sehr Vielen ganz vorzugsweise benutzt wird, um Handlung in die Schule einzuführen und die große Welt (den Makrokosmus) in der Schule als einer kleinen Welt (Mikrokosmus) kräftig abzuspiegeln. Leider hat man aber hier sehr, sehr unglücklich gegriffen. Ich gebe gern zu, daß ein Theil der bürgerlichen Verfassung, des Gemeinde- und Staatslebens, selbst der bürgerlichen Strafgesetzgebung auf das Zusammenleben der Schüler oder Schülerinnen übergetragen werden muß, wie mehrere frühere Briefe (Nr. 31 — 34. und 40.) das Weitere auseinandersetzen; aber das, was man seinen Inspektoren oder Klassenaufsehern, seinem Klassenersten und seinen Bankältesten überträgt, ist ja doch nicht die Rolle des Gesetzgebers, Richters und Gesetzvollstreckers, sondern die

Rolle des Thor-Aufpassers, Tagewächters, Flurschützen, Grenzjägers, Gendarmen und Häschers, kurz der Polizeimannschaft; und wenn es Thatsache ist, daß kein Beamter in der Welt so sehr der Ausartung ausgesetzt ist, als eben jene genannten Beamten, so begreift sich auch leicht, daß unsere Kinder als Klassenpolizei sofort ausarten. Jenes harte Urtheil soll selbstverständlich jener höchst ehrenwerthen und oft mit der größten Hingebung und Aufopferung arbeitenden Beamtenklasse nichts von der verdienten Achtung nehmen; unbestreitbar ist's aber, daß die noch so häufige Abneigung des Volkes vor diesen Beamten nur deshalb so tief eingewurzelt ist, weil sie vollständig geschichtlich ist, indem sie sich aus der „guten alten Zeit" herschreibt, wo noch alle Völker despotisch regiert wurden und der Despotismus, wenn er das Richteramt nicht (korrumpiren d. h.) fälschen und ausarten lassen konnte, wenigstens diese untergeordneten Werkzeuge der Gerechtigkeit (korrumpirte, d. h.) verführte und ausarten ließ. Man vergleiche einen englischen policeman und einen neapolitanischen sergente oder sbirro, und — ich habe Alles gesagt. Was für eine Regierung ist denn aber das Schulregiment? Ist es nicht die patriarchalische Verfassung? Und muß und soll sie es nicht sein? Ich beziehe mich auf die oben angeführten Briefe. Wo das patriarchalische Verhältniß gewichen ist, haben wir eine Kinderkaserne, keine Schule. Aber was ist ein launischer, parteiischer, jähzorniger und argwöhnischer Patriarch anders, als ein Despot? Und empfiehlt sich umgekehrt nicht heutzutage noch ein menschenfreundlicher Selbstherrscher im Großen und Kleinen, in Staaten und Patronaten, als liebenswürdiger Patriarch? Demnach ist auch in der Schule die oben besprochene Gefahr vollständig und im größten Maßstabe vorhanden: es gibt der

parteiischen, launischen, argwöhnischen, grämlichen und jähzornigen Lehrer genug, und ihre Klassenersten und Bankältesten werden nur zu bald nicht gerade von diesen Lehrern selbst zu Werkzeugen ihrer garstigen Untugenden gemacht werden, wohl aber sich selbst dazu machen und, was das Schlimmste dabei ist, diese Untugenden selbst annehmen. In Knabenklassen bildet sich bald ein roher, frecher Pennalismus aus: in Mädchenklassen dagegen — ich werde hier ein Wort gebrauchen, das von Kindern, weil wir selten handelnde Kinder haben, selten gebraucht wird, aber hier, wo sie einmal wirklich handeln, auch billig gebraucht werden kann — in Mädchenklassen dagegen, sage ich, bildet sich bald die niederträchtigste Heuchelei, Eifersüchtelei, Dünkelhaftigkeit, Herrschsucht und Ränkesucht, die gröbste Lüge und Verläumdung, Klatscherei und Angeberei aus. Wenn sich daher die Beaufsichtigung der Schulkinder durch Schulkinder nicht ganz vermeiden läßt, so führe man wenigstens die allwöchentliche Versetzung in seiner Klasse ein. Jene Wochendiktate, welche von mir in frühern Briefen (Nr. 25 ff.) aus ganz andern Rücksichten empfohlen worden sind, haben auch eine ganz unberechenbar große sittliche Tragweite in Beziehung auf das gesellige Zusammenleben der Kinder. Es lerne, wo möglich, Jeder und Jede in der Schule gehorchen und befehlen; so artet Keiner und Keine beim Befehlen aus. Ich für meine Person gebe wenigstens jedes Kind, das sechs Monate oder gar ein Jahr lang Klassenerster oder Klassenerste mit der ganzen Machtvollkommenheit eines kleinen Polizeidirektors in der Schule gewesen ist, für lange Zeit verloren; sein Charakter ist unter einer äußern, oft sehr saubern Verhüllung jämmerlich verzerrt und verpfuscht.

Und hier werden die Vertheidiger der „Erziehung

1. ob ein Kind, welches im 12. Jahre angehalten wird, außer seiner Muttersprache noch Englisch und Französisch gründlich zu lernen, arbeitet oder nicht, und wenn ich auf diese Frage, wie ich erwarte, ein Ja zur Antwort erhalte, so setze ich nunmehr voraus, daß bei der „Erziehung zur Arbeit" in höhern Lehranstalten nicht geistige, sondern körperliche Arbeit zu verstehen sei; sonst könnte man ja nicht erst in diesen Schulen verlangen, was sicherlich, und zwar sehr gewöhnlich im Uebermaß, in ihnen schon vorhanden ist. Demnach frage ich nun weiter.

2. welche körperliche Arbeit in den höhern Lehranstalten einzuführen sei; und indem ich für Realschulen außer dem jetzt schon üblichen Vermessen des Landes in den mathematischen Stunden, außer dem Anfertigen der Briefkouverts in den deutschen stylistischen Stunden und außer dem Pappen der Mineralienkästchen in den naturgeschichtlichen Stunden etwa noch vorschlage: Zimmern, Tischlern und Drechseln, sowie Graben, Jäten und Steinelesen in dem Schulgarten; ebenso für die höhern Töchterschulen außer den jetzt schon herkömmlichen Nadelarbeiten etwa noch: Waschen, Trocknen, Rollen und Plätten der Wäsche, sowie Kochen, Braten und Backen in einer besonders anzulegenden Schulküche, erhalte ich von den Einen, wie etwa Grube, ein entschiedenes Nein zur Antwort, von Andern, wie Curtmann, ein ziemlich bedingtes und halb ausweichendes Ja, von noch Andern endlich, wie Pestalozzi, Michelsen, Kirchmann, Karl Friedrich, Georgens und selbst Amalie Marschner, ein ganz entschiedenes Ja. Pestalozzi sagt: „Was für den Armen als wahrhaft bildend angesehen werden kann, ist dieses nur darum, weil es sich für das Wesen der Menschennatur, ohne Rücksicht auf

seinen Stand und seine Verhältnisse, als bildend erprobt." Karl Friedrich verlangt einfach „einen gemeinsamen und gleichen Unterricht für die Kinder aller Stände" und läßt sich nach einem solchen Vordersatz natürlich nicht dadurch beirren, „daß manche reiche Familie bei dem Gedanken, auch die Kinder aus guten Häusern sollten neben den Armenkindern in der Schule für Geld arbeiten, die Nase rümpfen werde." Er findet, daß seine „arbeitenden Kinder" zwar einseitiger gebildet sind, als unsere „lernenden Kinder", daß sie aber geweckter und anstelliger, fleißiger und betriebsamer, selbstbewußter und selbstthätiger im spätern Leben und deshalb auch zufriedener und glücklicher sind, als die blos „lernenden Schüler", und so müsse man, schließt er daraus, um diese höchsten und vornehmsten Zwecke zu erreichen, lieber auf die eigentlichen höhern Lehranstalten ganz verzichten und auch diese Schüler und Schülerinnen zu „arbeitenden Kindern" machen. „Wo nicht, so werde am Ende — um mich hier des Ausdrucks eines belgischen Berichterstatters zu bedienen — den Kindern der Bettler und Landstreicher eine bessere Erziehung zu Theil, als den Kindern der unbescholtenen und unabhängigen Bürger." Von einer „Versöhnung des Lebens mit der Schule" ist also hier nicht mehr die Rede; sondern das Leben, und noch dazu das nackte, harte Leben des Armenkindes, stürmt an die Schule heran, wirft sie über den Haufen und setzt sich an ihre Stelle. Sind wir so weit gekommen, so stehen wir ganz von selbst und auch ohne daß uns das versammelte Laienpublikum ringsum ein Halt zuruft, still, kehren ebenso in aller Stille um und suchen bedächtig die Stelle auf, wo wir vom rechten Wege abgekommen sind. Denn auf einem rechten Wege waren wir, das ist

ganz sicher; viel Wahres und Gutes liegt in den ersten und obersten Sätzen der „Erziehung zur Arbeit", nur fragt es sich, wo die Begriffsverwirrung und damit auch die Abirrung vom rechten Wege ihren Anfang genommen hat. Am sichersten dürfte sich diese gefährliche Stelle entdecken lassen, wenn wir jene oft wiederkehrende Hinweisung auf das Leben als Fingerzeig benutzen; und zwar werde ich bei der hier nachfolgenden Untersuchung, um vorerst nicht durch ängstliche Unterscheidungen aufhältlich zu werden, die Kinder in der Schule von den Kindern im Elternhause nicht besonders trennen, wodurch dem Elternhause allerdings zu gewissen Zeiten ein Unrecht widerfährt, das ich jedoch am Schluß unserer Betrachtung (im elften Briefe) wieder gut machen kann.

Das große öffentliche Leben, wie das häusliche oder Familienleben, ist ein äußeres Leben, kein inneres, ist Thätigkeit, nicht Wissenschaft; hier muß der Mensch etwas thun, nicht blos denken, wissen und wollen; und für das Leben in der Familie und in der bürgerlichen Gesellschaft erziehen wir deshalb die Kinder am unmittelbarsten, wenn wir sie oft und wiederholt, regelmäßig und planmäßig in den Fall bringen, selbst etwas zu thun oder, wie wir eigentlich nur von den Erwachsenen zu sagen pflegen, zu handeln. „Das war eine schöne, eine gute Handlung; das war eine treffliche, edle That," so können wir selten oder gar nicht von unsern Kindern sagen, eben weil wir sie blos nachdenken lassen, was wir ihnen vorgedacht haben, weil wir sie blos auswendig lernen und treulich nachsagen lassen, was wir ihnen vorgesagt haben, weil wir sie blos eifrig dazu anhalten, recht vieles Wissen in ihren Büchern und Heften, sowie in ihrem Gedächtniß anzusammeln und, wenn es hoch kommt, dasselbe Wissen schließlich noch durch klares und richtiges

Denken zu ordnen. So wenig man deshalb berechtigt ist, von unsern Kindern zu sagen, daß sie handeln, ebenso wenig ist man befugt, ihnen nachzurühmen, daß sie viel erleben und erfahren. Sie sammeln keine lebendigen Erfahrungen, sondern nur todtes Wissen; es gibt keine handelnden Kinder und eben deshalb auch keine erfahrenen Kinder. Daher auch der gewaltige, schroffe und so oft mit Verdruß betonte Gegensatz zwischen Schule und Leben, zwischen der langweiligen Schulstube und der lauten Werkstatt oder dem muntern und belebten Verkaufsgewölbe; ja, Vielen erscheint der Schulmeister auf seinem Katheder wie ein Mensch, der auf einer wüsten Insel mitten im Meere mit seinen Kindern lebt, für die übrige Welt abgestorben ist und sich und seine Kinder nur damit plagt, allerhand farbige und wunderlich geformte Steinchen am Strande aufzulesen, welche dieselben Kinder, wenn sie als Jünglinge und Jungfrauen die wüste Insel verlassen, zwar sehr eifrig in ihr Schifflein packen müssen, aber sehr bald, auf einer gewissen Höhe angelangt, als unnützen Ballast, als sogenannte Schulfuchserei über Bord werfen. Grau, Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens junger Baum!

In der That werden unsern Kindern in der Schule zwei wenig geebnete Uebergänge zugemuthet, einmal der Uebergang aus der Spiel- und Elementarschule in die sogenannte eigentliche Schule, und später der Uebergang aus dieser eigentlichen Schule in das Leben, sei es das ziemlich frühe öffentliche Leben unserer Lehrlinge in Werkstätten, Rechenstuben und Verkaufsgewölben, oder das viel spätere Studentenleben.

Ich behaupte kühn, daß unsere Kinder bis zum achten Lebensjahre wirklich handeln und etwas erleben, auch deshalb sehr schöne Erfahrungen bis

zu dieser Zeit und verhältnißmäßig größere Fortschritte, als in den nächsten acht Jahren, machen; denn bis dahin dürfen sie noch fleißig spielen. Das spielende Kind folgt seinem kleinen, wunderlichen Genius ungestört und ist also noch selbstthätig: es zäumt sein Schaukelpferd zu jeder beliebigen Zeit auf, besteigt, streichelt, haut es, spricht mit ihm so zärtlich, wie der Araber mit seinem Roß, und träumt auch, wenn es hoch zu Pferde sitzt und mit unbändigem Schaukeln das Thier vorwärts und rückwärts prallen läßt, von nicht geringern Schlachten, als Don Quixote auf seiner Rosinante. Und die Mädchen mit ihren Puppen, sie lebten nicht ganz in ihrem Spiel? Bald sind sie Mütter und Großmütter, bald Tanten, Kindermädchen und Ammen für ihre Kleinen: das sind in der That noch handelnde, weil spielende Kinder. Aber auch in ihrer Schule finden die Kinder bis zum achten Jahre noch das lebendige, frische Leben und dürfen sich in ihm auch bewegen, daß sie ganz von selbst mitleben, etwas erleben, handeln und etwas erfahren. Ihre Schule ist ja noch Spiel- und Elementarschule. Wie ganz anders wird das vom achten Jahre an in der eigentlichen Schule! Vorher ging der Lehrer noch fleißig mit ihnen auf den Hof, und welches Leben kam da beim Spielen in die ganze große Menge dieser „Elementargeister"; wo sind jetzt diese „Geister" hingekommen? Mit der Elementarschule haben die armen Kinder auch allen Geist verloren; ihr Lehrer läßt sie sogar in den Pausen mit gefaltenen Händchen da sitzen. Früher erzählte ihnen der Lehrer von den Straßen und Thürmen in ihrer Stadt, von den Spaziergängen um die Stadt und nach den nächsten Dörfern; oder von dem Fürsten des Landes, den jüngst die Kinder haben im Wagen gesehen, und von dessen Vater und Großvater, deren Stand-

bilder sie täglich auf den öffentlichen Plätzen sehen können; oder von den Bäumen, Sträuchern und Gräsern, welche um die Stadt wachsen, von den Steinen, die zum Pflastern und Häuserbauen täglich vor den Augen der Kinder gebraucht werden. Jetzt spricht der neue Lehrer urplötzlich vom Euphrat und Tigris, von Astyages und Semiramis, von der Palme und den Lianen, vom Ichneumon und der Klapperschlange. Noch vor vier Wochen rechnete der Lehrer nicht anders mit seinen Kindern, als daß er seine Rechenbeispiele durch Stäbchen, Klötzchen und Papierschnitzel, durch Bohnen, Wicken und Erbsen, durch Rechenpfennige, Zahlpfennige und andere Pfennige anschaulich machte; der neue Lehrer hält diese Veranschaulichungsweise unter seiner Würde, und mit Thalern und Groschen, Gulden und Kreuzern, Pfunden und Lothen rechnen zu lassen, ist ihm verboten; die benannten Zahlen kommen erst zwei Jahre später wieder zum Vorschein.

Da haben wir einen höchst schroffen, oft gänzlich unvermittelten Uebergang, der noch dazu durch den amtlichen Gegensatz, den man zwischen den zwei Klassen der Elementarschule und den sechs Klassen der eigentlichen Schule macht, gerechtfertigt scheint, wenigstens Hunderte von Lehrern und so manchen Direktor zu jenen sehr verderblichen Irrthümern und grundfalschen Maßnahmen führt. Wo bleibt da, ihr Verehrer Pestalozzi's, sein „lückenloses Fortschreiten"? Ist bei euch nicht oft gleich das erste Gesetz eines richtigen Fortschrittes, das Gesetz der Stetigkeit, verletzt? Sage man doch lieber kurz und bündig: acht Schuljahre, und lasse man den Lehrgang in allen acht Jahren elementarisch sein und bleiben. Dann wird auch der zweite Uebergang, nemlich der Uebergang des Kindes aus der Schule in das Leben, von der Schulbank an die Hobelbank, vom Schulmeister

zum Lehrmeister, aus der Schulstube in die Rechenstube, nicht so schroff und jäh, so unvermittelt und unerwartet, so abschreckend und sinnverwirrend sein, als er jetzt für so viele unserer Kinder ist und sein muß.

Was ist's also, das unsern Kindern vom 8. bis 14. Jahre bei ihrer Erziehung fehlt?

Sie kommen nicht zum Handeln, d. h. zur freieren Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, weil man

1. sie von dieser Zeit an nicht mehr spielen, sondern blos lernen läßt; weil

2. weder Schule noch Haus ihnen anderweit genügenden Anlaß zum Handeln geben, und weil

3. selbst der Kreis von Dingen, welche sie zu dieser Zeit lernen, ihnen weitab, ja oft ganz fern liegt und deshalb keinen Anstoß gibt, zum Leben zurückzukehren, in dem Leben sich zu bewegen und selbstthätig im Leben ein wenig mitzuwirken. Alles, was sie lernen, sind vielleicht recht merkwürdige und wissenswürdige Dinge, aber gemeinverständliche und gemeinnützige Dinge sind es nicht.

Aber gäbe es wirklich von dieser Regel keine Ausnahme? Allerdings gibt es eine solche, und um ihretwillen ist, wie ich hier gestehen will, Alles, was bisher in dieser Beziehung besprochen worden ist, von mir gesagt worden.

Es gibt nemlich ein großes Stück Leben, welches gebieterisch der Schule und dem Elternhause bei der verfehlten Kindererziehung ein Halt zuruft und sich gewaltig, ja gewaltsam mitten in die Kindererziehung hineindrängt, so daß wir sagen müssen: „Hier haben wir praktische Erziehung, Erziehung für das Leben, Erziehung zum Handeln.“ Dieses Stück Leben ist die harte Nothwendigkeit, das unausweichliche Bedürfniß, die Armuth, die Dürftig-

keit. Arme Familien müssen ihre Kinder zur Arbeit brauchen, und Armenschulen können über die allergemeinnützigsten Dinge nicht hinausgehen, ja, sie machen sich oft, z. B. in Fabrikstädten, zugleich zu Arbeits- und Erwerbsschulen, und hier haben wir, da arbeiten zugleich handeln ist, in der That auch gewöhnlich für das Kind Anlaß genug zum Handeln. Wenn in armen Häusern die ältern Kinder ihre jüngern Geschwister warten und die Eltern bei ihrer Handarbeit unterstützen müssen, und wenn in Armenkinderkolonien die Knaben mit dem Spaten in der Hand und die Mädchen am Waschfaß ihr Brod sich selbst verdienen, so heißt das wirklich handeln und etwas erleben und erfahren, und sicherlich haben solche Kinder Gelegenheit, manche schöne Tugend zehn Jahre früher, als die Kinder höherer Stände, zu lernen.

Aber hier liegt auch das, was ich oben, mit Erlaubniß meiner Gegner, eine Begriffsverwirrung genannt habe. Diese Männer schließen nemlich so: Um den Menschen richtig zu bilden, muß vor allen Dingen sein Charakter gebildet werden; zur Charakterbildung gehört vor Allem Selbstbewußtsein, Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit, eignes Handeln; bei der Arbeit sind wir nun aber handelnd: folglich müssen wir alle unsere Kinder mit Arbeit und durch Arbeit und zur Arbeit erziehen. Die Vordersätze sind hier untadelig; auch der herangenommene Mittelsatz: Bei der Arbeit sind wir handelnd, ist richtig; nur der Schluß, die letzte Folgerung, ist viel zu stark und deshalb durchaus fehlerhaft. Man beweist hier viel zu viel und deshalb nichts. Denn alles Arbeiten ist ein Handeln, aber alles Handeln ist deshalb nicht ein Arbeiten. Nur wenn es ohne Arbeiten kein Handeln gäbe, würde die Folgerung richtig sein; dem ist

aber nicht so. Das Sparen z. B. ist eine Handlung und wird Vielen herzlich sauer; aber ein Arbeiten ist's nicht. Nur deshalb, weil jene Pädagogen eine Art der Handlungen, nemlich die Arbeit, für gleichbedeutend mit Handlung überhaupt genommen haben, ist es auch möglich gewesen, daß sie die Ausnahme zur Regel machen wollten. Die Armuth ist doch, Gott sei Dank! bei uns nicht die Regel, sondern die Ausnahme; und die Erziehung der Armenkinder wird ebendeshalb nicht durch und durch maßgebend für die Erziehung aller Kinder sein. Es wird sich jederzeit auch in der Schule sehr empfindlich rächen, wenn man allen Stände-Unterschied aufheben will; und so wenig rathsam es ist, die Armenkinder ohne Weiteres zu den Kindern bemittelter und reicher Eltern auf die Schulbank zu setzen, die gefährliche Träumerei der Kommunisten und Sozialisten, eben so thöricht wäre es, umgekehrt, die Kinder bemittelter und reicher Eltern in die Arbeitsschulen der Armenkinder zu schicken, das gutgemeinte Hirngespinnst unsrer „Erzieher zur Arbeit".

Aber jetzt wirft sich auch ganz von selbst die herrliche Frage auf: Nachdem wir die Arbeit der Armenkinder für die Kinder bemittelter und reicher Eltern abgelehnt haben, welche andere Art des Handelns verbliebe wohl für diese zuletzt genannten Kinder selbst? Wie machen wir es, daß auch die Kinder bemittelter und reicher Eltern, wie jene Kinder bei ihrer Arbeit, so in ihrem freilich erst noch zu schaffenden Wirkungskreise — ein bei Kindern fast spaßhaft klingender Ausdruck! — so manche schöne Tugend nicht blos lernen, sondern auch üben, das Gute nicht blos kennen und wissen, sondern auch schon können und ausüben?

Der Forscher auf dem Gebiete der Erziehungswissenschaft hat hier keine leichte Arbeit; am besten thut er

wohl, wenn er zunächst versucht, den Armenkindern bei ihrer Arbeit etwas abzulauschen. Versuchen wir es, und fangen wir mit den Mädchen an.

## Dritter (53.) Brief.

### Von den sogenannten weiblichen Arbeiten in der Schule.

Gewisse Städte haben Arbeitsschulen für arme Mädchen, in denen diese täglich vielleicht nur zwei Stunden lernen, dafür aber vier bis sechs Stunden mit der Nadel arbeiten. Leider übertreiben manche dieser Anstalten die Sache in sehr arger Weise, wollen mit den Bürgerschulen im Unterricht wetteifern und doch auch viel einträgliche Arbeit liefern, so daß die armen Mädchen übermäßig angestrengt werden, namentlich viel zuviel sitzen, und im 14. Jahre mit siechem Körper die Arbeitsschule verlassen. Oder man muntert das Mädchen zu übertriebener Sparsamkeit auf, gibt ihm selbst nur mit Zögern, den Eltern aber in keinem Falle etwas von dem erworbenen Gelde, so daß die ärmliche und erbärmliche Kost bei anhaltender Kopf- und Handarbeit gleichwohl fortdauert, und schließlich das vierzehnjährige Mädchen mit 50 Thlr. im Sparkassenbuch und eben so viel Keimen zu den verschiedensten Krankheiten in dem blutarmen und bleichsüchtigen Körper die wohlthätige, aber unverständige Anstalt verläßt.

Solche Dinge dürfen nun freilich die Direktoren und Lehrer der höhern Töchterschulen nicht zum Muster nehmen; aber daß ein solches Mädchen mit Selbstgefühl

und einer Art Stolz sagen kann, sie könne sich und ihren Angehörigen nun bald alle Arten von Wäsche, vielleicht auch gewisse Kleidungsstücke selbst fertigen, ja, sie habe auch schon einen kleinen Sparpfennig in Händen, das ist doch sicherlich etwas, was wir Lehrer an höhern Töchterschulen, sowie Väter und Mütter selbst, auch unsern „Töchtern“ schaffen möchten, das schöne Bewußtsein nemlich, für seine eigenen Bedürfnisse theilweise schon selbst sorgen zu können und somit eine kleine Selbstständigkeit durch eignes Handeln errungen zu haben; ferner auch Andern schon in der Jugend nützlich sein zu können, und endlich mit wohl erworbenem Rechte über einige Stücke des kostbaren Metalls, das nun einmal die Welt regiert, verfügen zu können.

Und was thut wohl manche Höhere Töchterschule? Sie erklärt, daß innerhalb ihrer Räume für weibliche Arbeiten kein Platz sei, und gibt auch so viel deutsche, englische und französische Aufgaben den Mädchen mit nach Hause, daß verständige Mütter auch da auf weibliche Handarbeiten ihrer Töchter lieber bis nach der Konfirmation ganz verzichten. Aber warum heißen denn diese Arbeiten ganz spezifisch, d. h. ganz wesentlich und recht eigentlich weibliche Arbeiten? Soll das künftige Weib erst im 15. Jahre sie erlernen, da sie doch vielleicht schon im 16. Jahre Braut ist? Und ist es nicht eine der vornehmsten Bedingungen eines geordneten Hausstandes, daß die Frau vom Hause dergleichen Arbeiten wenigstens aus dem Grunde verstehe? Wie kann sich die Schule so rücksichtslos von der Familie und dem Leben losreißen? Es ist jederzeit eine Art Verwilderung und Ausartung unserer Töchter, eine Art Demoralisation oder Entsittlichung, wenn sie vor den weiblichen Arbeiten Abneigung zeigen. In alter Zeit gehörte es zu dem guten Lob eines

Edelfräuleins, das Garn zu ihrer Ausstattung ganz oder zum größten Theil im Laufe der frühern Jahre selbst gesponnen zu haben; nun, auch unsere Fräulein können sich ein ähnliches Lob sehr wohl erwerben, wenn man in ihrer Schule, ohne deshalb die fremden Sprachen und schönen Wissenschaften hintanzusetzen und zu vernachlässigen, auch diesen weiblichen Arbeiten die gebührende Aufmerksamkeit schenkt, und Lehrer und Mütter sich in diesem Stücke gegenseitig unterstützen, während jetzt diese Arbeiten zuweilen wohl gar zum Zankapfel zwischen Schule und Elternhaus geworden sind. Auch die Tochter bemittelter und reicher Eltern wisse, daß sie mit der Nadel in der Hand schon eine kleine Rolle in der Welt, nemlich in ihrer kleinen Welt, der Familie, spielen könne, und die Schule müsse durch planmäßige und geschickte Anleitung und Uebung dem Mädchen behilflich werden, diese kleine Rolle in der Welt wirklich zu übernehmen. Immer mehr muß die Familie in die Schule hinein, und umgekehrt die Schule in die Familie hinein; nicht darf sich umgekehrt die Schule darin gefallen, von der Familie sich frei zu machen und ihren eignen Weg zu gehen; die Schule ist und bleibt Dienerin der Familie, denn sie ist ihre Stellvertreterin. Aber auch die Familie setze nicht eine Ehre darein, dieses Uebergewicht so oft als möglich der Schule fühlen zu lassen oder eifersüchtig sich Arbeiten vorzubehalten, welche ganz wesentlich und recht eigentlich weibliche Arbeiten heißen und deshalb einer Töchterschule nicht fremd bleiben dürfen.

Wenn dabei die Eltern noch dem Grundsatz folgen, daß sie in denjenigen Fällen, wo ihre Kinder ihnen einen wirklichen Nutzen schaffen, ihnen eine Ausgabe ersparen und so einen bestimmt abzuschätzenden Gewinn bringen,

diesen Kindern je zuweilen eine kleine Vergütung an baarem Gelde in die Hand (nicht in die Sparbüchse) geben, so können dieselben weiblichen Arbeiten noch die Gelegenheit bieten, das Mädchen zu lehren, welchen Werth selbsterworbenes Geld habe, welche Freude man an solchem Gelde habe, und wie wichtig die Kunst sei, mit demselben Gelde haushälterisch umzugehen und es schließlich richtig und gut anzuwenden. In der That ersparen die Mädchen, welche für sich oder für Andere in der Familie etwas Nützliches mit der Nadel gefertigt haben, dem Vater oder der Mutter eine Ausgabe, und sie mögen, ohne daß man ängstlich mit Grübeln und Haarspalten seine und seiner Kinder Begriffe verwirrt, einfach nach dem Sprichwort: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth", je zuweilen eine winzige Vergütung erhalten. Wenn dieses Geld schon an sich großen Werth für das Kind hat, ist der symbolische d. h. sinnbildliche Werth desselben in solchem Falle noch viel höher anzuschlagen. Durch dieses Geldstücklein wird nemlich das Mädchen zur Arbeiterin umgestempelt; sie hat jetzt einen Verdienst gehabt und deshalb auch ein Verdienst in der Welt sich erworben; sie ist nunmehr schon ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft, eine kleine Person, die da handelt und wenigstens in freier Selbstbestimmung gut gearbeitet hat, nachdem sie, um überhaupt dies zu arbeiten, nicht völlig frei, sondern von Schule und Haus dazu genöthigt war. Daß hier die sinnbildliche Auffassung auch bei dem Kinde vorherrscht, sieht man ganz deutlich daraus, daß ein kleines Mädchen ganz zufrieden, ja überglücklich ist, wenn ihr die Mutter sagt: „Sieh, liebes Kind, nun brauche ich dir, nachdem du diese Arbeit glücklich zu Stande gebracht hast, kein solches Stück, das mich immerhin 5 Ngr. kosten würde, zu kaufen; hier hast du

5 Pfennige.“ Offenbar ist es also kein Bezahlen, denn dann müßte das Kind 5 Ngr. erhalten, sondern ein Belohnen durch das Bezeigen der mütterlichen Zufriedenheit und Freude, deren Ausdruck in dem kleinen Silberstück von 5 Pfennigen besteht. Allerdings gehört Vorsicht dazu, um das Kind durch dergleichen Löhnung oder, besser gesagt, Belohnung nicht selbstsüchtig und gewinnsüchtig zu machen; allein man sollte sich durch diese mögliche Gefahr, welche man ja mit einiger Behutsamkeit vermeiden kann, von diesem Verfahren nicht so allgemein abhalten lassen. Auch darf man in dieser Beziehung bei den Nadelarbeiten nicht stehen bleiben; Mädchen und Knaben können immer von Zeit zu Zeit einmal in den Fällen, wo sie sich als wirklich nutzenbringend erwiesen haben, durch dergleichen winzige Geldspenden zu handelnden Personen umgestempelt und dadurch zu immer größerer Selbstthätigkeit und freierer Selbstbestimmung angespornt werden. Mit Vergnügen gebe der Vater seinem Kinde, das sich den lockern Zahn selbst herausgezogen hat, 10 Pfennige, da es ihm 10 Ngr. beim Zahnarzt erspart hat. Das Kind hat an dem Zahne tüchtig und nicht ohne Muth herumgearbeitet, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth!

Um nun zu unsrer Schule zurückzukehren, so muß sie offenbar, wenn sie sieht, daß die weiblichen Handarbeiten eine solche sittliche Bedeutsamkeit für die „Erziehung der Kinder zum Handeln“ haben, und daß sich leider innerhalb der Schule solche Hebel nicht im Ueberfluß finden, nur um so größere Anstrengungen machen, um wenigstens mit diesem Hebel kräftig zu wirken. Jede Klasse erhalte, wie in allen übrigen Lehrstunden, so auch bei diesen Nadelarbeiten eine Allen gemeinschaftliche Aufgabe, so daß von selbst unter den Schülerinnen ein flotter

Wetteifer entsteht; bei den öffentlichen Prüfungen müsse jede Schülerin, wie eine Schriftprobe und eine Zeichnung, so auch eine Nadelarbeit ausstellen, und auf der Zensur darf diese Rubrik natürlich ebenfalls nicht fehlen. Daß eine Befreiung einzelner Schülerinnen von diesem Unterrichtszweig Statt haben könne, ist nach dem Gesagten geradezu undenkbar. In einer nach sittlichen Gesichtspunkten geordneten Schule wäre es ungereimt, auf einen so praktischen d. h. zur Erreichung sittlicher Zwecke so nutzbaren und an sittlichen Einwirkungen so ausgiebigen Lehrgegenstand auch nur bei einer Schülerin zu verzichten.

Und jetzt wollen wir in jene Arbeitsschule für arme Mädchen zurückkehren und sehen, ob sich nicht auch, wie die Nadelarbeiten dieser armen Mädchen, so auch die Sparkassenbücher derselben Kinder in die höhern Töchterschulen einführen lassen.

## Vierter (54.) Brief.

### Von der Sparkasse und Strafkasse in der Schule.

Von den Pfennig- und Groschenstücken, welche meinem Rath zufolge so manche Schülerin einer höhern Töchterschule für wirklich nutzbare Nadelarbeiten u. dergl. m. zu Hause erhalten dürfte, muß in der Schule ganz abgesehen werden, da die Lehrerin dieser Arbeiten oder der Klassenlehrer oder selbst der Direktor die Verwendung dieser Sparpfennige zu überwachen weder das Recht, noch die Zeit, noch die rechte Gelegenheit hat; insbesondere

läßt sich auch eine gemeinschaftliche Sparkasse aller Schülerinnen einer Klasse aus und mit jenen Sparpfennigen wegen der großen Verschiedenheit solcher Beisteuern nicht wohl herstellen. Gleichwohl wird zu Uebung der Sparsamkeit und zugleich Wohlthätigkeit eine solche allgemeine Sparkasse der einzelnen Klassen und der ganzen Anstalt von großer Wichtigkeit, auch ohne große Mühe auf andere Weise einzurichten sein.

Jeden Sonnabend wird z. B. 1 Ngr., welchen die Schülerin von ihren Eltern erhält, bei dem Klassenlehrer niedergelegt, was im Jahre 1 Thlr. 22 Ngr. beträgt und bei 80 Schülerinnen in 4 Klassen also die artige Summe von mehr als 150 Thlr. ergibt. Ueber 1/3 dieser Summe verfügt die einzelne Klasse in gemeinschaftlicher Berathung unter Vorsitz des Klassenlehrers; über 2/3 dieser Summe verfügt der Lehrerkörper und in gewissen Fällen der Direktor. Die Verwendung ist folgende: 1) Betheiligung an öffentlichen milden Spenden. 2) Milde Spenden der höhern Töchterschule oder einzelner Klassen im Besondern. 3) Bestreitung der Kosten bei kleinen Ausgängen von 10 bis 11, beziehentlich 12 Uhr, oder bei größern Ausflügen an schönen Nachmittagen oder an einzelnen, dazu besonders frei gegebenen ganzen Tagen. 4) Zuschuß zu den Kosten des Schulfestes. Sehr natürlich werden die zwei letzten Punkte im Winter nichts oder nur sehr wenig kosten, so daß die Schülerinnen im Winter für den Sommer sparen, worüber die hier nachfolgenden spätern Briefe erst ein Mehreres besagen können.

Hier also treten die Schülerinnen mit ihrem allsonnabendlich beigesteuerten Gelde wirklich handelnd auf, und wenn sie auch hierbei unter Anleitung und Einwirkung der Lehrer handeln, so will das durchaus nicht sagen, daß „der Vorsitz der Lehrer“ bei den zu pflegenden

Unterhandlungen und Berathungen den Regungen der Wohlthätigkeit und andern sonstigen Neigungen und Wünschen soviel Gewalt anthun würde, daß es zu freier Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der Schülerinnen nicht kommen könnte. Man wird natürlich oft abstimmen müssen, und gerade diese Uebung, seine Meinung und Neigung den Meinungen und Neigungen der Mehrzahl unterzuordnen, wird ihr Gutes haben. Wieviel Erwachsene lassen diese Art der im Familienleben und im geselligen Leben allernothwendigsten Selbstverleugnung schmerzlich vermissen, da sie in ihrer Schule zu allem Möglichen, nur nicht zum Handeln, und am wenigsten zum gemeinschaftlichen Handeln vorbereitet und angeleitet worden sind.

Auch eine Strafkasse wird sich dadurch bilden, daß z. B. die von den Schülerinnen in der Schule zurückgelassenen Sachen mit Beschlag belegt und ihnen später unter Vormerkung eines Pfennigs für jedes Stück zurückgegeben werden. Am Ende eines jeden Monats werden diese Pfennige mittelst Meldezettel und im Wiederholungsfall selbst mittelst Strafzettel bei den Eltern, jedoch mit der Klausel: „wenn es Ihnen beliebt", einkassirt. Der Bestand der Strafkasse geht ganz in die Sparkasse über, wird aber ausschließlich für milde Spenden verwendet. Diese Strafkassen sind in Schulen und Kosthäusern nichts Seltenes und, verständig eingerichtet, durchaus zu empfehlen. Wenigstens erscheint es ganz folgerecht, ein Mädchen, das ich oben für würdig erklärt habe, für ihre Arbeit einen kleinen Lohn zu erhalten, nunmehr auch anzuhalten, einige Groschen in der Sparbüchse zu Hause vorräthig zu haben, um später mit einem Strafgeld von einigen Pfennigen belegt zu werden, wenn sie Bücher oder Hefte vergißt und in der Schule zurückläßt oder

durch hingeworfene Papierschnitzel, Kirschkerne, Nußschalen, Aepfelkröbse 2c. dasselbe Klassenzimmer unsauber gemacht hat. Dieses kleine Stück bürgerliches Leben, Polizei und Strafordnung ist immerhin ganz gut dazu zu brauchen, das Kind schon handelnd und frei sich selbst bestimmend darzustellen und es so zu nöthigen, sich selbst auch als handelnde Person zu betrachten.

## Fünfter (55.) Brief.

### Von den Klassenaufsehern und Bankältesten in unsern Schulen.

Jene bürgerliche Strafordnung zu Ende des vorigen Briefs führt mich auf das „Inspektoren"- und Bankältestenwesen in unsern Schulen, ein Stück Schulleben, welches von sehr Vielen ganz vorzugsweise benutzt wird, um Handlung in die Schule einzuführen und die große Welt (den Makrokosmus) in der Schule als einer kleinen Welt (Mikrokosmus) kräftig abzuspiegeln. Leider hat man aber hier sehr, sehr unglücklich gegriffen. Ich gebe gern zu, daß ein Theil der bürgerlichen Verfassung, des Gemeinde- und Staatslebens, selbst der bürgerlichen Strafgesetzgebung auf das Zusammenleben der Schüler oder Schülerinnen übergetragen werden muß, wie mehrere frühere Briefe (Nr. 31 — 34. und 40.) das Weitere auseinandersetzen; aber das, was man seinen Inspektoren oder Klassenaufsehern, seinem Klassenersten und seinen Bankältesten überträgt, ist ja doch nicht die Rolle des Gesetzgebers, Richters und Gesetzvollstreckers, sondern die

Rolle des Thor-Aufpassers, Tagewächters, Flurschützen, Grenzjägers, Gendarmen und Häschers, kurz der Polizeimannschaft; und wenn es Thatsache ist, daß kein Beamter in der Welt so sehr der Ausartung ausgesetzt ist, als eben jene genannten Beamten, so begreift sich auch leicht, daß unsere Kinder als Klassenpolizei sofort ausarten. Jenes harte Urtheil soll selbstverständlich jener höchst ehrenwerthen und oft mit der größten Hingebung und Aufopferung arbeitenden Beamtenklasse nichts von der verdienten Achtung nehmen; unbestreitbar ist's aber, daß die noch so häufige Abneigung des Volkes vor diesen Beamten nur deshalb so tief eingewurzelt ist, weil sie vollständig geschichtlich ist, indem sie sich aus der „guten alten Zeit" herschreibt, wo noch alle Völker despotisch regiert wurden und der Despotismus, wenn er das Richteramt nicht (korrumpiren d. h.) fälschen und ausarten lassen konnte, wenigstens diese untergeordneten Werkzeuge der Gerechtigkeit (korrumpirte, d. h.) verführte und ausarten ließ. Man vergleiche einen englischen policeman und einen neapolitanischen sergente oder sbirro, und — ich habe Alles gesagt. Was für eine Regierung ist denn aber das Schulregiment? Ist es nicht die patriarchalische Verfassung? Und muß und soll sie es nicht sein? Ich beziehe mich auf die oben angeführten Briefe. Wo das patriarchalische Verhältniß gewichen ist, haben wir eine Kinderkaserne, keine Schule. Aber was ist ein launischer, parteiischer, jähzorniger und argwöhnischer Patriarch anders, als ein Despot? Und empfiehlt sich umgekehrt nicht heutzutage noch ein menschenfreundlicher Selbstherrscher im Großen und Kleinen, in Staaten und Patronaten, als liebenswürdiger Patriarch? Demnach ist auch in der Schule die oben besprochene Gefahr vollständig und im größten Maßstabe vorhanden: es gibt der

parteiischen, launischen, argwöhnischen, grämlichen und jähzornigen Lehrer genug, und ihre Klassenersten und Bankältesten werden nur zu bald nicht gerade von diesen Lehrern selbst zu Werkzeugen ihrer garstigen Untugenden gemacht werden, wohl aber sich selbst dazu machen und, was das Schlimmste dabei ist, diese Untugenden selbst annehmen. In Knabenklassen bildet sich bald ein roher, frecher Pennalismus aus: in Mädchenklassen dagegen — ich werde hier ein Wort gebrauchen, das von Kindern, weil wir selten handelnde Kinder haben, selten gebraucht wird, aber hier, wo sie einmal wirklich handeln, auch billig gebraucht werden kann — in Mädchenklassen dagegen, sage ich, bildet sich bald die niederträchtigste Heuchelei, Eifersüchtelei, Dünkelhaftigkeit, Herrschsucht und Ränkesucht, die gröbste Lüge und Verläumdung, Klatscherei und Angeberei aus. Wenn sich daher die Beaufsichtigung der Schulkinder durch Schulkinder nicht ganz vermeiden läßt, so führe man wenigstens die allwöchentliche Versetzung in seiner Klasse ein. Jene Wochendiktate, welche von mir in frühern Briefen (Nr. 25 ff.) aus ganz andern Rücksichten empfohlen worden sind, haben auch eine ganz unberechenbar große sittliche Tragweite in Beziehung auf das gesellige Zusammenleben der Kinder. Es lerne, wo möglich, Jeder und Jede in der Schule gehorchen und befehlen; so artet Keiner und Keine beim Befehlen aus. Ich für meine Person gebe wenigstens jedes Kind, das sechs Monate oder gar ein Jahr lang Klassenerster oder Klassenerste mit der ganzen Machtvollkommenheit eines kleinen Polizeidirektors in der Schule gewesen ist, für lange Zeit verloren; sein Charakter ist unter einer äußern, oft sehr saubern Verhüllung jämmerlich verzerrt und verpfuscht.

Und hier werden die Vertheidiger der „Erziehung

zur Arbeit" uns vielleicht mit einem gewissen Triumph auf die Berichte über die oben beschriebenen ländlichen Arbeitsschulen und Armenkinderkolonien verweisen, welche fast regelmäßig das sehr schöne Verhältniß, das trotz einer von den Zöglingen selbst geübten Beaufsichtigung unter ihnen gleichwohl zu finden ist, lobend hervorheben; doch es liegt auf der Hand, woher dies kommt. In dergleichen geschlossenen Anstalten sind die Aufseher und Aufseherinnen 6 bis 8 oder gar 10 Jahr älter, als die beaufsichtigten Kinder, und wenn ein Gesell den Lehrling zurechtweist, so ist dies höchst natürlich und verdirbt eben deshalb weder den Charakter des Einen noch des Andern; aber in unsern Klassen sind es ja die Lehrlinge von gleichem Alter und gleicher Bildungsstufe, welche einander beaufsichtigen sollen.

Mit dem Beaufsichtigen und Zurechtweisen ist das Unterweisen und Unterrichten, Meistern und Belehren nahe verwandt, und insofern wir von Anfang an darauf ausgegangen sind, aus den Arbeitsschulen soviel als möglich in unsere Lernschulen herüberzunehmen, liegt uns jetzt die Frage sehr nahe, wieweit wir den „wechselseitigen Unterricht" der Lancasterschulen, welche bekanntlich sehr schöne Arbeitsschulen sind, als „Erziehung unserer Kinder zum Handeln" aufzunehmen gedenken. Jedenfalls ist ein lehrendes Kind ein handelndes Kind, so gewiß der Lehrer selbst seinen Schülern und Schülerinnen gegenüber ein Handelnder ist.

## Sechster (56.) Brief.

### Von dem wechselseitigen Unterricht.

Die Bedenken, welche oben gegen das Bankältestenwesen erhoben worden sind, fallen hier glücklicher Weise fast ganz weg; das Einmaleins zu überhören und abzufragen oder einen deutschen Satz ins Englische oder Französische übersetzen zu lassen, ist natürlich unverfänglicher, als eines Andern Sittenrichter zu sein. Wenn daher der wechselseitige Unterricht früher von mir (z. B. in den Briefen 47. ff. über die Preußischen Regulative) und stärker vielleicht noch von Andern abgelehnt worden ist, so geschah dies, weil man uns glauben machen wollte, daß durch diese kindlichen Lehrmeister die eigentlichen Lehrer überflüssig gemacht und den kargen Gemeinden die Gelder zu anständiger Besoldung der Hilfslehrer erspart werden könnten; wo die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen in gehöriger Weise beschafft ist, da hindert uns nichts, in außerordentlicher Weise noch vielfältig und oft unter den Kindern selbst brauchbare Helfer und Helferinnen zu suchen, um den Schwächern sogenannten Nachhilfe-Unterricht ertheilen zu lassen. Kinder helfen ohnehin den Erwachsenen, Vätern und Müttern, bei ihren Geschäften so gern, wollen sich schon nützlich in der Welt machen, und dieser Trieb, als kleine handelnde Personen eine Rolle zu übernehmen — persona heißt ja eigentlich die Rolle, die Einer spielt — muß nicht nur nicht unterdrückt, sondern vielmehr fleißig genährt werden. Wie sollte also nicht oft, ja sehr oft der Lehrer seine Lernschule zur Arbeitsschule machen, indem er auf halbe Stunden die Schwächern zu den Stärkern setzt

und die Letztern sich mit den Erstern ein Weilchen herumplagen läßt? In verjüngtem Maßstabe sollte dieser „wechselseitige Unterricht“ fast täglich in unserer Schule vorkommen, indem der Lehrer die Kinder aufforderte, sich die Exempel oder auch sonst in irgendwelcher Stunde die Fragen und Aufgaben gegenseitig zu geben, und zwar ohne daß die Schwächern von den Stärkern geschieden wären, der Reihe nach, indem z. B. die Fragen in der Klasse von oben herab und die Antworten von unten hinauf laufen. Dann sind die Kinder ein gutes Theil mehr handelnd, als wenn der Lehrer Alles gibt und die Kinder eben nur Alles nehmen. Bei diesem Fragstellen durch die Kinder übt sich nicht blos der Verstand trefflich, sondern auch in dem Charakter dieser Kinder bildet sich, indem man sie, einander fragend und examinirend, sich gegenüberstellt, manche schöne gesellige Tugend aus. Nur erheischt diese Uebung eine gewisse Vorsicht, und ich empfehle hier folgende zwei Dinge zur sorgfältigen Beachtung:

1. Der Stoff für die Fragen der Kinder muß gewöhnlich sehr umfänglich sein, z. B. ganz Deutschland oder ganz Europa in der geographischen Stunde, oder ein ganzes Lesestück in der deutschen Stunde.

2. Es darf, die Exempel etwa ausgenommen, welche nach strenger Vorschrift gegeben werden müssen, keine ganz bestimmte Form, keine logische oder andere Ordnung und Aufeinanderfolge der Fragen zur Bedingung gemacht werden, da man alles Andere, nur nicht Ordnung im Denken, von Kindern verlangen kann.

Daß die fragende oder examinirende Schülerin ihren Platz verlassen, das Katheder betreten und etwa zehn Minuten lang viele Fragen hinter einander stellen soll, möchte wohl gegen Nr. 2. oben verstoßen, da offenbar

eine solche Prüfung der Mitschülerinnen durch eine Schülerin eine gewisse innere Ordnung und irgend welchen Zusammenhang verlangt, wenn sie mit dem Platze auf dem Katheder und mit der Lehrervertretung an diesem Orte nicht in Widerspruch treten soll. Soll dies gelingen, so muß der Lehrer dieses Geschäft zur Auszeichnung für Einige, nicht aber zur Uebung für Alle machen; und selbst in dem erstern Falle werden diese einzelnen starken Geister trotz aller ängstlichen und peinlichen Vorbereitung — deren Zeuge ich einige Male gewesen bin — doch vom Katheder herab, zumal öffentlich, nicht unbefangen und munter, kindlich und natürlich ihre Fragen stellen. Es scheitert dann wieder einmal — wie so oft — eine gar treffliche und brauchbare Sache lediglich an den übertriebenen Forderungen, welche man an die Kinder stellt. Anstatt das Kind gewaltsam zum Erwachsenen hinaufzuschrauben, nehme man doch mit dem Wenigen vorlieb, was das Kind leisten kann, wenn es einmal gleichsam selbstständig und handelnd auftritt. Die Ungenügsamkeit der Lehrer und ihre Ungeduld vereiteln oft auch die besten Versuche.

Wenn übrigens, um auf den eigentlichen Unterricht der Kinder durch Kinder zurückzukommen, die Sache einmal ernstlicher gemeint ist, so daß z. B. eine Schülerin, welche acht Wochen lang gefehlt hat, Nachhilfe-Unterricht außer dem Schulunterricht erhalten soll, so nehme man dies auch ernstlicher und

1. untersuche zuvörderst genau, ob hier nicht ein Lehrer eintreten müsse, weil die Aufgabe für ein Kind zu schwer ist. Wenn es sich findet, daß ein Lehrer nicht vonnöthen ist, so wird — ich beziehe mich hier auf das Obige zurück —

2. jedenfalls am besten ein älteres Kind der An-

stalt, welches den Lehrgang der fraglichen Klasse aus Erfahrung kennt, also ein Gesell zu dem Lehrling, nicht ein Lehrling zu dem andern Lehrling, gesetzt, auch

3. dem Lehrenden für seine Lehrstunden eine bestimmte Vergütung gereicht, welche, um ihr den oben genannten symbolischen Werth zu verleihen, am besten durch die Hand des Klassenlehrers oder Direktors geht. Auch die Hofraths- oder Generalstochter in einer Höhern Töchterschule wird einen aus der Hand des Direktors mit einigen passenden Worten empfangenen Thaler für 20 ertheilte Nachhilfe-Stunden nicht nur gern annehmen, sondern auch zu Hause ohne Erröthen aufzeigen, da es der Ehrensold für einen Liebesdienst ist, den sie einer andern Schülerin der Anstalt erwiesen hat. Die „Erzieher zur Arbeit", wenn sie ihre Wehrliknaben und ihre Kinder des Rauhen Hauses in solchen und ähnlichen Lagen geschildert haben, rufen dann wohl — ich führe wörtlich an — triumphirend aus: „Was haben unsere Lernschulen solchen Bildern aus den Arbeitsschulen gegenüber zu stellen?" und sie mögen sehr gewöhnlich Recht haben; aber Recht behalten müssen sie durchaus nicht, wenn nur sonst die Direktoren und Lehrer der Lernschulen einmal lernen werden, ihre Schüler und Schülerinnen anders aufzufassen und zu handelnden und arbeitenden Kindern zu machen. Warum sollte z. B. jene Hofrathstochter nicht auch eine Arbeiterin heißen, wenn sie englischen und französischen Nachhilfe-Unterricht einer Mitschülerin ertheilt? Gibt es nicht geistige Arbeit und selbst geistige Placherei ebensowohl, wie leibliche Arbeit? Und ist das mit dem Spaten in der Hand oder das am Waschfaß verdiente Geld ehrlicher und ehrenwerther erworben, als das mit dem englischen und französischen Elementarbuch in der Hand verdiente Geld?

Ein Ehrensold, Honorar, heißt es in dem letztern Fall, eine Löhnung oder ein Lohn im erstern Fall; welches von beiden ist wohl edler? Ich behaupte kühn, daß die sittlichen Bildungsmomente für die Charakterbildung der Kinder in einer höhern Töchterschule noch kräftiger sein können, als in einer Armenkinderkolonie und Arbeitsschule: nur muß man diese sittlichen Hebel aufsuchen, und das ist eben der hochwichtige Zweck der vorliegenden Briefe über die Erziehung der Kinder zum Handeln.

Und so wollen wir uns auch sofort wiederum aufmachen, die Arbeitsschulen wieder aufsuchen und in ihnen wiederum zum Besten unserer Kinder in den Lernschulen etwas lernen.

## Siebenter (57.) Brief.

### Von der Erholungsstunde am Morgen eines jeden Schultags.

Die Kinder in den ländlichen Armenschulen, sagt man mit Recht, leben und bewegen sich viel in der freien Natur und

1. ihr Körper wird durch den Genuß der freien Luft, sowie durch die ländliche Arbeit vor dem Stubensiechthum und der körperlichen Verbuttung gesichert;

2. der Unterricht wird durch die ländliche Arbeit von selbst auf ein der kindlichen Natur angemessenes, bescheidenes Maß zurückgeführt; auch

3. wechseln körperliche und geistige Arbeit in den

richtigen Zwischenräumen, daß die geistige Arbeit nach der körperlichen Anstrengung zum Bedürfniß und Genuß wird, eine Erscheinung, welche in den Lernschulen zu den größten Seltenheiten gehört.

4. Da die Kinder dieser Arbeitsschulen mitten im Leben stehen, so sammeln sie ganz von selbst gemeinnützige Kenntnisse, und gerade dieser Vorrath macht sie für die Zukunft im Leben besonders brauchbar.

5. Der Aufenthalt im Freien schärft diesen Kindern die Sinne, Menschen von schärfern Sinnen sind aber ganz von selbst auch geweckteren Geistes. Ferner

6. weist ihre Arbeit im Freien sie ununterbrochen darauf hin, mit der Natur den Kampf aufzunehmen und sie dem Menschen unterthänig zu machen, sei es nun mit dem rohen Spaten und der schweren Hacke des Feldgärtners, oder mit den feiner angelegten Künsten des Gewerbfleißes; sowie endlich auch

7. der Aufenthalt in der schönen Natur für dieselben Kinder, zumal wenn sie von recht frommen und gemüthlichen Lehrern und Hausvätern geleitet werden, eine unerschöpfliche Quelle der edelsten und reinsten Gefühle werden muß. Namentlich

8. gewöhnen sich auch diese Kinder bei der einfachen Kost und schlichten Sitte des Landlebens an mancherlei heilsame Entbehrungen, wissen nichts von den vielen Bedürfnissen und der Genußsucht anderer Kinder und lernen für ihr ganzes Leben, wie wenig im Grunde der Mensch braucht, um zufrieden und glücklich zu sein.

Wenn der Lehrer und Erzieher in unsern **Lernschulen** dies Alles mit Freuden als wahr anerkennt und den Zöglingen der **Arbeitsschulen** zu allen diesen Vortheilen von ganzem Herzen Glück wünscht, muß er gleichwohl hier von vornherein bemerklich machen, daß wenigstens

diejenigen Gegner der Lernschulen, welche einfach „Erziehung zur Arbeit", nicht „Erziehung zur ländlichen Arbeit" verlangen, bei diesen acht Punkten nicht immer mitzusprechen das Recht haben dürften. Denn auf 1 ländliche Arbeitsschule kommen sicherlich 10 städtische Arbeitsschulen, welche als solche von allen diesen acht Vortheilen fünf gar nicht genießen. Man denke nur an die vielen Arbeitsschulen in Fabrikstädten, besonders auch an die Beschäftigungsanstalten für Mädchen in Städten aller Art. Es hätte sich demnach unsere Untersuchung wesentlich abgeändert, und die Frage wäre gelinde dahin verrückt und verschoben worden, daß es sich jetzt mehr um die Vorzüge des Landlebens vor dem Stadtleben, als um die Vorzüge der Arbeitsschulen vor den Lernschulen handelte. Und so aufgefaßt, ließe sich der ganze Streit hier abbrechen, indem man sagte, daß sich nun einmal die Stadt nicht zum Lande umschaffen lasse, und eine städtische Schule (sie sei nun Lernschule oder Arbeitsschule, gleichviel,) nimmermehr zur ländlichen Schule werden könne.

Gleichwohl gedenke ich, den Streit hier nicht abzubrechen, und zwar 1. deshalb, weil einige Punkte oben auch dann noch ihre Geltung behalten, wenn man das Wort „ländlich" vor „Arbeit" wegläßt, und 2. deshalb, weil alle jene acht Punkte so anziehender, wahrhaft reizender und lockender Art sind, daß ein Freund der Kinder sich unmöglich theilnahmlos und kalt mit den Worten: „Das Alles gehört nicht hierher!" von ihnen wegwenden kann. Fahren wir also so fort, wie wir oben begonnen haben: dort nemlich suchten wir den Arbeitsschulen abzulauschen, wieviel Heilsames und Gutes wir in unsere nun einmal unvermeidlichen Lernschulen herübernehmen könnten, und jetzt wollen wir nebenbei auch noch versuchen, den

ländlichen Schulen (gleichviel, ob Arbeits- oder Lernschulen) abzulauschen, wieviel Heilsames und Gutes wir in unsere nun einmal unvermeidlichen städtischen Schulen herübernehmen können.

Da mich jedoch dieser Gegenstand schon eine ziemliche Reihe von Jahren beschäftigt — Karl Friedrich's „Erziehung zur Arbeit" ist 1852 erschienen — und mir zur Zeit ein ziemlich gerader, einfacher und schlichter Weg vorschwebt, auf welchem ich jenen mit acht Siegeln verschlossenen pädagogischen Schatz aufsuchen, finden und heben dürfte, so wird es das Natürlichste sein, meinen geehrten Lesern und Leserinnen ohne Umschweife die Einrichtungen zu nennen, welche ich in meiner Anstalt zu jenem Entzweck getroffen habe.

Die Lehrstunden in meiner Höhern Töchterschule beginnen früh Punkt 8 Uhr und werden bis 10 Uhr ununterbrochen fortgesetzt, so daß ein Lehrer, welcher diese beiden Lehrstunden in derselben Klasse gibt, ebenso wie der Lehrer, welcher die beiden Nachmittagsstunden von 2 bis 4 Uhr in einer und derselben Klasse hält, sehr wohl, ja sogar zu seinem und seiner Kinder Vortheil drei Unterrichtszweige, zwei zu $\frac{3}{4}$ und einen zu $\frac{1}{2}$ Stunde, in diese zwei vollen Stunden verlegen kann. Auf diese Weise kann ein Lehrgegenstand, welchem nur eine Lehrstunde wöchentlich angewiesen wäre, dennoch zweimal, und ein anderer Gegenstand, welchem nur zwei Stunden angewiesen wären, dennoch dreimal u. s. f. in der Woche an die Reihe kommen. Man halte dies in kleinen Klassen nicht für unausführbar, am wenigsten aber für unwichtig, da sich sofort zeigen wird, wie haushälterisch mit der Unterrichtszeit ein Direktor sein müsse, der nach diesen flotten und emsigen zwei Lehrstunden seinen Kindern von 10 bis 11 Uhr eine volle Erholungs-

stunde gibt und selbst um 11 Uhr sie vielleicht an funfzehn Arbeitstagen im Jahr zur Arbeit nicht zurückruft.

Um 10 Uhr nemlich wird der eigentliche, strenge Unterricht auf eine ganze Stunde unterbrochen, um dem Körper sein Recht widerfahren zu lassen. Würde der Unterricht nicht um 11 Uhr wieder aufgenommen, so wäre es das Natürlichste, die Mädchen zu entlassen und dem Elternhause diese Sorge anheimzugeben, obschon dann die Besorgniß nicht ganz zu verscheuchen wäre, es möchte sich zu Hause unmittelbar an den Schulunterricht eine Privatstunde oder eine Arbeitsstunde anschließen. In unserm Falle, wo von 11 bis 12 Uhr eine letzte Lehrstunde folgt, bleibt nichts Anderes übrig, als daß die Schule, als Stellvertreterin des Hauses, dieses kleine, aber sehr wichtige Stück der leiblichen Pflege des Kindes übernimmt. Ich bemerke ausdrücklich, daß hier die Schule in das Gebiet des Hauses übergreift, und daß sie ebendeshalb hier doppelt vorsichtig und bedächtig verfahren muß; aber dürfte das Elternhaus hier wiederum, wie etwa oben bei den weiblichen Handarbeiten, eifersüchtig auf die Schule sein? Ist nicht die Schule überhaupt Stellvertreterin der Familie? Soll die Schule nicht überhaupt soviel als möglich erzieherisch wenigstens mitwirken? Und ist das ganze Verhältniß der Schule und des Elternhauses nicht ein Vertrauensverhältniß? (Man vergleiche später Brief 76 bis 78. Mein Haus eine Festung! Das Elternhaus ein Heiligthum!)

Wenn aber alle Schulen sich der Sorge für die leibliche Pflege ihrer Kinder nicht entschlagen dürfen, so gilt dies von einer Töchterschule doppelt und dreifach. Das weibliche Geschlecht erfüllt ziemlich die ganze eine Hälfte seiner Bestimmung rein körperlich, indem es uns ein zuvörderst körperlich gesundes und kräftiges

Geschlecht schenken soll; wenn daher Eltern und Lehrer für die Zukunft der Menschheit verantwortlich sind, müssen sie über das körperliche Wachsthum und Gedeihen der Mädchen noch weit ängstlicher wachen, als über das leibliche Befinden der Knaben, welchen ohnehin erlaubt ist, sich rühriger und flotter zu bewegen, als den stillen und sittsamen Mädchen. Demnach ist von den vier Stunden des Vormittags eine Stunde ganz unbedenklich der Erholung und Kräftigung des Körpers zu widmen: mens sana in corpore sano, in gesundem Körper ein gesunder Geist! Was wir in dieser Zeit dem Körper allein zu geben meinen, kommt ja ohnehin schon in der nächsten Lehrstunde dem Geiste zu Gute. Bewahre mich Gott in Gnaden vor den trägen und stumpfen, abgetriebenen, ja abgehetzten Kindern, wie sie in manchen Töchterschulen über ihren Büchern und Heften hocken!

Und so würde jetzt nur zu fragen sein, wie diese Erholungsstunde zu benutzen sei. Davon im nächsten Briefe.

## Achter (58.) Brief.

### Vom Schulgarten und Turnsaal.

Ein Schulgarten ist, wenn er seinem Zweck entsprechen soll, kein gewöhnlicher Garten, und ich werde deshalb meinen Schulgarten nach seinen allgemeinsten Umrissen beschreiben müssen. Zwei Drittel der 10,000 □Ellen wurden sofort zu drei großen Spielplätzen gemacht, von denen der erste für die deutsche Schule, der zweite für die englische, und der dritte für die französische

Schule bestimmt wurde. Diese Spielplätze sind von eirunder Gestalt, festgetreten, mit feinem Sand bestreut und von einem länglichen Viereck von immergrünem Rasen eingeschlossen, jedoch so, daß diese Einfassung keine Beschränkung bildet, indem der Rasen ungehindert betreten werden kann und alle drei Spielplätze ein großes Ganze bilden, das dann im Grunde nur durch die 42 Bäume, welche um die einzelnen Spielplätze herum und zum Theil in den Spielplätzen stehen, eine Unterbrechung erleidet. Sehr reichlich dürften diese Obstbäume nicht immer Früchte tragen, da eine Auflockerung des Bodens an ihren Wurzeln, wie sie alljährlich in andern Gärten möglich ist, hier nicht wohl Statt finden kann; doch erfüllen diese Bäume ihre Bestimmung hinlänglich, wenn sie uns Schatten und sauerstoffhaltige Luft gewähren.

Das letzte Drittel des Gartens ist zu einem Theil den Kindern zu eignen Beeten überlassen, zum andern Theil aber Gemüsegarten und botanischer Garten der Schule. Die letztere Benennung ist nothwendig, 1) weil hier so Manches steht, was nicht für den Hausgebrauch ist und dennoch, z. B. als Giftpflanze oder Zierpflanze, oder auch als bemerkenswerthes Unkraut, seinen Platz vollständig verdient; und 2) weil sehr oft nur einzelne wenige Exemplare, z. B. von der Kartoffel in diesem Jahre nur drei Exemplare, vorhanden sind, von andern sogar schon ein Exemplar hinreichen muß. Denn die Zahl der Pflanzen, welche werth sind, den Kindern gezeigt und erklärt zu werden, wächst Einem unter den Händen mit kaum glaublicher Schnelligkeit, und selbst bei der größten Beschränkung finde ich am Ende dieses Sommers dennoch fast 200 Namen in dem Pflanzenverzeichnisse meines Schulgartens. Nun, was in dem einen Jahre nicht gelernt wird, wächst den Kindern im

nächsten Frühjahr wiederum zu, und nach 4 bis 5 dergleichen Lehrjahren sind die Kinder mit den meisten Vorkommnissen ihres Schulgartens gar wohl vertraut. Ich nenne hier, ohne irgend eine wissenschaftliche Eintheilung zu versuchen, außer den Bäumen und Sträuchern, wie Wallnuß, Haselnuß, Pflaume, Kirsche, Apfel, Birne, Aprikose, Korneliuskirsche, Taxus, Buchsbaum, Faulbaum, türkischer Hollunder, Flieder, Himbeere, Stachelbeere, Johannisbeere, als Gemüse und Getreide, als Zier-, Apotheker- und Industriepflanzen, als Giftpflanzen und Unkraut: Weinstock, Erdbeere, Kartoffel, Senf, Radieschen, Rettig, Coriander, Kümmel, Hirse, Fenchel, Rübsen, Anis, Dill, Lein, Hanf, Kerbel, Petersilie, Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Haidegrütze, Kürbis, Gurke, Zuckerrübe, Runkelrübe, Bohne, Wicke, Erbse, Portulak, Klee, Sauerampfer, Zwiebeln, Schnittlauch, Pastinak, Beifuß, Wermuth, Münze, Spike, Salbei, Färberwaid, Salat, Spinat, Möhre, Spargel, Waldmeister, Rapunzel, Bohnenkraut, Süßholz, Linse, Basilienkraut, Lupine, Sauerklee, Cichorie, Paradiesapfel, Majoran, Endivie, Borretsch, Artischocke, Kamille, Mohn, Gräser, Nachtviole, Rittersporn, Aster, Studentenblume, Skabiose, Winde, Raute, Sonnenblume, Löwenmaul, Nelke, Ranunkel, Ochsenzunge, Steinbrech, Fetthenne, Taubenkropf, Seifenkraut, Ehrenpreis, Kornblume, Disteln, Hyazinthe, Fingerkraut, Frauenmantel, Goldruthe, Waldrebe, Ackerrade, Ysop, Osterluzei, Storchschnabel, Jelängerjelieber, Veilchen, Stiefmütterchen, Tausendschönchen, Rose, Resede, Thymian, Malve, Flox, Königskerze, Blumenkresse, Brunnenkresse, Ringelrose, Nachtschatten, Lilien, Tulpen, Maiblümchen, Vergißmeinnicht, Spiräe, Fingerhut, Agelei, Schöllkraut, Eisenhut, Bilsenkraut, Stechapfel, Bittersüß, Wolfsmilch, Nesseln, Hirtentäschel, Erdrauch, Melde, Knöterig, Hundeblume.

Hat es nun 10 Uhr früh geschlagen, und das Wetter ist günstig, so begibt sich die ganze Schar der Mädchen, welche bis 12 Uhr Unterricht haben, hinab in den Schulgarten, und in der ersten halben Stunde ist ihnen nur insoweit eine Fessel angelegt, als sie den botanischen Theil des Gartens zu dieser Zeit noch nicht betreten dürfen und sich von dem Spielplatz anderer Klassen, wenn diese es verlangen, fern halten müssen. Da Letzteres selten geschieht, und außer den Spielplätzen noch 5 große und breite Gänge da sind, so ist Spielraum im weitesten Sinn des Wortes da. Nicht umsonst nennen wir den Raum, in welchem sich eine Kraft ungehindert und frei bewegen kann, Spielraum, und so soll sich denn auch die Kraft, die ganze körperliche und geistige Kraft dieser Kinder auf diesem Spielraum einmal ganz frei bewegen; es soll jedes Kind seinem kleinen Genius ganz unbehindert folgen können; und ist es der gute Genius eines lebensfrohen, kindlichen Gemüths, so wählt er auch bald die frische muntere Bewegung des Körpers: es ist ja die Zeit, wo der kindliche und jugendliche Körper sich zu strecken und auszudehnen, seine Kraft zu mehren und zu befestigen, seine Formen abzurunden und ebenmäßig zu bilden, kurz: zu wachsen und zu gedeihen strebt. Es wächst aber der Körper, und er gedeiht beim rechten Wechsel von Ruhe und Bewegung, und wenn daher Kinder zwei Stunden lang gesessen haben, so ist es das natürlichste Bedürfniß des gesunden, noch nicht verkümmerten und verbutteten Kindes, sich zu bewegen, ja sogar sich stark zu bewegen. Ein sehr schlechtes Lob ist es, wenn verblendete Eltern und Erzieher ihren verzogenen Kindern nachrühmen, daß sie viele Stunden lang, und selbst in den freien Stunden, so hübsch ruhig dasitzen,

ja ruhig mit ansehen können, wie andere Kinder herumspringen. Solche Kinder sind entweder schon kränklich, oder auf dem besten Wege, kränklich zu werden. Auch brauchen Eltern und Erzieher sich nicht zu sorgen, was sie die Kinder spielen lassen sollen; die Kinder wissen das am besten selbst, wenigstens ist unter vielen Kindern immer eines, das die rechten Spiele anzugeben weiß, und solche Kinder müssen, wie sie unter den übrigen Kindern immer gern gesehen werden, auch von Eltern und Erziehern ganz in der Stille sehr hochgeschätzt und sehr gern gesehen werden. Wenn daher auch in dieser ersten halben Stunde zwei Lehrer und zwei Lehrerinnen sich gewöhnlich in unserm Schulgarten befinden, so bilden sie doch nur die Allen unbemerkte, stille Vorsehung und mischen sich in das bunte Getümmel der Kinder wenig oder gar nicht ein, es sei denn, daß sie selbst mitspielen, um das Knötchen von der Hand ihrer Nachbarin auch auf ihrem Rücken tanzen zu lassen. Und so kauern die Einen an ihren Beeten, während die Andern zu 10 bis 12 auf Stelzen bei ihnen vorbeimarschiren; noch Andere wiederum haschen sich, spielen Zauberer, Räuber und Gräfin, Müller und Schulze, Katze und Maus, werfen sich Bälle oder kleine Reifen zu, oder treiben große Reifen auf der Erde vor sich her, und wenn Viele von ihren Turnkünsten, welche sie an den vielen bösen Tagen in ihrem Turnsaal liebgewonnen haben, auch im Schulgarten nicht lassen wollen und besonders gern auch da über das geschwungene Seil springen, so ist ihnen auch dies unverwehrt. Grundsatz ist es aber und bleibt es bei mir, daß das Spielen obenan steht, und das Turnen erst in zweiter Reihe, weil bei dem Spiel das Kind körperlich und g e i s t i g sich entwickelt, während das Turnen wenig mehr als körperliche Uebung bietet; daß die Kin-

der so oft nur turnen müssen, weil sie leider nicht spielen können; daß also das Turnen nur Ersatzmittel für das Spiel ist und ebendeshalb um so richtiger und vollkommener ist, je mehr es sich dem Spiele nähert. Ein solches Turnen gibt es in Deutschland, seitdem Spieß und Andere in ächt pädagogischem Sinne ihre Turnbücher geschrieben haben; doch selbst mit diesen Büchern in der Hand dürfte nicht jeder Turnlehrer und nicht jede Turnlehrerin im Stande sein, guten Unterricht dieser Art zu geben, wenn sie nicht bis zu diesem obersten Grundsatz für Turnen und Spielen, wie ich ihn so eben ausgesprochen habe, durchgedrungen sind. In der That sind beide Dinge bei einer etwa beabsichtigten Verbindung und Mischung anfangs ziemlich spröde. Beim Spiel läßt man dem Kinde beinahe die Zügel schießen und fragt nicht ängstlich, ob ihm der Schweiß auf der Stirn steht und das Herzchen stürmisch klopft; hört doch das Kind, wenn es nicht ein gar zu arger Wildfang ist, in der Regel von selbst auf, sich herumzutummeln, wenn ihm zu warm ist; denn wir spielen ja und machen nicht Ernst. Wer aber wollte einem turnenden Kinde den Schweiß auf die Stirn treten lassen oder gewaltiges Herzklopfen bei ihm dulden? Hier ist die Gefahr für das Kind leicht zu groß, indem eine Turnübung immer dieselben Muskeln in Anspruch nimmt und deshalb bei längerer Wiederholung auch leicht zu stark angreift. Dagegen läßt dasselbe Spiel abwechselnd das Kind laufen und sitzen, springen und kauern, sich beugen und sich strecken, stehen und niederfallen, ruhen und sich bewegen, so daß ganz von selbst der ganze Körper arbeitet und ebendeshalb der einzelne Theil nicht Gefahr läuft, übernommen zu werden. Diese Gefahr nun beim Turnen zu meiden, ist erstens alles Freiturnen, d. h. das in das Belieben

der Kinder gestellte und unbeaufsichtigte Turnen durchweg zu verbieten, und zweitens auch bei dem beaufsichtigten Turnen 1) Maß zu halten, indem man nicht jedem Kinde unbedingt überläßt, wie lange es überhaupt turnen, oder wie lange es im Besondern eine bestimmte Uebung machen will; sowie 2) Ordnung herzustellen, damit die Zuschauenden und Wartenden nicht von den Turnenden verletzt werden, auch jedes Kind wirklich an die Reihe kommt; endlich aber auch 3) Ruhe zu erhalten und Stillschweigen zu gebieten, damit die Uebungen nicht durch unbescheidenes Dareinreden Anderer gestört und unterbrochen, auch die Turnenden nicht zum Sprechen oder gar zum Rufen während der Uebung veranlaßt werden.

Und nun wende man einmal diese drei vornehmsten Gesetze des Turnens auf das Spiel an! Allerdings müssen auch spielende Kinder Maß halten, in Ordnung bleiben und eine gewisse Ruhe beobachten; aber doch nicht mehr, als soweit überhaupt Ordnung, Maß und Ruhe zu allen Dingen in der Welt gehört; im Uebrigen ist oft, z. B. bei dem Spiel „der Gänsedieb", Unordnung die Hauptsache, indem sich bei diesem Spiel während des Getümmels ein Jeder die Person sucht, mit welcher er ein Paar bildet, um zuletzt nicht allein dazustehen; und das Maß halten ist z. B. bei dem Jägerspiel insofern ein Unding, als eben das meiste Wild par force gejagt wird, d. h. so lange, bis der Jäger das erschöpfte Wild einholt; wie man ebenso ganz unbedenklich Kinder 3 bis 4 Stunden lang spielen lassen kann, während schon ein zweistündiges Turnen in den allermeisten Fällen höchst bedenklich ist. Endlich aber ist Ruhe geradezu der Tod der meisten Spiele, indem es

zu dem Charakter des Menschen gehört, nicht stumm, wie die Füllen oder Kälber auf der Weide, beim Spielen herumzuspringen, sondern seine Freude und seinen Verdruß, seine Angst, Hoffnung und Ueberraschung in beflügelten Worten oder durch lauten, echt menschlichen Zuruf auszudrücken. Wo sind hier für Spielen und Turnen die Anknüpfungspunkte, nachdem sich beide Dinge in solchen Hauptstücken geradezu ausschließen und abstoßen? Man betrachte es deshalb nicht als eine leichte Aufgabe, das Turnen zum angenehmen Spiel zu machen; es mißlingt sehr gewöhnlich, und selbst die spiellustigsten Kinder versuchen es selten, sondern wollen — ganz richtig — entweder turnen oder spielen. Weit sicherer und erfolgreicher ist beim Turnen die Beimischung anderer Künste, nemlich der Musik und des Tanzes, wovon ein anderes Mal mehr.

Dabei dürfen wir die oben genannten Gemüthsbewegungen, nemlich Freude, Hoffnung und Ueberraschung, Angst und Verdruß der Spielenden bei dieser Untersuchung durchaus nicht außer Acht lassen; denn sie gerade zeigen uns das Spiel von einer Seite, welche man bei dem Turnen fast ganz umsonst suchen möchte. Das Spielen unserer Kinder hat nemlich auch eine geistige Seite, und ich habe deshalb oben gesagt, daß sich das Kind beim Spielen körperlich und geistig entwickele, während das Turnen wenig mehr als körperliche Uebung biete. Allerdings empfindet auch das turnende Mädchen Freude an seiner Uebung, einmal, weil die Muskelbewegung und Muskelübung ganz unmittelbar seinem Körper wohlthut, und zum Andern, weil es von einer wohlgelungenen Turnübung bei der Lehrerin und bei den Mitschülerinnen Lob und Ehre erntet, was im Kreise der Knaben und Jünglinge zuletzt sogar soviel bedeutet,

als daß sie mannhaft und wehrhaft, kriegstüchtig und tapfer, muthig und kampfbereit sind, eine herrliche Frucht unserer Turnstunden, Turnfeste und Turnfahrten. Aber abgesehen davon, daß der zuletzt genannte hohe Gewinn des Turnens vernünftiger Weise in Mädchenschulen sich nicht suchen und ebendeshalb auch nicht finden läßt, und daß ein guter Theil der Knabenspiele, wie das Jäger- und Räuberspiel, sowie alle ihre Soldatenspiele, schließlich auf Erwerbung desselben Lobes der Mannhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit hinauslaufen, wie in der That die Turnfahrten der alten Griechen nach dem Isthmus und nach Olympia Isthmische und Olympische Spiele heißen: ganz abgesehen von diesen beiden Dingen, läßt sich auf den ersten Blick nicht verkennen, daß die geistige Uebung der Kinder bei ihren körperlichen Spielen bei weitem vielseitiger ist, als bei dem Turnen. Man beobachte das Kind beim Versteckinißspiel, beim Kämmerchen zu vermiethen, ja selbst bei dem ganz einfachen Jäger- oder Zaubererspiel: wie schlau und erfinderisch, wie umsichtig und geschickt, wie rasch entschlossen und kühn, wie ausdauernd, ja unermüdlich thätig, wie treu und aufopfernd gegen seine Parteigenossen, wie unerschütterlich fest und standhaft gegen seine Gegner ist das Kind bei diesem Spiele! Hier ist das Kind schon ganz handelnd und selbstthätig, auf sich selbst angewiesen und sich selbst bestimmend, während bei dem Turnen — der fremde Befehl vorherrscht und vorherrschen muß.

Deshalb also steht in meiner Anstalt das Spielen und der Spielplatz obenan, und erst in zweiter Reihe das Turnen und der Turnsaal; und deshalb also ist das Turnen bei mir nur Ersatzmittel für das Spielen. Aber in unserm lieben Deutschland und bei unserm rauhen Klima ist freilich dieses Ersatzmittel von sehr großem Be-

lang: wir haben einen sehr langen Winter, oft ein sehr spätes Frühjahr und selbst im Sommer viel, sehr viel schlechtes Wetter!

Zu solcher Zeit nun, wenn es unmöglich ist, den Schulgarten zu besuchen, haben die Schülerinnen um 10 Uhr zuvörderst in ihrem Klassenzimmer eine kleine Pause zum Plaudern und Frühstücken, Ersteres auch in erster Reihe, da so manches Mädchen, wenn ihr die Wahl gelassen würde, ob sie plaudern oder essen wolle, unbedenklich die zuerst genannte Mundarbeit vorziehen würde. Zum Glück läßt sich mit einigem Geschick Beides zusammen ausführen, und so werden zehn Minuten für diese Pause hinreichen. Darnach geht es im Turnsaal bald ans Turnen, theils mit theils ohne Geräth; bald ans Exerziren, wie schon unsere Großmütter ihre Vorübungen zum Tanzen nannten; bald ans gesellschaftliche Spielen, wie nun eben die beiden Turnlehrerinnen es für gut finden; ausnahmsweise wohl auch zuweilen ans Tanzen. Eine halbe Stunde täglich auf diese kräftigen Leibesbewegungen zu verwenden, ist für alle Mädchen hinreichend, sofern sie nicht etwa einen gar zu kurzen Schulweg haben. Denn allerdings rechnet die Schule in einer großen Stadt — und das ist Leipzig zur Zeit geworden — gar sehr auf die körperliche Bewegung, welche sich ihre Stadtkinder fast täglich viermal auf dem Weg zur Schule und aus der Schule machen müssen, und ich selbst habe die häufig an mich gerichtete Frage, ob man sein Kind in die erste oder zweite Bürgerschule schicken solle, seit fast zwanzig Jahren nie anders beantwortet, als: in diejenige Schule, welche der Wohnung des Kindes am fernsten liegt. So verschaffen wir ja auf die einfachste Weise von der Welt unsern Kindern einen unbestritten großen Vortheil, welchen die Kinder in ländlichen Schulen,

seien es Lern- oder Arbeitsschulen, vor den Stadtkindern voraus haben.

## Neunter (59.) Brief.

### Von den gemeinnützigen Kenntnissen.

Wir haben unsere Mädchen verlassen, wie sie entweder im Schulgarten spielten oder im Turnsaal turnten, Beides eine halbe Stunde lang, Ersteres wohl auch oft länger, wenn das Wetter kühl ist und zur Erwärmung der jungen Körper einige Bewegung verlangt. In der Regel aber werden die Kinder im Schulgarten bald nach $^1/_2$11 Uhr durch die Glocke auf ihre besondern Spielplätze gerufen, und sie hören da aus dem Munde ihrer Lehrer und Lehrerinnen, oder machen wohl selbst ihren Lehrern und Lehrerinnen Vorschläge, was im Laufe der andern halben Stunde vorzunehmen ist. Ein Freund und Kenner der Natur, mit dem obigen Pflanzenverzeichniß in der Hand und rings um sich her dieselben Pflanzen auf den verschiedenen Stufen ihres Wachsthums sehend, wird seinen Kindern gegenüber oft in Verlegenheit sein, zu sagen, wo er anfangen, und wo er aufhören solle. Da sollen die Kinder lernen, wie tief oder vielmehr wie nicht tief man säen müsse, wie man streng nach der Gärtnerregel mit dem Pflanzholz pflanzen müsse, wann und wie oft und wie stark und an welcher Stelle man gießen müsse; da sollen die Kinder die Blätter, mit welchen eine Pflanze aufgeht, unterscheiden lernen von den Blättern, welche nachfolgen; da sollen sie die Namen unserer ge-

wöhnlichsten Gemüse, Blumen und Bäume auswendig wissen; sollen Petersilie von Schierling, Kerbel von Kälberkropf, Weizen von Roggen und Gerste, Sauerklee von Wolfsmilch, Fenchel von Dill, Kohlrabi von Welschkraut unterscheiden; sollen die Blüthen richtig benennen lernen, ob es eine Aehre, Dolde, Traube, Rispe, Kugel, Glocke ist, zuweilen selbst Staubfäden und Pistille zählen, um die Pflanze in das gewöhnliche System einzuordnen; sollen vor Allem den Gebrauch so vieler Nutzpflanzen, wie Lein, Hanf, Glanz, Zuckerrübe, Färberwaid, Stechapfel, Bilsenkraut, Süßholz, Mohn, Münze und Lavendel, unmittelbar vor der Pflanze stehend kennen lernen; sollen die unendliche Fruchtbarkeit der Mutter Natur und ihre Freigebigkeit gegen den fleißigen Menschen bewundern, indem sie aus einem trocknen Bündel Spinat, Kerbel, Rübsen oder Senf mit eignen Händen den Samen ausreiben; sollen vor dem Hopfen stehend eine Schilderung des uralten Hopfenbaues in Böhmen und Baiern anhören; vor dem türkischen Weizen stehend die Kukurutzfelder in Ungarn und Kroatien sich beschreiben lassen; sollen auch aller 14 Tage einmal eine Prüfung bestehen, ob sie, von ihrem Spielplatz fortgeschickt, um einen Theil einer bestimmten Pflanze zu holen, wirklich das Rechte bringen; oder ob sie mit verbundenen Augen bei der botanischen Blindekuh mit Hilfe der übrigen Sinne die ihnen vorgehaltene Pflanze wiedererkennen.

Doch genug hiervon. Es gilt ja doch nur, hier einzelne Pröbchen von dem Tausenderlei zu geben, was den gemeinnützigen Inhalt dieser halben Stunde im Garten bilden kann.

Wenn dagegen die kalte Jahreszeit oder regnerige Witterung unsere Mädchen in den Turnsaal und das Klassenzimmer bannt, so wird vor oder nach dem

Turnen entweder gespielt oder der Unterricht in gemeinnützigen Kenntnissen und Fertigkeiten fortgesetzt. Im Garten knüpfte er sich immer an das Pflanzenreich, zuweilen auch an das Thierreich an; hier im Zimmer ist keine solche Schranke gegeben, und Naturkunde, Erdkunde und Geschichte werden gleicher Weise für das tägliche Leben — denn das Gemeinnützige darf nicht aus den Augen verloren werden — ausgebeutet.

Bei diesem Unterricht, sei es im Garten oder im Klassenzimmer, kommt freilich der rechte Lehrer oft in Versuchung, seine Schülerinnen aus dem engen Schulgarten und aus dem noch engern Klassenzimmer hinauszuführen mitten in das Leben hinein, und so geschieht es denn oft, daß bei gutem Wetter aus der Erholungsstunde ein lehrreicher und anziehender Ausgang wird, welcher zuweilen blos die Turnübungen, zuweilen aber auch die Lehrstunde von 11—12 Uhr verschlingt. Demnach zerfallen diese Anschauungs- und Denkübungen in halbstündige oder regelmäßige Uebungen und in ein- bis zweistündige oder außerordentliche Uebungen. Ich werde hier eine Anzahl dieser Uebungen in bunter Reihe, ohne Rücksicht auf die Zeit, welche sie kosten, anführen.

Zu dieser Zeit schauen einmal die Kinder unsern Grasdorfer Grünstein, der uns Leipzigern zum Pflastern und beim Bauen zum Grundlegen dient, in der Nähe an; besteigen mit ihren Lehrern einen Thurm der Stadt; beantworten die Frage: Welchen Ton auf dem Pianoforte oder auf der Zugharmonika habe ich angeschlagen?; lernen mit allerhand Münzen umgehen und Vorderseite und Rückseite unterscheiden; versuchen es, einen Maikäfer fortzutragen oder selbst eine kleine Spinne anzugreifen; besuchen ein im Bau begriffenes Haus, die katholische Kirche, die Synagoge, die Sternwarte, die

Stadtbibliothek, den Thiergarten, eine Thierbude, ein zooplastisches und ein zoologisches Kabinet, den botanischen Garten, zwei schöne Privatgärten, eine Blumenausstellung; hören an zwei Tagen Houwald's „Fluch und Segen" vorlesen oder einen reisenden Maler über Sibirien, die Mongolei und Südrußland erzählen; besuchen eine protestantische Kirche, um 24 Bildnisse von geistlichen Herren zu schauen und von ihnen später erzählen zu hören; brennen Kalk und löschen ihn später; schauen die Bildnisse von Washington und Franklin; besuchen ein Denkmal; sehen zwei neue Glocken beim Glockengießer und das Modell eines Seeschiffes (Great Eastern) in einer Schaubude; hören ein besonders schönes Stück auf dem Pianoforte; erhalten eine Wage erklärt und beantworten darnach an 25 verschiedenen Dingen die Frage: Wieviel mag dies wohl wiegen?; besuchen eine Druckerei; besuchen die Kunstwerkstatt eines Bildhauers; ordnen Papierstreifen und Kattunstückchen derselben Farbe nach den Schattirungen; betrachten einen zahmen Dachs, welchen ein Tyroler sehen läßt; besuchen ein Stücklein von den zahlreichen Schlachtfeldern rings um die Stadt.

Hier nun verräth es sich leicht, daß die Ausgänge oft zu Ausflügen anschwellen können, und daß in diesem Falle ein besonders freigegebener Nachmittag, zu andern Zeiten sogar ein ganzer dazu bestimmter Schultag zu Hilfe kommen muß. Hier ist mit der Zeit durchaus nicht ängstlich zu geizen; ein einziger Nachmittag in den Grasdorfer Steinbrüchen oder in dem Park zu Machern flößt mehr Lust und Sinn und Verstand zur Botanik und Mineralogie ein, als zehn Stunden Naturgeschichte im Schulzimmer. Und daß solche Ausflüge nicht zu oft gemacht werden, dafür sorgt schon unser deutsches Jahr, das nach

dem Ausspruch jenes Italieners sieben Monate Winter und fünf Monate schlechtes Wetter hat. Ein größeres Bedenken möchten die Unkosten dieser Ausgänge und Ausflüge erregen; doch sie sind, wie sich meine geehrten Leser und Leserinnen erinnern werden, durch die Schulsparkasse schon gedeckt, welche hier erst, wie man sieht, zu ihrer ganzen Bedeutsamkeit und Ehre kommt. In der Schule heißt es dann: „Spare im Winter, daß du im Sommer etwas hast“, während die gewöhnlichen Sparvereine den entgegengesetzten Grundsatz aufstellen müssen. Genug, daß gespart und das Sparen gelernt, ja ganz großartig und allgemein in der Schule gelernt, geübt und schließlich genossen wird. Und wenn an jener Stelle, wo die Sparkasse der Anstalt zuerst erwähnt wurde, „die artige Summe von 150 Thlr.“ auffallen konnte, so sieht hier nun Jedermann, daß so viel und selbst noch mehr Geld wahrlich nicht übel angewendet ist, um solche Dinge jugendliche Augen sehen, jugendliche Ohren hören, jugendliche Gemüther erleben und erfahren zu lassen. Es heißt oben ganz schlicht und einfach: „sie besuchen ein Denkmal, eine Druckerei, eine Kunstwerkstatt“, und doch wieviel will das vielleicht sagen! Hier, wo wir an der Bildsäule oder in der Werkstätte oder an der Hinterlassenschaft eines großen Mannes stehen, hier lernt die Jugend am besten Achtung vor dem Verdienst, Bewunderung edler Thaten, Unterordnung unter den Genius großer Männer, Pietät gegen unsere rechtschaffenen Altvordern, die rechte Ehrliebe im Gegensatz zur Putz- und Gefallsucht, den rechten Stolz im Gegensatz zur Eitelkeit. Deshalb suchen wir besonders gern solche Stätten auf; und kehren wir mit recht munter erregten oder auch still gesammelten, mit recht begeisterten oder auch auf kurze Zeit ein wenig niedergeschlagenen Kindern zurück, so ist nun wohl an

uns Lehrern der Lernschule die Reihe, zu fragen: „Was haben eure Arbeitsschulen solchen Bildern aus der Lernschule gegenüberzustellen?“ Der Mensch lebt nun einmal nicht von Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Und wer wollte es darnach noch wagen, mir entgegenzuhalten: „Solche Eindrücke gehen vorüber und lassen für das spätere Leben keinen Eindruck zurück; Thatkraft entspringt nur aus der Thätigkeit, und thätig sind wir nur bei der Arbeit; folglich werden deine Lernschüler doch hinter unsern Arbeitsschülern zurückbleiben.“ Ist denn die Arbeit des Geistes keine Arbeit, und die Werkstätte des Geistes schlechter, als die Werkstatt deiner tischlernden und drechselnden Kinder? Können unsere Kinder nicht schon beim Vorlesen einer schönen Geschichte diese Geschichte selbst (nicht gleichsam, sondern) wirklich erleben, bei der eindringlichen Erzählung des Lehrers Freude und Schmerz (nicht gleichsam, sondern) wirklich erfahren, bei dem eigenen lebhaften Vortrag durch Deklamation die ganze Sachlage (nicht gleichsam, sondern) wirklich mitempfinden? Sie lachen ja und weinen dabei. Oder hat nicht Campe durch seinen Robinson, und Marryat durch seinen Masterman Ready auf hundert Meilen vom Meere Tausende von Knaben zu Seeleuten gemacht? Gerade das ist vielleicht der kräftigste Irrthum bei allen denen gewesen, welche so ungestüm auf Arbeitsschulen dringen, leider hervorgebracht durch die Bequemlichkeit und Langweiligkeit unserer gewöhnlichen Lernschulen.

Noch etwas mehr über diesen Gegenstand im folgenden Briefe.

## Zehnter (60.) Brief.

### Von den Ausgängen und Ausflügen in die freie Natur.

Wenn wir nach dem Obigen Denkmäler und Bildsäulen, Kirchen und Paläste, Bibliotheken und Fabriken, Kunstwerkstätten und Museen zu unsern Kindern reden lassen, sollte — muß man nun weiter fragen — bei jenen Ausflügen ins Freie die liebe Natur ganz schweigen? Auch hier müssen nur die Erwachsenen ein wenig zu Hilfe kommen, und es werden unsere Stadtkinder selbst bei spärlichen Ausflügen in die schöne Natur sie am Ende ebenso beredt finden, als das Kind in der Armenkinderkolonie mit dem Spaten zum Graben in der einen Hand und mit dem Körbchen zum Steinelesen in der andern Hand. „Kommt, kommt, Kinder, hierher zu mir", habe ich beim letzten Schulfest meinen Mädchen, als wir auf der Wiese angekommen waren, zugerufen, „kommt her „zu mir und lernt heute einmal, mit mir zu beten unter „freiem Himmel, wie ihr alltäglich mit uns beten lernt „im engen Schulzimmer. Kommt und sucht auch hier „den Herrn, ob ihr wohl ihn fühlen und finden möget. „Und zwar hat er sich auch hier nicht unbezeugt gelassen, „hat Regen und fruchtbare Zeiten gegeben und unser „Herz erfüllt mit Speise und Freude! Habt ihr euch um„geschaut, rechts und links auf unserer Straße, wie da „Alles prangt und grünt, blüht und reift, wie da Alles „strotzt von dem Segen des Herrn, Wälder und Felder, „Bäume und Sträucher und Kräuter! Stehen wir nicht „fast mitten in der Ernte? — Nun, o Herr, so schaue „gnädig herab auf uns, diese kleine städtische Schaar: „wir alle wissen nicht viel vom Ackern und Eggen, Säen

„und Jäten, Schneiden und Garbenbinden; aber das „wissen wir alle, daß dort in der Stadt auf den harten „Straßen uns kein Brod wächst, daß Du, Alliebender, „es hier gibst auf diesen Feldern, daß Du es auch dieses „Jahr uns hier auf diesen Feldern geben willst. Habe „Dank, gütiger Vater, für die herrlichen Hoffnungen, die „uns hier entgegensprießen; habe Dank, und darnach „erhöre uns die flehentliche Bitte, Du wollest, was Du „bisher gegeben, uns auch erhalten, daß der Landmann „fröhlich einmal ernte, was er im Schweiße seines Ange„sichts gesäet und mit harter, schwieliger Hand gebaut „und gepflegt hat. Er ist's ja, der uns dann Deinen „Segen zur Stadt bringt; und darum können wir auch „heute nicht aufs Land gehen, ohne mit dem Landmann „zu beten um eine glückliche, gesegnete Ernte. Wie Mose „betete und die Männer ihn umstanden und ihm die „Arme halfen zum Himmel emporstrecken, damit er beten „und fortbeten konnte, bis der letzte Feind unten im „Thale geschlagen war, so betet jetzt der Landmann, und „ihr Städter, kommt, kommt heraus und helft ihm beten, „daß gebetet und fortgebetet werde, bis der letzte Ernte„wagen hereingebracht ist. Und zum Danke dafür, daß „wir ihm heute haben beten helfen, zum Danke dafür „soll der Landmann uns heute helfen einen frohen Tag „im Freien und auf seinen Wiesen zu haben. Ja, Herr, „gib uns einen frohen Tag, an welchem sich der kind„liche und jugendliche Geist im heitern Spiel ergehen „möge! Auch die Freude, Gott, ist Tugend, aber heilig „muß sie sein! Ja, Vater unser, der du bist im Himmel, „geheiligt werde dein Name auch heute mitten im „Spiele und in der Lust, daß kein unheiliger Scherz „über unsre Lippen komme! Nein, Dein Reich komme „auch heute zu uns!“ u. s. w. u. s. w.

Hat doch unser Herr Jesus Christus seine himmlische Religion zumeist unter Gottes freiem Himmel gepredigt, von jenem Berglein herab oder am Galiläischen Meer aus jenem Schifflein heraus, das ihm zur Kanzel diente, und seinen Zuhörern zugerufen: Da sehet die Vögel unter dem Himmel, da sehet die Lilien des Feldes! wie sollte es uns Lehrern so gar schwer werden, für unsere Kinder die Natur beredsam zu machen?

Und wie wenig der Mensch zum Leben, ja zum Glücklichsein brauche, hat unsere Kinder dasselbe ländliche Schulfest ebenfalls gelehrt; denn mit 7½ Ngr., einschließlich Musik und Feuerwerk, haben diese Kinder nicht nur an diesem Tage gelebt, sondern auch gespielt, getanzt und sehr viel gelacht. Auch was sonst etwa noch auf dem Lande für städtische Kinder zu lernen und aus der Dorfschule in die Höhere Töchterschule herüberzunehmen ist, wird einem aufmerksamen Lehrer, wenn er überhaupt nur zuweilen mit seinen Kindern auf das Land geht, bald klar werden. So tragen z. B. auf dem Lande bei dem Schulfeste alle Mädchen Kränze um ihre Köpfchen, was mir stets — und ich habe es wohl mehr als zehnmal in drei verschiedenen Dörfern gesehen — sehr wohl gefallen hat. Ich bitte, mich nächstes Jahr zu unserm Schulfest daran zu erinnern, ob nicht jedes unserer Mädchen, sobald wir auf dem Lande angekommen sind, ein aus den Gärten der Stadt mitgebrachtes oder unterwegs gewundenes einfaches Kränzchen aufsetzen könnte.

Dergleichen Schmuck ist in der freien Natur und mitten unter Wiesen- und Feldblumen sehr natürlich, so daß alle Kinder, groß und klein, im Freien nach den Blumen und Blüthen greifen, die kleinen Mädchen sehr glücklich sind, wenn man ihnen zeigt, daß sich diese Blumen auch an Kopf und Kleidern befestigen lassen,

und die größern Mädchen, wenigstens die Landmädchen, ganz von selbst dies thun. Unsere städtischen Mädchen, namentlich aus den höhern Töchterschulen, haben vielleicht schon von „Flora's Kindern" und den „blauen Zyanen" bei Schiller gelesen, finden die Sache poetisch und deshalb auffallend und müssen, da es in der Stadt und nach städtischen Begriffen nichts Schlimmeres und Verwerflicheres gibt, als „aufzufallen", sei es auch, daß man sich auf die vernünftigste und löblichste Weise auszeichne, sie müssen, glauben sie, auf jeden einigermaßen farbigen und deshalb lebhafteren Schmuck dieser Art verzichten.

Nun, es kommt mir nicht in den Sinn, die städtischen Begriffe berichtigen zu wollen und den städtischen Fräulein zu heißen, dieselbe Farbenpracht, welche sie im Winter auf den Bällen beim Lampen- oder Gaslicht durch kostbare seidene Bänder, Perlen und Edelsteine erzeugen oder um diese Zeit für schweres Geld aus den Gewächshäusern der Kunstgärtner herbeischaffen, im Sommer der lieben Mutter Natur selbst zu entlehnen und bei festlichen Gelegenheiten auch in der Stadt anzulegen: die Gevattersträuschen bei Kindtaufen, das Myrtenkränzchen im Haar der Braut und einige Blümchen im Haar der Brautjungfern sind an sehr vielen Orten das in der Stadt einzig noch Erlaubte; mehr würde, wie gesagt, „auffallen!"

Deshalb habe ich oben ausdrücklich hinzugesetzt, daß auch unsere Mädchen beim Schulfeste ihren Blumenschmuck erst anlegen sollen, „sobald wir auf dem Lande angekommen sind." Ueberhaupt auf dem Lande ländliche Sitte annehmen, thut dem nicht ganz verbildeten und verkümmerten (blasirten) Städter immer wohl; es macht so schön nüchtern von dem städtischen Prunk und

all dem gemachten städtischen Wesen. Auch ist, um auf unsere Kränze zurückzukommen, sich schmücken sehr wohl erlaubt, zeigt, daß wir dem festlichen Anlaß, gelte es nun einer Sache oder einer Person, die verdiente Ehre widerfahren lassen, erhöht die Lust und ist nicht unbequem; sich putzen bringt gewöhnlich Unbequemlichkeiten mit sich, kann selbst zur Last werden und stört dann die Freude; der Putz hat etwas Hoffärtiges, und „Hoffart, sagt schon das Sprichwort, muß Zwang leiden." Ungezwungenheit ist ja aber die erste Bedingung für allen unbefangenen Lebensgenuß. Daher kommt denn auch der gerade bei vornehmen Leuten so natürliche Wunsch und Trieb, einmal im Jahre auf Wochen und Monate in der schönen Jahreszeit das gezwungene und gekünstelte Stadtleben mit dem ungezwungenen und ungekünstelten Landleben zu vertauschen, statt der städtischen Kost und Kleidung ländliche anzunehmen und namentlich auch statt des städtischen Putzes ländlichen Schmuck anzulegen und statt der Perlen und Edelsteine einmal Rosen, Kornblumen und Vergißmeinnicht ins Haar zu flechten.

Eine höhere Töchterschule soll dergleichen Einwirkungen auf den Geschmack und das Gefühl ihrer Mädchen durchaus nicht verschmähen; es sind in der That sittliche Einwirkungen, und insofern z. B. jener Blumenschmuck auf einen ganzen Tag und von so Vielen angelegt wird, ist diese Einwirkung auch sehr kräftig.

Wer es für bäurisch ansähe, dem sagen wir also, daß es im Gegentheil sehr vornehm sei, daneben auch ein wenig poetisch und, da die Jugend die einzige poetische Zeit unsers Leben sei, der Jugend um so mehr angemessen.

Unsern Mädchen sei es übrigens zur Ehre nachgesagt, daß sie sich an unserm Schulfeste nicht verputzt

hatten, sondern schön und doch einfach gekleidet waren.

Ein anderer Gedanke ist mir seitdem gekommen, nemlich in dem Dorfe, in welchem wir nun schon so oft und so vergnügt unser Schulfest gefeiert haben, nächstens einmal an einem geeigneten Orte und zu passender Zeit mit unserer ganzen Schule ein Bäumlein zu pflanzen. Oder dürfen sich die Mädchen einer städtischen Lernschule nicht in solche Dinge mischen? Ist dies nur Sache der ländlichen Arbeitsschüler? Ich berufe mich hier auf Fellenberg in Hofwyl und Maykirch, ob er wohl in seiner höhern Erziehungsanstalt, welche er dicht neben seine Armenkinderkolonie baute, den vornehmen Mädchen erlaubt haben mag, einen Baum zu pflanzen? Sicherlich wird er dies gethan haben; und mit dieser Berufung auf Fellenberg habe ich denn auch schließlich meinen vornehmsten und größten Gewährsmann für dieses mein ganzes System vorgeführt, indem ich um die Erlaubniß bitte, Basedow und Campe, Salzmann und den ältesten Vertreter der Realien und Realschulen, August Hermann Francke — ich wiederhole es: August Hermann Francke, den Gründer der berühmten Hallischen Lehranstalten — hier ebenfalls noch zu nennen. Fellenberg schraubte nicht die Armenkinder seiner Kolonie gewaltsam zu seinen Kindern bemittelter und reicher Eltern hinauf, er war nicht Kommunist und Sozialist; er stieß aber auch nicht seine Töchter bemittelter und reicher Eltern gewaltsam hinab zu den Waisenmädchen seiner Kolonie an das Waschfaß, er war kein blinder „Erzieher zur Arbeit"; sondern er baute beide Anstalten, so verschieden sie auch waren, dicht neben einander und trug nun aus dem einen Hause hinüber in das andere soviel, als eben gut und heilsam und vernünftig war.

Und Dasselbe zu thun, habe ich denn auch in diesen

Briefen versucht und werde es mit Gottes Hilfe weiter noch in meiner höhern Töchterschule versuchen.

---

## Elfter (61.) Brief.

---

### Von der häuslichen Erziehung unserer Kinder zu eigenem Thun und Handeln.

Und so bliebe mir nur noch übrig, das Unrecht wieder gut zu machen, daß ich von Anfang an eingestandner Maßen dem Elternhaus dadurch gethan habe, daß ich so oft auf die gewöhnliche Erziehung „unserer Kinder" gescholten habe, ohne Schule und Elternhaus zu trennen. Denn offenbar hat das Elternhaus mindestens hundertmal mehr Gelegenheit, die Kinder praktisch d. h. durch das Leben und für das Leben zu erziehen, als die arme, arme Schule.

Wollte Gott, ich hätte hier ein recht großes Unrecht gut zu machen! Dem ist aber schwerlich so. Die Bevormundung der Kinder durch die Eltern ist bei uns im Ganzen wohl noch zu groß, und zwar zunächst aus den sehr einfachen und edeln Gründen,

1. weil uns Vätern und Müttern eine kräftige Bevormundung der Kinder um ihrer Schwachheit willen durch die natürliche Liebe zu unsern Kindern eingegeben wird. Nun sagt zwar das Sprichwort: Die Liebe macht blind; aber da ist wahrlich von unserer Elternliebe nur insoweit die Rede, als wir oft blind gegen die Fehler unserer Kinder sind; was die Gefahren für unsere Kinder betrifft, so möchte man vielmehr oft sagen, daß Eltern-

liebe gar nicht selten Gespenster sehe. Wie Viele erblicken in den allerharmlosesten Umständen vor allzu zärtlicher Liebe tausend Gefahren, welche gar nicht da sind; Andere übertreiben die wirklichen Gefahren für ihre Kinder und erhitzen durch ängstliches Grübeln ihre Phantasie, bis sie am Ende — selbst das größte Kind wieder an das alte Gängelband nehmen. Wenn ein Kind lernen soll, die Freiheit zu gebrauchen, so muß es doch zuvor die Freiheit haben, fast ebenso gewiß, als wir nicht im Ernste sagen können, wir würden unser Kind nicht eher ins fließende Wasser steigen lassen, als bis es schwimmen könnte. Eine Mutter erzählte mir, daß ihr Töchterchen von fünf Jahren ganz besonders gern auf der Straße vor oder hinter ihr gehe und nur, wenn ein Wagen sehr rasch und lärmend vorüberfahre, schnell wiederum an die Seite der Mama krieche und die Falten ihres Kleides erfasse. Gut, wenn die Kleine es versucht, auf der Straße (und dereinst in der Welt) allein und durch sich selbst fortzukommen; und sehr lobenswerth, daß die Mutter sich darüber freut und es zuläßt; aber freilich, wenn nun ein Vorübergehender das Kind umstößt, wird sich die Mutter nicht vielleicht den Vorwurf machen, daß sie lieblos gehandelt habe? Ich rathe ihr, sich diesen Vorwurf nicht zu machen. Aber jener Vorübergehende, der das Kind umstieß, wird es vielleicht thun? Dies führt mich auf den zweiten Punkt. Nemlich nicht blos durch die Liebe, nein, auch

2. durch göttliches und menschliches Gesetz ist uns Eltern eine strenge und gewissenhafte Wachsamkeit über unsere Kinder geboten; wir haben vor Gott und den Menschen Rechenschaft abzulegen über ihre leibliche und geistige Pflege, über ihr körperliches Wohl und über das zeitliche und ewige Heil ihrer Seele: wie sollte die

elterliche Sorge je schlummern, wie sollten sich Vater und Mutter von Nachbarn, Verwandten, Freunden und Bekannten, oder selbst von den Obrigkeiten und Behörden jemals den Vorwurf machen lassen wollen oder auch diesen Vorwurf sich gegenseitig machen wollen, daß sie ihre Kinder ins Wilde laufen lassen? Daß aber bei so kräftigen Aufforderungen von innen und außen leicht zuviel, ja viel zuviel geschieht, wer wollte sich darüber wundern? — Weit weniger edel sind die nachfolgenden Gründe:

3. Die Veranlassungen nemlich, den Kindern eine gewisse Freiheit und eigne Selbstbestimmung zu überlassen, sind im Elternhause so häufig, daß wir Eltern, wie mancher reiche Mann durch sein vieles Geld, so durch den Ueberfluß an solcher Gelegenheit in Verlegenheit gerathen und ihnen schließlich gar keine Freiheit geben, wie ganz ebenso mancher reiche Mann zum Geizhals wird und gar nichts ausgibt, nur um der ewigen Verlegenheit, wie er das viele Geld richtig verwenden soll, zu entgehen. Wir möchten so gern unser Kind seinem eignen Genius, seinem eignen Verstand und Geschick überlassen; aber es könnte auf dem Wege, den es allein gehen müßte, überfahren werden, ins Wasser fallen, sich verlaufen, in schlechte Gesellschaft gerathen. Wo und wann ist hier anzufangen? Wo und wann hier aufzuhören? Wo sind die Grenzen zu ziehen zwischen vernünftiger Gewährung einer angemessenen Freiheit und unheilvoller Verwahrlosung? Diese Frage ist allerdings nicht immer leicht zu beantworten; aber deshalb dürfen wir uns ihre Beantwortung nicht schenken, uns ihr nicht ganz entschlagen wollen. Jener Geizhals oben, welcher sein Geld in einem eisernen Topf im Garten vergräbt, ist doch sicher ein sehr beschränkter Kopf, ein höchst feiger, wenigstens sehr be-

quemer Mensch. Wir sollen unser Pfund nicht vergraben, sondern es auf Wucherzinsen ausgeben, sagt die Schrift. So sollen wir auch unsern Kindern Gelegenheit geben, sich selbst im Leben zu versuchen und selbst einmal zu handeln, sogar auf die Gefahr hin, daß ihnen anfangs einmal etwas mißlingt, daß sie Geld auf dem Wege verlieren, daß sie etwas zu theuer einkaufen u. dgl. m. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, und aller Anfang ist schwer; Lehrgeld muß nun einmal gezahlt werden. Wie oft aber sagen Mütter: „Ehe ich mich ärgere, mache ich es mir lieber selbst“; und wie oft dürfen es dieselben Mütter nicht wagen, das Töchterlein in die Küche zu schicken, da der gestrenge Papa in keinem Falle es dulden würde, einmal ein weniger schmackhaftes Gericht auf den Tisch zu bekommen. — Was hier Bequemlichkeit ist, das ist bei Andern

4. eine gewisse Herrschsucht, Dünkelhaftigkeit oder wenigstens Großthuerei den Kleinen gegenüber. „Wie kannst du nur so einfältig sein?“ ist der beständige Zuruf, den man aus dem Munde gewisser Eltern ihren Kindern gegenüber hört. Eine Berliner Zeitschrift für das Elternhaus hat einmal diesen Zuruf zur Ueberschrift einer sehr lehrreichen Erzählung gemacht, welche ich wohl später einmal in diesen Briefen abdrucken lassen werde. Für heute gebe ich eine Erzählung aus meinem Leben. Als ich einmal mit einer französischen Gouvernante und ihrem kleinen Zögling etwa funfzig Schritte vor dessen Eltern her spazieren ging, erlaubte ich mir im Laufe der zweiten Viertelstunde, an die gedachte junge Dame die Frage zu richten, warum sie unausgesetzt jeden, auch den harmlosesten Schritt und Tritt des Kleinen, und zwar ziemlich laut und ausführlich tadele. Ich erhielt zur Antwort, daß sie dies thun müsse, da sonst das Elternpaar ihr

vorwerfe, daß sie ihr Brod mit Sünden in ihrem Hause esse. — Die Wirkung dieses ewigen Befehlens, Hofmeisterns und Tadelns ist übrigens nach Verschiedenheit der Kinder verschieden: kräftige Naturen lernen es ertragen, wie ein gesunder Mensch, namentlich in der Jugend, es bald lernt, in einer Mühle trotz des ununterbrochenen Klapperns ganz ruhig zu schlafen; schwächere und blödere Geister jedoch werden durch das fortwährende Meistern und Zurechtweisen erdrückt und verlieren alle Kraft zum Denken und Wollen, wie auch in jener Berliner Erzählung nachgewiesen wird, daß durch den immer wiederkehrenden Zuruf: „Wie kannst du nur so einfältig sein?“ schließlich das ganz hoffnungsvolle Knäblein wirklich einfältig wurde. Auch das beste Pferd wird durch einen Reiter, der es fortwährend am Zügel reißt, mit den Beinen und Füßen pufft und mit der Gerte tätschelt, gar bald verblüfft und macht nun erst dumme Streiche. Schlimmer noch ist's, wenn der Reiter so fortfährt, und das Pferd darüber hartmäulig und schlägefaul wird, wie ich oben sagte, daß kräftige Kinder das Zuvielbefehlen ruhig ertragen lernen. Das ist ein sehr gefährlicher Gemüthszustand unserer Kinder; denn es ist, wie man sieht, dieses ruhige Ertragen nichts weiter, als der vollendetste Ungehorsam. In der That wird gerade in den Familien und in den Schulen, wo am meisten befohlen wird, auch am schlechtesten gehorcht, wie in den Staaten, wo zuviel regiert wird, die Gesetze gerade am schlechtesten gehalten und selbst von den Beamten am schlechtesten vollzogen werden. Es führt mich diese politische Anspielung noch auf den letzten Grund, warum unsere Kinder wohl zuviel bevormundet werden.

5. Es ist nemlich unsere politische Freiheit selbst noch gar sehr jung, so daß also die Bevormundung der

Erwachsenen selbst erst seit wenigen Jahrzehnten aufgehört hat. Deshalb ist auch nicht zu verlangen, daß dieselben Erwachsenen ihren Kindern eine gewisse Selbstregierung (selfgovernment) zugestehen sollten. Man schaue auf das seit Jahrhunderten politisch und religiös freie England und sehe da, wie wenig daselbst in den Schulen von den Kindern gelernt, und wie viel dagegen von denselben Kindern vermittelst der ihnen gewährten größern Freiheit wirklich gehandelt wird; welche verhältnißmäßig sehr große Reisen auf den Eisenbahnen oder auch sonstwie schon zehnjährige Knäblein daselbst machen u. dgl. m. und man vergleiche damit die Erziehung der vornehmen Kinder in dem patriarchalisch regierten Frankreich, Oesterreich und Rußland, so wird man sich bald von so vielen Erscheinungen auch in unsern Familien (und Schulen) die tiefer liegenden Gründe selbst sagen können.

Aber das ist — wird man hier sprechen — ein trostloser Schluß des Ganzen, zu sehen, wie aus so vielen und so allgemeinen und so unabweislichen Gründen die Erziehung unserer Kinder nicht ganz die richtige ist.

Nun so will ich auch hier nicht schließen, ohne zuvor noch zwei Trostgründe und Rathschläge beizubringen.

Erstens nemlich gibt es, wie wir früher gesehen haben, eine ziemlich große Ausnahme von der allgemeinen Regel: bei armen Leuten durchbricht die harte Nothwendigkeit gewaltsam alle diese Schranken und zwingt die Eltern zu einer praktischen Erziehung. Im Erzgebirge sagt oft sogar ein Nachbar vom andern: „Was hat's mit den Leuten für Noth, sie haben ja viel Kinder", und der Knabe von 6 bis 7 Jahren tritt schon als Klaube- oder Scheidejunge in die Fußtapfen des Vaters, weil er, wie dieser meint, auch anfangen muß, „sei Brud salber zu verdiene". Und so mögen denn

bemittelte und reiche Eltern immer dieser armen Leute eingedenk bleiben und sich, wenn sie zweifelhaft sind, wieviel freies Thun und Handeln sie ihren Kindern zugestehen sollen, fleißig sagen: „Wie müssen denn die armen Leute thun, welche keine Wagen und Pferde, keine Dienstboten und weniger noch Hauslehrer, Bonnen und Gouvernanten für ihre Kinder haben und sie doch gesund, ja vielleicht gesünder, als die unsrigen, großziehen, auch zu brauchbaren und guten Menschen heranbilden?" Dann wird oft der Muth kommen, dem Knaben und dem Mädchen im ersten Stock des schönen Hauses etwas zu gestatten, was dem Sohn und der Tochter des Hausmanns zu ebner Erde ganz selbstverständlich erlaubt, ja geboten ist; und haben wir nur einmal Muth gewonnen, so haben wir viel gewonnen, auch bei der Erziehung unserer Kinder. Wer jedoch aus dieser Betrachtung nicht genug Muth schöpfen oder mir vielleicht gar erklären sollte, daß er bei der Erziehung seiner Kinder auf jeglichen Muth oder mit andern Worten: auf jedes Wagniß verzichte, weil er es nicht für erlaubt halte, mit so kostbaren Gütern auch nur etwas zu wagen, (vgl. den folgenden Brief,) nun der sei

zweitens und schließlich gebeten, wenigstens seine Kinder fleißig spielen zu lassen. Bei dem Spiel hat das Kind wenigstens eine Art der Freiheit, nemlich die Freiheit, sich in seinen Ideen, in der idealen Welt seiner Gedanken, Einfälle, Neigungen und Wünsche bis zu einem gewissen Grade ungehindert zu ergehen, wie ich dies oben angedeutet habe und später ausführlich darlegen werde; und so geht ihm wenigstens über dem vielen Lernen und Studiren nicht alle Spannkraft des Geistes und Willens verloren.

Denn weit über alle Sprache, Wissenschaft und Kunst geht des Menschen klares Selbstbewußtsein und Selbstgefühl, des Menschen freie Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, des Menschen eigne, von Schicksal und Menschengunst unabhängige Thatkraft und Selbstständigkeit.

## Zwölfter (62.) Brief.

### Ueber Kinderregierung.

Von Herbart.

Vielleicht bin ich so unglücklich gewesen, gar zu viele Beispiele der Wirkung zu erfahren, welche auf öffentlichen Instituten aus der strengen Visitation entsteht; und vielleicht hänge ich, in Rücksicht auf Sicherung des Lebens und der gesunden Glieder, zu sehr an dem Gedanken, daß Knaben und Jünglinge gewagt werden müssen, um Männer zu werden. Es sei also genug, nur ganz kurz zu erinnern, daß genaue und stetige Aufsicht für den Aufseher und für den Beobachteten gleich lästig ist und daher von Beiden mit aller List pflegt umgangen und bei jeder Gelegenheit abgeworfen zu werden; daß in dem Maße, wie sie mehr geleistet wird, das Bedürfniß derselben wächst, und daß zuletzt jedem Moment der Unterlassung die äußerste Gefahr droht; ferner, daß sie die Kinder abhält, ihrer selbst inne zu werden, sich zu versuchen und tausend Dinge kennen zu lernen, die nie in ein pädagogisches System gebracht, sondern nur durch eignes Aufspüren gefunden werden können; endlich, daß aus allen diesen Gründen der Charakter, welchen einzig das Handeln aus eignem Willen bildet, entweder schwach bleiben

oder verschroben werden wird, je nachdem der Beobachtete minder oder mehr Auswege fand. Dies paßt auf lange fortgesetzte Aufsicht; es paßt wenig auf die frühesten Jahre, und ebenso wenig auf kürzere Perioden besonderer Gefahr, welche allerdings Aufsicht zur strengsten Pflicht machen können. Für solche Fälle, die als Ausnahmen zu betrachten sind, muß man die gewissenhaftesten und unermüdetsten Beobachter wählen — nicht echte Erzieher, die man hier um so mehr mißbrauchen würde, je weniger zu vermuthen ist, daß für sie diese Fälle Gelegenheiten sein könnten, ihre Kunst zu üben. Will man aber Aufsicht als Regel, so fordere man von denen, die unter solchem Druck heranwuchsen, keine Gewandtheit, keine Erfindungskraft, kein muthiges Wagen, kein zuversichtliches Auftreten; man erwarte Menschen, denen immer nur einerlei Temperatur eigen, einerlei gleichgiltiges Wechseln vorgeschriebener Geschäfte recht und lieb ist; die sich Allem entziehen, was hoch und selten, Allem hingeben, was gemein und bequem ist.

„Die mir hierin Beifall geben, mögen sich aber wohl hüten, zu glauben, sie hätten Anspruch, große Charakter zu ziehen, wenn sie ihre Kinder ohne Aufsicht und — ohne Bildung wild herumlaufen lassen! Erziehung ist ein großes Ganzes unablässiger Arbeit, das von einem Ende bis zum andern pünktlich durchmessen sein will; es hilft nichts, blos einige Fehler zu vermeiden!"

In dessen „Schriften zur Pädagogik", herausgegeben von Hartenstein, 1. Theil S. 23.

## Dreizehnter (63.) Brief.

### „Wie kannst Du nur so einfältig sein?“

An einem schönen Frühlingstage sah man die Frau Regierungsräthin Steinitz mit ihrem sechsjährigen Sohne Heinrich im Garten vor ihrer Sommerwohnung lustwandeln. Die hintere Hälfte des Gartens war umgegraben und zum Theil mit Blumen besäet, aber der Gärtner hatte noch nicht die Spaziersteige bezeichnet. Eine Rinne trennte den umgegrabenen Theil des Gartens von der vordern Hälfte. Die Regierungsräthin wurde abgerufen.

„Mutter,“ fragte Heinrich, „darf ich noch im Garten bleiben?“ „Ja“, erwiederte sie, „aber überschreite nicht diesen kleinen Graben.“

Diese Bedingung war dem Knaben sehr unbequem. Er wollte eigentlich nach der Laube, die im hintern Theile des Gartens lag, um daselbst ein Spiel vorzunehmen, er konnte sie aber nicht erreichen, ohne die Rinne zu überschreiten und das Land zu betreten. Die Regierungsräthin hatte ihren Sohn an so pünktlichen Gehorsam gewöhnt, daß sie durchaus keine Uebertretung ihres Verbotes fürchtete, war daher nicht wenig überrascht, als sie bei ihrer Rückkehr den Sohn in der Laube fand und sah, wie er sich mit seinem Kegelspiele belustigte. Auch war der Knabe durch das Erscheinen der Mutter nicht im Mindesten in Verlegenheit gesetzt, sondern sah sie freundlich und offen an.

„Aber, Heinrich,“ rief sie ihm zu, „Du warst ja ungehorsam! Hatte ich Dir nicht verboten, den Graben zu überschreiten?“ „Das habe ich auch nicht gethan, liebe Mutter,“ erwiederte er treuherzig, „ich bin um den Garten

herumgegangen, auf das Gewächshaus gestiegen und von diesem die Leiter, die vom Garten aus dagegen gelehnt ist, herabgekommen."

Die Regierungsräthin bemerkte während dieser Entschuldigung, daß Heinrich die Zwiebeln um die Laube zertreten hatte, und wollte schon eine Strafpredigt mit den Worten einleiten: „Wie kannst Du nur so einfältig sein!" doch verließ sie auch diesmal nicht ihr oft bewährter pädagogischer Takt. Sie zog einen Schlüssel hervor, warf ihn dem Kleinen zu und sagte: „Kind, Du hättest ja fallen können, hier, nimm den Schlüssel, öffne das Hinterthor und geh so zum Garten hinaus."

„Sie sind ja heute sehr mild, Frau Regierungsräthin," ließ sich ihr Nachbar, der Major von Sternsdorf, der von seinem Garten aus der Unterredung zugehört hatte, vernehmen, „ich glaubte gewiß, Heinrich würde durch seine Dummheit wenigstens einen halben Tag Stubenarrest verwirkt haben." „Seine kindliche Einfalt macht mir keine Sorge," erwiederte die verständige Frau; „eher würde mich seine Schlauheit, mit welcher er das Verbot zu umgehen wußte, beunruhigt haben, wenn mich nicht sein unbefangener Blick überzeugt hätte, daß er ein gutes Gewissen hatte. Heinrich war ja in seinem Rechte; denn ich hatte ihm nicht verboten, die Laube zu betreten, sondern nur, den Graben zu überschreiten. Daß er nicht lange nach dem „Warum" fragte, finde ich kindlich und lobenswerth. Hätte ich seine Einfalt gerügt oder wohl gar bestraft, wäre er dadurch nicht nachdenklicher geworden. Ich habe im Gegentheil bemerkt, daß Kinder, die täglich die Redensart hören müssen: „Wie kannst Du nur so einfältig sein!" durchaus nicht an Umsicht gewinnen, sondern schüchterner oder zerfahrener und ungeschickter, kurz, endlich das werden, wofür man sie gehalten hat."

„Das will ich meiner Frau erzählen," sprach der Major, „denn sie verfährt gerade so mit meinem Hugo. Ich habe es ihr schon oft widerrathen, aber sie antwortet mir immer, kleine Kinder zu erziehen, müsse die Mutter am besten verstehen. Was jedoch aus Ihrem Munde kommt, erkennt sie gern als Wahrheit an, wenn es die Erziehung der Kinder betrifft. Meinen herzlichen Dank für die freundliche Belehrung, Frau Regierungsräthin." — „Sie bringen mich auf einen glücklichen Gedanken, Herr Major; ich habe gestern für meinen Heinrich einen Lehrer angenommen, es ist aber wünschenswerth, daß der Junge mit einem Altersgenossen zusammen unterrichtet werde: sind Sie vielleicht geneigt, Ihren Kleinen am Unterrichte Theil nehmen zu lassen?"

„Sehr gern, Frau Regierungsräthin, ich werde sogleich mit meiner Frau darüber sprechen." Der Major empfahl sich und schritt seinem Sommerhause zu.

Am Eingange begegnete ihm in größter Eile sein Sohn Hugo, der den Vater gar nicht bemerkte. „Wohin so eilig?" rief ihn dieser an. Die Mutter hat mich nach dem Gewächshause geschickt," antwortete er, ohne sich aufhalten zu lassen.

„Was hat denn unser Hugo heute für einen ehrenvollen Auftrag?" redete, im Hause angekommen, der Major seine Frau an, „es muß wohl etwas sehr Wichtiges sein, er hatte ja kaum Zeit, mir Rede zu stehen."

„Das nicht," antwortete die Majorin, „ich habe ihn nur nach dem Gewächshause geschickt, einige Stengel grünen Thymian zum Mittagsessen zu holen, weil die Köchin nicht vom Herde weichen darf."

Nach einigen Minuten kam Hugo zurück und trat mit den Worten in die Stube: „Mutter, der Gärtner hat die Thymiantöpfe herausgenommen und die Pflanzen aus-

einandergepflückt, um sie in den Garten zu versetzen; ich bringe Dir darum ganz frisch aufgeblühte Resede, und die riecht noch schöner, als der Thymian.

„Wie kannst Du nur so einfältig sein!“ fuhr ihn die Mutter an, „kannst Du Dir nicht denken, daß ich den Thymian zum Mittagsbrot haben will, und weißt Du nicht, daß man Resede nicht an Speisen thun kann? Du wirst wohl unser dummer Hugo bleiben Dein Lebelang. Gleich suche den Gärtner, und laß Dir von ihm einige Stengel Thymian geben!“

Der Knabe ging weinend und mit gesenktem Haupte davon.

„Liebe Auguste,“ sprach der Major, „Du hast wirklich dem Jungen wieder einmal Unrecht gethan und wirst durch dieses Verfahren noch ein dummes Kind aus ihm machen. Daß man den grünen Thymian an Speisen thut, hätte ich kaum gewußt. Hugo riecht gewiß die Pflanze gern; was ist natürlicher, als daß er glaubt, Du willst sie zu demselben Zwecke haben. Er hat dadurch, daß er sich zu helfen wußte, mehr Klugheit verrathen, als man von einem sechsjährigen Kinde erwarten kann.“

Die Majorin war durch die an ihrem Sohn entdeckte Schlauheit sogleich milder gestimmt und sagte: „Lieber Wilhelm, von Dir hätte ich am allerwenigsten eine solche Bemerkung erwartet; denn ich weiß, daß Du manchem Fehltritt Deiner Untergebenen Dummheit unterlegst, der sich wohl auf andere Weise entschuldigen ließe.“ — „Ach, das gehört ja gar nicht her,“ sagte unwillig der Major, der sich getroffen fühlen mochte, „ich habe es mit zwanzigjährigen und älteren Leuten zu thun, und von denen kann man mehr verlangen, als von einem sechsjährigen Kinde. Uebrigens wollte ich noch über etwas Anderes mit Dir Hugo's wegen sprechen. Die Frau Regierungsräthin

hat für ihren Heinrich einen Lehrer angenommen und wünscht, daß unser Kind am Unterricht Theil nehme. Ich habe es ihr zugesagt, wenn Du nichts dagegen hast." — „Was dies betrifft, lieber Wilhelm, so nehme ich es mit Freuden an, wie Du wohl voraussetzen konntest; nur fürchte ich, daß Hugo den viel mehr geweckten Heinrich aufhalten und die Frau Regierungsräthin ihren Vorschlag bereuen wird." „Das wollen wir erst abwarten," antwortete der Major, „thue mir nur den Gefallen und lege dem Jungen nicht jeden Fehltritt als Dummheit aus, und halte ihm nicht täglich seine Ungeschicklichkeit vor." Nach einigen Tagen begann der Unterricht.

Der Lehrer war ein einsichtsvoller Pädagog. Heinrich kam demselben freimüthig entgegen; Hugo aber erklärte bei Allem, was er treiben sollte, weinend, das könne er nicht; doch die Freundlichkeit des Lehrers flößte ihm bald einiges Selbstvertrauen ein. Am Mittage nach den ersten Unterrichtsstunden kam Hugo triumphirend nach Hause und sprach: „Sieh, Mutter, was ich geschrieben habe; der Lehrer sagte, es sei schon recht gut." Es waren Vorübungen zu Grundstrichen, so krüppelig, wie man sie von einem sechsjährigen Kinde eben nicht besser zu sehen bekommt; doch guter Wille ließ sich in diesem unvollkommnen Versuche erkennen.

Die Majorin fühlte sogleich, daß der Lehrer seine Zufriedenheit ausgesprochen hatte, um dem Hugo Muth einzuflößen und das wieder gut zu machen, was die mütterliche Erziehung versehen hatte. Sie trug daher kein Bedenken, das Urtheil des Lehrers zu bestätigen.

Beide Kinder machten recht erfreuliche Fortschritte, und Hugo gab seinem Mitschüler nichts nach; aber seine Befangenheit und Aengstlichkeit konnte er durchaus nicht

unterdrücken, so sehr ihm selbst seine Mutter dabei behilflich war. Als er später mit seinem Jugendfreunde das Gymnasium besuchte, wurde er bei Klassenprüfungen und Versetzungen schon Tage lang vorher von Besorgniß beunruhigt, obgleich er bei seiner Tüchtigkeit am allerwenigsten Ursache dazu hatte.

Ungefähr sechzehn Jahre nach jenem Gespräche zwischen dem Major und der Regierungsräthin saßen mehrere Personen aus den Familien Sternsdorf und Steinitz beisammen auf dem Balkon des Majors. Eine außergewöhnliche Stimmung herrschte in diesem Kreise, es war ein Gemisch von Freude und Besorgniß, von Furcht und Hoffnung. Erwartungsvoll schauten die Frauen und Töchter nach einem Gehölz hin, über das die Thurmspitzen der Residenz hinwegragten. Der Major und der Regierungsrath gingen unruhig im Garten auf und ab.

„Nun können sie bald hier sein," sprach der Regierungsrath zum Major, „es wäre doch recht schmerzlich für uns alle, wenn einer von den Jungen diesmal seine Prüfung nicht bestehen sollte. Sie haben seit ihrer Kindheit sich so lieb gewonnen, daß Jeder sich über des Andern Unglück wie über sein eigenes betrüben würde, sie haben immer gleichen Schritt gehalten, von der Fibel bis zum Abgange von der Universität. Heute ist der entscheidende Tag, und wenn es Gott gefällt, traten sie heute zum letzten Male vor den Examinator hin und können nun bald selbst als Lehrer an einem Gymnasium auftreten."

„Sie, lieber Herr Regierungsrath, brauchen doch keine Sorge zu haben," erwiederte der Major; „Heinrich wird sich bei seiner Unerschrockenheit schon durchschlagen, zumal da er das Seine gethan hat. Mehr fürchte ich für meinen Hugo. Obgleich seine Studien mit überraschendem Erfolge gekrönt waren, sind doch noch nicht die ersten Eindrücke

seiner Erziehung von mütterlicher Seite her ganz verwischt. Es ist noch immer eine große Befangenheit zurückgeblieben. Er kann leicht falsch beurtheilt werden von demjenigen, der ihn nicht näher kennt.

„Verehrter Herr Major", erwiederte der Regierungsrath, „wir wissen, daß unsere beiden Söhne das Ihre gethan haben und nach menschlichem Urtheile wohl muthig vor den Examinator hintreten konnten, aber niemand kann auf seine Kraft pochen. Auch der tüchtigste Examinand kann an seinem Prüfungstage zerstreut, geistig schwerfällig sein, kann selbst zu einem ungünstigen Urtheile Veranlassung geben und zurückgewiesen werden, während ein Schwächerer das Zeugniß „Bestanden" erhält."

Ein Freudenruf vom Balkon herab unterbrach dieses Gespräch.

Durch eine Seitenthür des Gartens waren Hugo und Heinrich hereingeschlüpft; sie hatten, um ihre Angehörigen recht zu überraschen, einen Weg genommen, der vom Balkon aus nicht gesehen werden konnte, hatten den Wagen vor dem Dorfe stehen lassen, waren die Treppe hinaufgeschlichen und saßen schon auf dem Balkon, während die Mütter und Schwestern noch nach dem Gehölze hinschauten, um den Wagen zu erspähen.

„Zu solchem Scherze ist man nicht aufgelegt, wenn man die Prüfung nicht bestanden hat," rief der Major dem Regierungsrathe zu, als er sich das Vorgefallene zusammengereimt hatte; „da seid ihr ja, ihr jungen, hochweisen Herren Doktoren! Arme Jungen, das waren wohl heiße Tage? Doch jetzt habt ihr ja Alles überstanden."

Freudig wurden Hugo und Heinrich von ihren Angehörigen an das Herz gedrückt. Sie überreichten den Eltern ihre Zeugnisse, in denen die außerordentlichen Leistungen der Inhaber rühmend anerkannt wurden.

Der Major zog seine Frau bei Seite und sagte ihr halb gerührt halb scherzend ins Ohr: „Unser Sohn ist doch nicht der dumme Hugo geblieben; wie konntest Du nur so — —

„Wie oft, unterbrach ihn die Majorin, wirst Du mir meine pädagogische Sünde noch vorhalten: ich habe sie ja oft genug eingestanden. Ist es Dir denn entgangen, wie schmerzlich es mich immer berührte, wenn ich vor den Prüfungen die Seelenangst des Hugo aus seinen Briefen oder seinem Verhalten abnahm? Heute, am letzten Entscheidungstage, habe ich sie doppelt mitgefühlt und würde mir den größten Theil der Schuld beigemessen haben, wenn Hugo seine Prüfung nicht bestanden hätte. Doch danken wir Gott, daß er mich meinen Irrthum noch zur rechten Zeit erkennen ließ; denn das hoffe ich, daß sich der letzte Rest von Hugo's Befangenheit auch noch verlieren wird. Und nun komm in den Gartensaal, damit wir uns einer ungetrübten Familienfreude überlassen."

Aus den „Blättern über häusliche Erziehung"
(Berlin bei F. Bernhardt u. Comp.).

## Vierzehnter (64.) Brief.

### Was heißt spielen?

Wenn Knaben ein Spiel beginnen, bei welchem sie sich nothwendig etwas näher, als gewöhnlich, auf den Leib rücken, wird von ihnen zuvor immer festgestellt: „Es darf aber Keiner dabei Ernst machen! Wer Ernst macht, darf nicht weiter mitspielen." Und haben sich die Knaben

wehe gethan, so entscheiden Erwachsene und Kinder über die Strafbarkeit der Gewaltthätigkeit darnach, ob es mit Willen und im Ernst geschehen sei, oder nur durch Unvorsichtigkeit im Spiel. Hier haben wir den richtigen Gegensatz von Spiel und wissen auch sogleich, was spielen heißt. Wer sich im wirklichen und wahren Leben bewegt, treibt Ernst und macht Ernst; wer sich nur in einer eingebildeten Welt, in einer blosen Phantasiewelt bewegt, der spielt; er macht nicht Ernst, sondern nur Spaß, nimmt es nicht ernstlich, sondern hat nur gescherzt. Wir gehören aber alle beiden Welten an, sowohl einer wirklichen oder realen Welt, als auch einer eingebildeten oder idealen Welt, und sind wir der einen von beiden Welten abgestorben, so sind wir in der That nur noch halbe Menschen.

Hat der Erwachsene eine kürzere oder längere Zeit sich im wirklichen Leben bewegt, so fühlt er sich erschöpft und sucht zunächst Ruhe; darnach möchte er wohl auch sich neue Kräfte holen oder, wie man zu sagen pflegt, sich erholen durch den Genuß der freien Luft oder durch Stärkung mit Speise und Trank; aber neues Leben kommt bei dem Allen vielleicht doch nicht in ihn. Da greift er zuletzt nach einem Spiel, und siehe da, er ist im Augenblick wieder der alte kräftige Mensch und bewegt sich nun in dieser Phantasiewelt ebenso munter und erfinderisch, ebenso eifrig und unverdrossen, wie zuvor in seiner wirklichen Welt. Daher darf man dem Spiel nicht etwa schlechtweg die Arbeit entgegensetzen. Das Sprichwort sagt: „Nach der Arbeit ist gut ruhen," und so wäre der Gegensatz von der Arbeit nicht das Spiel, sondern die Ruhe, wie sich Arbeit nicht wohl ohne Mühe und Anstrengung denken läßt, während die Ruhe im Nichtsthun besteht. Wer wollte aber leugnen, daß nicht blos die Kinder beim Spiel sich oft sehr stark, ja, nicht selten

übermäßig anstrengen, sondern auch die Erwachsenen beim Spiel sich gewaltig erhitzen? Wollte man aber nunmehr sagen: Bei der Arbeit strengen wir uns mit Unlust und ungern, beim Spiel mit Lust und gern an, so wäre dies eine Beleidigung für Alle, welche sich eine Lust daraus machen, zu arbeiten und die Pflichten ihres schweren Amtes und Berufs treulich zu erfüllen. Selbst das ernste oder lachende Gesicht thut nichts zur Sache; denn der Schachspieler sieht oft viel ernster aus, als der singende Zigarrenarbeiter. Oder man sehe ein paar Knaben in ihrem Garten graben, jäten, pflanzen, begießen, daß ihnen der Schweiß von der Stirn fließt und erst die einbrechende Dunkelheit ihre frohe Geschäftigkeit zu unterbrechen vermag, und daneben in des Nachbars Garten den Gartenarbeiter vielleicht ganz Dasselbe thun: wo ist bei diesem Manne die frohe Regsamkeit, die sich bei Jenen zeigt? Obschon er sich auch an dem Werk seiner Hände freut, würde er doch vielleicht recht gern zu derselben Zeit etwas Anderes thun. Doch ihn soll seiner Hände Werk ernähren, er will bezahlt sein, er arbeitet, Jene spielen.

So turnen Knaben und Mädchen zu ihrer Lust, dagegen Erwachsene vielleicht nur aus Grundsatz und Gesundheitsrücksichten; ja, ein vornehmer Türke, welcher den Turnübungen bei uns zugeschaut hatte und aufgefordert wurde, selbst Antheil zu nehmen, bat um die Erlaubniß, einen seiner Diener für ihn in die Turnhalle schicken zu dürfen. So ziehen manche Mädchen ihre jüngern Geschwister mit sauerm Gesicht an, und sie zogen doch ihre Puppen stundenlang ganz freiwillig aus und an; so exerziren Rekruten und die sie nachäffenden Knaben mit ganz verschiedenen Empfindungen; so kocht die Köchin und das Töchterchen des Hauses in ganz anderm Sinne; so ist der Eine eine Stunde lang spatzieren geritten, während

der Andere, ein Anfänger, eine Stunde lang geritten hat; so sind wir auf einen Hügel in einer Viertelstunde gestiegen, während Andere seufzen, daß sie eine Stunde lang an diesem Berge gestiegen haben. Derselbe Gegenstand war dem Einen ein Spiel, dem Andern eine Arbeit; nur die Welt, in der sie sich dabei mit ihrem Geiste bewegten, ist eine andere.

Ein anderer Gegensatz für Spiel ist Spielerei und Tändelei. Dieser Gegensatz sagt nur, daß das Spiel nicht inhalts- und bedeutungslos ist. Spielsachen und Spielzeug sind nicht Tand und eitle Dinge; denn mit den einen spielt man, mit den andern tändelt man. Nach der Verschiedenheit unsers Alters und Standes muß auch unsre Phantasiewelt verschieden sein. Jungfrauen, welche schon treffliche Kinderwärterinnen sein könnten, spielen nicht mehr mit der Puppe, ihr Spiel wäre Tändelei; und Jünglinge, welche schon tüchtige Soldaten sein könnten, spielen nicht mehr mit der Kadettenflinte, ihr Spiel wäre Tändelei.

Endlich sagen wir aber wohl auch zu Kindern, welche sich dicht an einem Abgrund herumjagen oder Bäume, welche über einem Fluß wachsen, erklettern, oder gar die Beine zum offenen Fenster heraushangen lassen: „Mein Kind, das ist nicht mehr Spiel und Scherz, sondern Sünde und Frevel!" Gefahr macht das Spiel ganz von selbst zum Ernst, und ist die Gefahr unverhältnißmäßig groß, zum Frevel. Dasselbe gilt von den Erwachsenen: Personen, welche reich sind und hohes Spiel wagen, spielen im Grunde gar nicht mehr, sondern machen Ernst; Personen aber, welche nicht reich sind und dabei doch hohes Spiel wagen, machen nicht blos Ernst, sondern freveln zugleich.

Demnach wisse auch der Spielende, daß er nichts

Gehaltloses und Inhaltsleeres treibt, ja, daß sein Spiel sehr nahe an den Ernst streifen könne. Wird doch der im Spiel Verlierende oft empfindlich oder gar böse! Er weiß nemlich, daß man von der Tüchtigkeit im Spiel, z. B. im Schach-, Damen-, Domino- und Kartenspiel, nicht selten einen Schluß auf seine Tüchtigkeit überhaupt macht, und daß selbst ohne großen Geldverlust doch der Ehrenpunkt übrig bleibt. Auch unsere Knaben, welche, um ihre Kraft zu erproben, sich balgen, fühlen sehr wohl, daß hier die Knaben-Ehre mit auf dem Spiel steht, und machen deshalb, wie ich oben sagte, von vornherein aus: „Es darf aber dabei Keiner Ernst machen!"

Und das ist also der uns geläufigste Gegensatz von Spiel: ist es nemlich die wirkliche (reale) Welt, mit der wir uns beschäftigen, so machen wir Ernst; ist es eine von uns nach freier Selbstbestimmung gewählte (ideale) Phantasiewelt, in der wir uns ergehen, so spielen wir. Glücklich derjenige, bei welchem beide Welten in eine sich gleichsam verschmelzen: spielend lernt und arbeitet er, und umgekehrt ist ihm also die Arbeit nur ein Spiel.

Am bequemsten ergehen wir uns in unserer Phantasiewelt, wenn wir lesen, und so gehören Mährchen, Fabeln, Geschichten, Reisebeschreibungen, Gedichte, Romane und die ganze schöne Literatur zu den Beschäftigungs- und Unterhaltungsmitteln der Jugend und der Erwachsenen. Jedoch bietet dieses unthätige, gleichsam blos leidende (passive) Spiel bei weitem nicht dieselben Bildungselemente für unsere Jugend, wie das eigentliche und wirklich thätige (aktive) Spiel. Ohnehin artet dieses Lesen sehr leicht in Bücherwuth aus, welche Jünglinge und Jungfrauen entnervt, sie nach starken und immer stärkern Eindrücken jagen läßt und dabei ihre Gefühls- und Willenskraft fast lähmt. So geht es einem Jeden, der immer

nur Fremdes aufnehmen, niemals aber etwas Eignes schaffen will; so unsern Gelehrten, und so auch unsern Kindern. Es ist deshalb viel Vorsicht nöthig, wenn man seine Kinder viel lesen läßt; am wenigsten aber glaube man, daß das Lesen guter Bücher das Spielen guter Spiele zu ersetzen im Stande sei.

Was hier von der schönen Literatur gesagt ist, gilt auch von der schönen Kunst. Ist ja doch ohnehin jene sogenannte schöne Literatur ein durchaus falscher Ausdruck, den die Franzosen durch ihre belles lettres und unsere allzutreuen Uebersetzer durch das nachgebildete Belletristik bei uns eingeschmuggelt haben. Auch der Dichter ist Künstler, und alle Belletristik ist Kunst, nicht Literatur. Aber ebendeshalb, weil Dichter, Maler, Bildhauer und Tonsetzer diese unsere wirkliche Welt verlassen und den großen Idealen der Phantasie- und Vernunftwelt nachgehen, hat ihre künstlerische Arbeit sich gefallen lassen müssen, Spiel zu heißen. Wir ergötzen Auge und Herz an dem bunten Farbenspiel, mit welchem der Maler eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand gezaubert hat; wir ergötzen Ohr und Herz an Saitenspiel oder besuchen das Schauspiel und jagen da in dieser Welt, wie sie auf den Bretern sich darstellt, unsern Idealen nach. Das ist jedenfalls die höchste und erhabenste, schönste und edelste Art des Spiels; aber gleichwohl verhalten wir uns dabei zumeist nur unthätig und leidend (passiv), und es kann ebendeshalb die schöne Kunst in Uebermaß oder zur Unzeit gepflegt und genossen, wie die Weltgeschichte an ganzen Völkern und die Familiengeschichte an vielen einzelnen Personen zeigt, ebenso, wie oben die schöne Literatur, verweichlichend und entnervend, verführend und entsittlichend auf den Menschen wirken. Man denke nur an unsere frühzeitig ins Theater geführten

Kinder! Ueberhaupt ist, mit alleiniger Ausnahme des Gesanges, die schöne Kunst den Kindern nur in sehr geringem Grade zugänglich: sie bekommen zwar Anleitung zur Ausübung dieser Künste in Musik- und Zeichenstunden, bei Lese- und Deklamationsübungen, erhalten auch Gelegenheit, ihr Auge und Ohr und Herz den herrlichen Einwirkungen der schönen Kunst nach und nach zu öffnen; doch um die schöne Kunst beim Farbenspiel, Klavierspiel und Schauspiel als ein freies Ergehen der Phantasie, wie das Spiel es verlangt, zu benutzen, dazu sind Kinder noch nicht reif.

Ich gehe deshalb sofort zu den niedern Arten des Spiels weiter: und hier sind wir, Kinder und Erwachsene, bei weitem mehr thätig und selbst schaffend (aktiv), als leidend und blos aufnehmend (passiv.) Es spielt Einer Schach, Dame, Domino, Karte, Billard oder ein Würfelspiel, und wie nun der Zufall sein Spiel treibt oder des Gegners Geschick das Spiel gestaltet, so sinnt und spannt er, kämpft und müht sich ab, schnaubt laut lachend Rache, wenn er verliert, und triumphirt mit noch lauterm Lachen, wenn er gewinnt. Und was hat er verloren oder gewonnen? Das Spiel, d. h. Pfennige oder Groschen, er, der denselben Tag vielleicht mit kaltem Blute über Tausende von Thalern verfügt hatte. Ein Anderer, noch jung an Jahren, sucht sich eine geräuschvollere Phantasiewelt auf, ahmt die Gefahren und Schrecken des Kriegs nach, indem er einen Vogel oder Stern abschießt, indem er auf dem Fechtboden sich mit Andern schlägt, in Feld und Wald das Wild jagt, Wettrennen zu Pferde im Freien oder ritterliche Turniere in der Reitbahn anstellt; es ist Kriegsspiel und nichts als Spiel, so sehr Einer auch dabei keucht und schwitzt, wettet und wagt, schießt und stößt. Ja, bei Andern, auch noch jung an Jahren, wird das

Spiel zum phantastischen Taumel im flotten Tanze, oder gar zum Narrenfest, indem sie sich vermummen und die Maske vor das Gesicht nehmen.

Das sind so einige Spiele, in denen und mit denen die Erwachsenen dem Ernste des Lebens ein Schnippchen schlagen, sich hinübergaukeln und hinüberschaukeln in eine andere, eingebildete, oft ganz ideale Welt, welche sie schadlos halten soll für so Manches, das ihnen im wirklichen Leben nicht gefällt. Wie so Mancher müßte der Wucht seiner Sorgen erliegen, wenn er am Abend blos ruhen und blos sich erholen könnte, nicht aber auch spielen dürfte; er geht seinem Lieblingsspiel nach, das ihm zwar nicht neue Kräfte gibt — denn er ereifert sich oft dabei gar sehr — wohl aber neuen Lebensmuth und neue Lebensfreudigkeit verleiht.

Nun, und unsere Kinder? Sollen sie auch spielen dürfen? Davon in dem nächsten Briefe.

## Funfzehnter (65.) Brief.

### Dürfen unsere Kinder auch spielen?

Nun, und unsere Kinder? Sollen sie auch spielen dürfen? So habe ich am Schlusse des letzten Briefes gefragt, und ich werde schwerlich lange warten müssen, bis mir da Einer antwortet: „Was wissen die Kinder „von dem Ernste des Lebens, und wozu sollen sie also „mit Spielen die kostbare Zeit todtschlagen? Laßt sie „arbeiten und lernen und immer wieder arbeiten und „lernen, daß sie Sitzfleisch bekommen und mürbe werden.

„Damit sie jedoch auch zuweilen Bewegung oder sogenannte „Motion haben, so führt sie nach zwei oder drei Arbeits„tagen in jene Halle an Barren und Reck, und laßt sie „turnen.“

Gerade so sprechen die Sklavenhändler, wenn sie die armen Schwarzen auf dem Schiff zum Tanzen nöthigen, damit der Blutumlauf in den Leibern der Unglücklichen etwas beschleunigt und geregelt werde; und ich weiß sicher, daß es um unser Turnen nur deshalb noch so kläglich steht, weil man — Lehrer und Schüler — es noch gar zu oft von jenem Sklavenhändler-Standpunkt ansieht. Zuvörderst steht fest,

erstens, daß eine Turnhalle durchaus nicht einen Spielplatz, auf welchem sich die Kinder herumjagen und herumtummeln können, (vgl. Brief 58.) ersetzt; sowie

zweitens, daß ein alterschwaches, lebensmüdes und griesgramiges Zeitalter, wie das unsrige ist, freilich jetzt, wo es die Spielplätze und Tummelplätze der Jugend aller Orten hat untergehen lassen, als schwaches Ersatzmittel die Turnhallen dafür bauen muß und, so lange Alles so bleibt, auch bauen soll, und endlich

drittens, daß unser Turnen ohne künstlerische Zuthat, sei sie nun von der Kriegskunst oder von der Tanzkunst oder von der Tonkunst oder sonst von einer Kunst entlehnt, ganz allein nicht zu einer schönen und heitern Kunst, zu einem erquickenden, das kindliche Herz und Gemüth befriedigenden Spiel werden kann.

Und ein solches Spiel soll doch gewiß auch unsere Jugend haben! Denn wenn auch unsere Kinder von dem Ernst des großen, öffentlichen Lebens noch nichts wissen, so ist ihr Leben gleichwohl ernst, oft sehr ernst. Ihre Welt ist noch klein, wie sie selbst noch klein sind, aber sie haben doch schon ihre Welt, die Familie und die Schule.

Ihre Aufgaben sind, namentlich in der Schule, gerade so ernst für sie, wie die Aufgaben des Erwachsenen in dem öffentlichen Leben; ihre Schulzeit ist oft wenig geringer, als die Geschäftszeit ihrer Väter; ihre Schularbeit ist verhältnißmäßig ebenso groß, als die Geschäftsarbeit ihrer Väter: das weiß ein besonnener Lehrer sehr wohl, und nimmt sich niemand der Kinder an, um ihnen ihr Recht auf das Spielen unverkümmert zu erhalten, so muß es wenigstens der Lehrer thun. Ja, gewiß hat das Kind dasselbe Recht zu spielen, wie der Erwachsene; und zwar ist's bei dem Kinde dasselbe Verlangen, aus dieser wirklichen Welt sich hinüber in eine eingebildete Welt zu gaukeln und zu schaukeln; nur sind die Mittel der Kinder und ihre Spiele verschieden von den Mitteln der Erwachsenen und ihren Spielen. Der Erwachsene steigt beim Karten- und Würfelspiel, beim Billard- und Kegelspiel, beim Domino und selbst beim Schach, vollends aber beim Tanz und Maskenspiel aus seiner großen und weiten Welt in eine kleinere und engere Welt hinab, um sich da über Groschen und Pfennige, über Alten und Spitze, über Läufer und Thurm, an Walzer und Polka gewaltig zu erhitzen; das Kind dagegen steigt bei seinem Jäger- und Räuberspiel, bei seinem Zauberer- und Versteckenspiel, bei seinem Puppen- und Soldatenspiel nachbildend und nachahmend aus der engen und kleinen Welt des Kindes hinauf zu der großen und weiten Welt des Erwachsenen. So wird der Erwachsene beim Spiel sehr oft zum Kinde, was ihm gar nicht zum Vorwurf gereicht, ja, „werdet wie die Kinder!" und das Kind wird beim Spiel zum Erwachsenen, was wir ihm auch nicht wehren wollen.

Täglich sechs bis acht Stunden über Sprachen und Wissenschaften sitzend, die es erst viel später im Leben wirklich anwendet; oder Fertigkeiten und Geschicklichkeiten

einübend, mit denen es doch zur Zeit noch keinen Groschen verdient; täglich sechs bis acht Stunden lang von Lehrer und Erzieher am Gängelbande geführt; nur mit fremden Gedanken gefüttert und blutwenig selbstdenkend und weniger noch selbsthandelnd; abgesperrt und ausgeschlossen durch seine Schwäche und Ungeschicklichkeit vom großen Leben, und zu der Gesellschaft der Erwachsenen nicht einmal immer zugelassen — wie das Alles fast gar nicht anders sein kann — sehnt sich das Kind nach der Schule und nach der Schularbeit wahrlich nicht nach der blosen Ruhe und Erholung, nein, nach Freiheit und freier Selbstbestimmung, nach eignem Thun und Schaffen, wie nur das Spiel ihm geben kann. Ein wahrer Thatendurst bemächtigt sich des Kindes, nachdem es seinen Wissensdurst in Schule und Wohnstube bei der Arbeit gestillt hat. „Nun wollen wir aber auch spielen!" ruft selbst das Mädchen, das aus der Schule kommt, schleudert die Tasche in einen Winkel des Sopha's und sucht so schnell als möglich das Freie zu gewinnen. „Nun wollen wir aber auch spielen!" heißt dann soviel als: Nun wollen wir aber auch einmal unserm Genius folgen, wollen thun, als wären wir die Herren der Welt oder die Frauen des Hauses! Das Kind ist nunmehr in der idealen Welt, von der ich oben gesprochen habe, glücklich angekommen, läßt seiner Phantasie den Zügel schießen, und diese trägt das Kind nirgends anders hin, als eben in die große, weite Welt, der es später angehören soll. Die kleinen Kinder ahmen ihre größern Geschwister nach, die größern Kinder aber ahmen die Erwachsenen nach. Der Knabe tummelt sein Pferd, und wäre es auch nur des Vaters Stock, wie der kühnste Ritter, und ist für seine Pflege besorgt, wie ein Araber; ein anderes Mal ordnet er seine hölzernen und bleiernen Truppen, wie der größte Feldherr,

liefert Schlachten, stürmt Festungen, die ein Anderer oft gar nicht sieht, freut sich der Feldmusik seines stummen Musikchors und des stillen Donners und unsichtbaren Pulverdampfs seiner schweigsamen Kanonen, kurz, selbst das Bleiernste und Hölzernste lebt und arbeitet ihm für seine luftigen Pläne. Mit einem Stückchen Kohle oder Kreide malt ein anderes Mal derselbe Knabe die reizendsten Bilder; formt aus dem Schlamm des Baches oder Straßengrabens die verschiedensten Figuren, Bildsäulen, Häuser, Mauern, Menschen und Thiere, und kann er auch nicht, wie in der Legende das Kind Jesus, den aus Schlamm gebildeten Vögeln so Leben einhauchen, daß sie in der Wirklichkeit sich erheben und in den Lüften dahinfliegen, ihm leben sie, ihm sind sie ja das, was in ihm lebte, ehe sie äußerlich vollendet waren; ihm sind sie nicht minder gelungene Kunstwerke, als dem Phidias sein Jupiter, vor dem er anbetend niederfiel. Und das kleine Mädchen? Es legt sich ins Wochenbett, läßt das Püppchen an der Brust trinken, badet das Kleine — zuweilen selbst dann, wenn es kein Porzellanpüppchen ist, was natürlich sehr übel abläuft — legt es trocken, zeigt es den besuchenden Gevatterinnen und führt sehr ernsthafte Gespräche über das Befinden des Kleinen und die Aufführung der Großen. Schließlich wird das Kleine sogar getauft, wobei sich zwei Mädchen in Knabenröcke stecken, um Pastor und Schulmeister vorzustellen. Lebhafter und lauter geht es selbst bei Mädchen zu, wenn sie im Freien sich bewegen können; mögen sie sich bis zum zwölften Jahre gerade so herumtummeln, wie die Knaben! Diese Letztern, um auf die Knaben noch einmal zu kommen, wollen natürlich von Puppenstube und Küche nichts wissen und spielen dafür, wenn es still zugehen soll, bei uns etwa Doktor und Apotheker und in Portugal Beichte und Absolution,

spielten zur Zeit der Revolution in Frankreich wohl gar Guillotine und hielten im alten Rom Gerichtssitzungen. Läßt sich jedoch das Freie gewinnen, so ziehen sie ebenso natürlich ein Hussau und eine Jagd, ein Räuber- und Soldatenspiel, den Wilden Mann und Zauberer, eine Erstürmung, eine Schneebataille und dgl. jenen ruhigern Spielen vor. Geht doch der Knabe einem Leben entgegen, das ihm vielleicht viel Unruhe und Kampf, selbst Waffengeklirr und Kriegslärm bringt, wie sollte er nicht jetzt schon von solchen Dingen träumen und schwatzen und solche Dinge treiben und spielen? Ist dir jedoch ein solcher Spielplatz zu geräuschvoll, so brauchst du nur ein Paar Fuder feuchten Sand hinfahren lassen, und bald wirst du inne werden, daß derselbe Knabe nicht blos zum Niederreißen und Zerstören, sondern auch zum Häuserbauen, Brückenschlagen, Wegeziehen, Anpflanzen, und wie die Künste des Friedens alle heißen mögen, geschaffen ist. Dasselbe zeigen hundert andere Knabenspiele im Winter am häuslichen Heerd, und es wäre eine große Ungerechtigkeit, wollten wir glauben, der Knabe könne nur lärmen und schreien, toben und sich herumtummeln, wenn er spielen will. Aber „Leben ist Streben", soviel sieht man leicht bei dem Spiel der Kinder, namentlich bei dem Spiel der Knaben; denn ihr Leben zeigt sich eben am offensten und klarsten im Spiel. Immer muß da etwas Vorhandenes umgeschaffen und umgestaltet, oder auch etwas ganz Neues erfunden und geschaffen werden. Deshalb ist auch kleinen Kindern ein unförmliches Spielzeug, an dem sie selbst erst das Nöthige anbringen können, am liebsten, z. B. ein bloser Balg lieber, als die fertige, aufgeputzte Puppe, ein Stock lieber, als das fertige Steckenpferd, eine vierbeinige Hütsche lieber, als ihr vierbeiniges Schaf. Nicht die Spielsachen machen das Kind glücklich,

sondern der Spielraum, den das Spielzeug gewährt. Kostbare Dinge, welche das Kind nur anschauen und höchstens mit Vorsicht antasten darf, sind ihm also ganz ungenießbar; dagegen Dinge, welche das Kind huzen und hudeln kann, soviel es will, sind ihm willkommen. Deshalb können auch lebende Thiere niemals dem Kinde zum Spielzeug überlassen werden, ohne daß Thierquälerei daraus entstünde, vom Ziegenbock an, von dem sich die Kinder unter unaufhörlichem Peitschen im Wagen herumschleppen lassen, bis herab zum unglücklichen Maikäfer. Für das Mädchen ist die Puppe ein unerschöpflicher Born des Spieles und der Unterhaltung, vorausgesetzt, daß fast nichts an ihr festgenäht ist, und für alle Kinder sind Bauholz, Bausteine und Bälle, weil sie sich jeden Augenblick verschieben und umstellen, tüchtig herumwerfen und zusammenwerfen lassen, ein Spielzeug, das sehr lange Zeit einen unverwüstlichen Reiz behält.

Dabei lasse man doch ja soviel, als immer thunlich ist, dem kindlichen Geiste seine volle Freiheit. Nur zu schnell fühlen spielende Kinder eine gewisse Bedrückung und Erkältung ihrer frohen, warmen Jugendlust, wenn ein Erwachsener es unternimmt, ob auch mit dem besten Willen, gleichsam in den heiligen Kreis ihres Jugendkultus hineinzutreten; denn auch bei der größten Mühe wird es ihm nur höchst selten gelingen, den rechten Ton zu treffen. Die Welt dieser Kleinen ist nun eben etwas Anderes, Zarteres, als unser ruhiger, gediegener Verstand in ihr sucht und in ihr finden kann. Ist es doch, als ob ein gewaltiger Riese über diese kleine, aus dem Herzen der Kinder hervorgegangene Phantasiewelt einherschritte und unvermögend, die darin geebneten Pfade einzuhalten, schonungslos mit seinen mächtigen Fußtritten sie zermalmte. Der Erzieher hüte sich also vor unmittelbarer Ein-

mischung in die Spiele seiner Zöglinge; er sei vielmehr, soweit ihm dies möglich ist, die für sie ungesehene und ungeahnte Vorsehung, welche aus der Ferne die Hauptfäden der Spiele nie aus der Hand verliert. Wo er aber dennoch eine genauere Leitung und Beaufsichtigung wünschenswerth findet, nun, da sende er seine Engel in Gestalt größerer Kinder, älterer Geschwister oder doch Anderer, welche, den Kindern geistig näher stehend, sicherer und leichter einen heilsamen Einfluß üben können. In diesen wenigen Worten liegt auch klar der Grund zu Tage, warum der uns Erwachsenen unvergeßliche Fröbel mit dem größten Theile seiner Spiele in der Kinderwelt sehr bald vergessen sein wird. Seine spielenden Kinder sind eben nur Käfer, die man an einem Faden fliegen, oder Vögel, die man mit gestutzten Flügeln herumflattern läßt. Bei unsern spielenden Kindern, d. h. bei den spielenden Kindern, wie ich mir sie denke, gibt es eine Menge vermalte Farben, verschnittenes Papier, zerstückelte Pappe, verschnitztes Holz, gegossenes Blei, zerlaufenes Wachs, gestampftes Kolophonium, verstreuten Sand und verbrauchtes Siegellack; aber weder dafür, noch für all den verbrauchten Kleister und Leim und für all das abgestumpfte Handwerkszeug und all die verzettelten Leinwand- und Tuchfleckchen ist es etwa Schade um das Geld, das ausgegeben worden ist. Auch um das zerbrochene Spielzeug ist's nicht Schade, wenn der wißbegierige Knabe es „inwendig besehen" oder sogenannte nothwendige Aenderungen machen wollte. Wenn sonst nur alles muthwillige Zertrümmern und übermüthige Verschwenden vermieden, auch durch geschickte Beaufsichtigung die etwaige Gefahr beseitigt und eine leidliche Ordnung in den Umgebungen des Kindes erhalten wird, sind dergleichen Spiele die trefflichsten Reizmittel für des Kindes Denken, Erfinden und

Ueberlegen, besonders für den regen Gebrauch seiner fünf Sinne, welche selten bei der Schularbeit so offen, wach und aufmerksam sind, als beim Spiel. Des Kindes Spiel ist deshalb oft ein Vorspiel seines künftigen Lebens und wird als solches auch nicht selten zum halben Ernst. „Ich darf heute dem Vater, der Mutter helfen", sagen die Kinder mit einem wahren Triumph; und kann man ihnen irgendwie diesen Triumph verschaffen, so thue man es ja. Des Kindes Spiel zu nützlicher Beschäftigung hinüberzuleiten, ihm unvermerkt nützliche Zwecke unterzuschieben, heißt ja die ideale oder Phantasie-Welt, in welcher wir beim Spiele leben wollen, mit der realen oder wirklichen Welt, in welcher wir bei der Arbeit leben müssen, zu einem Leben verschmelzen. Heil dem, dessen Träume und Ideale für die Zukunft nicht weitab von den Geschäften seiner Gegenwart liegen! Seine Arbeit ist ihm ganz im eigentlichen Sinne nun zum Spiel geworden, und spielend — sagte ich oben — arbeitet er zugleich. Der Sohn will einmal das werden, was der Vater ist, und wenn er nun seine Schularbeit, die von seinem künftigen Berufe noch nichts weiß, vollendet hat, — aber auch nicht eher, als bis diese Schularbeit vollendet ist! — da hilft er dem Vater zu seiner Erholung und Freude, ist schon der künftige Landwirth oder Gewerbtreibende, der künftige Kaufmann oder Beamte, findet in einer Art kindlicher Wichtigthuerei nicht nur einen wahren Genuß, wie eben das Spiel ihn bietet, sondern auch den großen Vortheil frühzeitiger Vorbildung zu seinem künftigen Lebensberuf. Nur verlange ein Vater nicht eigensinnig, daß ihm gerade der Sohn in seinen Spielstunden helfen solle; möchte das Kind lieber dem Nachbar helfen, beim Vater seines Freundes zusehen, so gebe man ihm gern die Erlaubniß dazu: denn freie Selbst-

bestimmung ist das wesentlichste Merkmal für Alles, was nicht Arbeit, sondern Spiel heißen soll. Bei der Arbeit zeigt das Kind, was Andere aus ihm machen können; beim Spiel zeigt das Kind, was es dereinst selbst aus sich wird machen können; und von vielen, sehr vielen Kindern läßt sich gar nicht anders, als beim Spiele, richtig beurtheilen, was einmal aus ihnen werden wird. Kinder, welche man nicht spielen läßt, leben nur leidend und unter den ewigen Einflüssen Anderer dahin, während Kinder, welche viel spielen, sich selbst zur eignen Thätigkeit und Kraftentwickelung heranbilden; und Menschen, welche in ihrer Kindheit nur gearbeitet haben, wissen nur von einer sie umgebenden Gegenwart, für welche sie lernen und schaffen, sich sorgen und sich plagen müssen, haben aber nie eine schönere Zukunft hoffen und von bessern Tagen träumen gelernt, wissen nichts von Idealen, denen wir nachstreben sollen, und haben deshalb einen guten Theil von dem Adel der menschlichen Natur eingebüßt; es sind verkümmerte Wesen, wie deren keine Zeit vielleicht mehr hervorgebracht hat, als die vielbeschäftigte Neuzeit.

Und so seid denn, ihr Erwachsenen, von einem Lehrer hierdurch gebeten: sagt nicht mehr, daß die Kinder, wenn sie spielen, die Zeit todtschlagen; tadelt nicht mehr die Schule, wenn Abends sechs Uhr vielleicht „die ganze Gesellschaft eurer Kinder mit der Schularbeit fertig ist"; stellt euch nicht mit einem sauertöpfischen Gesicht zu euern Kindern hin, wenn sie spielen, und mißgönnt ihnen ihre Freude nicht; duldet nicht blos das Spiel, so daß die armen Kinder zuletzt selbst glauben, man stehle dem Herrgott die Zeit, wenn man spiele: im Gegentheil fördert die Spiele eurer Kinder durch freundliche und theilnehmende Erlaubniß, und gebt ihnen Gelegenheit, durch sinn-

reiches Spiel den Kopf aufzuräumen und das Herz warm zu erhalten; beobachtet eure Kinder beim Spiel, um sie richtig beurtheilen zu lernen, „ein tiefer Ernst liegt oft im kind'schen Spiel;“ und haltet euch nach diesem Allen davon überzeugt, daß Kinder, welche ihre Lebtage blos gearbeitet und nicht gespielt haben, nur halb, beziehentlich sehr schlecht erzogen worden sind.

## Sechzehnter (66.) Brief.

### Von der Stenographie.

(Rede, bei der Feier des Geburtstags von Gabelsberger am 9. Febr. 1862 gehalten.)

Meine hochzuverehrenden Herren und Damen! Da sind wir denn wiederum heute beisammen, wir die Verehrer und Verehrerinnen von Vater Gabelsberger, um seinen Geburtstag zu feiern, so weit entfernt wir auch von seinem Geburtsort leben, und um ihm unsere Huldigungen darzubringen, obwohl er schon seit mehr als zehn Jahren nicht mehr unter den Lebenden ist. Aber das ist auch das schöne Vorrecht großer Männer, bei manchen großen Männern fast das einzige Vorrecht, daß sie mit ihrem Tode erst recht auf diesem wunderlichen Erdenrund zu leben anfangen, daß man bei der Lücke, welche durch ihren Tod entsteht, gleichsam die Augen erst öffnet und nunmehr die Stelle, welche sie unter den Sterblichen einnahmen, erst recht wahrnimmt, und daß eine dankbare Nachwelt bemüht ist, die Vernachlässigungen, welche sich die gleichgiltige Mitwelt zu Schulden kommen ließ, durch allgemeine und

sinnreiche Triumphe, die sie dem Dahingeschiednen bereitet, wieder gutzumachen. Das Konversationslexikon in seiner 9. Auflage von 1844 kennt unter dem Buchstaben G noch keinen Gabelsberger, während die 10. Auflage von 1851 nunmehr diesem Namen eine schöne, recht gehaltvolle Seite einräumt. In diesem Sinne gerade ist die Weltgeschichte das Weltgericht! Und zwar übt die Weltgeschichte dieses Richteramt selbst dann aus, wenn nicht sowohl die Mitwelt einem großen Manne, sondern dieser vielmehr sich selbst Unrecht thut. Ein großer Zeitgenosse Gabelsbergers, Pestalozzi, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens ein Buch, in welchem er sich und sein ganzes Werk schonungslos verhöhnt und verlacht, sich und sein Werk aufgibt und das, was er von seinen Werken noch übrig zu sehen glaubt, selbst zertrümmert. Doch was geschah? Den siebzigjährigen Greis konnte man getrost zu den Todten rechnen; doch sein Werk warf niemand in die Todtenkammer. Man unterschied ganz verständig die Idee selbst von ihrer Ausführung und stellte den ganz richtigen Satz auf, daß derselbe Mann, welcher einen großen, glücklichen, segensreichen Gedanken gehabt habe, deshalb nicht auch derjenige sein müsse, der diesen Gedanken am besten verwirklichen werde. Und so ging man über Pestalozzi's letztes Buch sofort zur Tagesordnung des großen Lebens über; Pestalozzi selbst wurde gleichsam gegen seinen eigenen Willen und ihm zum Trotz von Jahr zu Jahr berühmter, und unsere neueste Geschichte der Pädagogik von Dr. Schmidt in Köthen datirt einfach die dritte Periode dieser Geschichte von der Reformation bis auf Pestalozzi!

Nun wohlan! Alljährlich feiert Mitte Januar der Leipziger Lehrerverein hier in diesen Räumen den Geburtstag Pestalozzi's, und Mitte Februar der Leipziger Steno-

graphenverein in denselben Räumen den Geburtstag Gabelsbergers: da sitzt denn also ein Stücklein Weltgeschichte zu Gericht und feiert das Andenken von zwei Männern, welche beide, ursprünglich ganz andern Berufskreisen angehörend, als „geborne deutsche Schulmänner“ zu Lehrern des deutschen Volkes wurden; welche beide mit der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit und mit der heldenmüthigsten Selbstverleugnung und Beharrlichkeit ihre Aufgabe lösten; und an denen sich schließlich das schöne Wort der heiligen Schrift erfüllt: „Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden.“ Sehen Sie da, meine hochgeehrten Herren und Damen, die beiden größten Gerichtshöfe der Welt, die Bibel und die Weltgeschichte. Immerhin berufe man sich von dem einen Gerichtshof auf den andern, die Urtel werden gleich lauten; da gibt es nichts abzuändern! Derselbe Geist Gottes, der bei der Schöpfung der Welt über den Wassern schwebte, er waltet auch in der Weltgeschichte und spricht zu uns durch die heilige Schrift.

Und jetzt, nachdem wir unserm Herzen Genüge gethan und an dem Ehrentage Gabelsbergers unserer Pietät gegen ihn den wohlverdienten Ausdruck gegeben haben, was werden wir nun weiter beginnen, um diese schöne Abendstunde bis zur Abendmahlzeit würdig auszufüllen? Man hat von einer gewissen Seite her im Voraus errathen, daß ich als ein sehr schwacher und schüchterner Jünger Gabelsbergers leicht in diese Verlegenheit kommen und fragen würde: „Was nun anfangen?“ und man hat mir deshalb gerathen, lieber gleich meine ganze Rede anzufangen mit den Worten jenes berühmten Redners, der gleich beim Anfang stecken blieb und sagte: „Nicht nur — vielmehr — sondern — aber auch — ganz im Gegen-

theil“. Der Rath ist gut, sehr gut und wird bestens hierdurch von mir angenommen: Sie sollen, meine Herren und Damen, heute ein ewiges „Aber“ und „Sondern“ ein ewiges „Gegentheil“ hören von dem, was Sie sonst wohl an diesem Tage von dieser Stätte herab gehört haben. Alle Achtung vor denen, welche vor mir hier gesprochen haben; ich wiederhole es: Alle Achtung vor ihnen! Aber der Grundton ihrer Reden war doch, wie soll ich sagen? — etwas aristokratisch. Der Stenograph fühlt sich besser, als die Uebrigen, fühlt sich verständiger und geschickter, als Millionen, welche auch schreiben; er ist der rechte David und verachtet daher die gewöhnliche Philisterschrift. „Unsere gewöhnliche Schrift“, sagt Dr. Albrecht in dem Programm des Modernen Gesammtgymnasiums von 1850, „die Kurrentschrift ist der geflügelten Schwester Sprache „just so ebenbürtig, wie der feige Eurystheus seinem gött„lichen Halbbruder Herkules. Darum windet sich auch die „gemarterte Sprache unter dem bleiernen Fuße der Schrift, „wie Herkules von Scham gefoltert tobte, einem Unwür„digen dienen zu müssen; darum verbirgt sich auch die „Schneckenschrift in ihrem gewundenen Häuslein, wenn „das begeisterte Wort eines Feuerdenkers einherstürmt, so„wie Eurystheus im tiefen Boden des Fasses sein erblei„chend Antlitz barg, als sein Halbbruder auf riesiger Schul„ter das erymanthische Unthier der Diana herbeitrug. „Die Stenographie dagegen ist die rechte Zwillings„schwester der lebendigen Sprache, und wenn die alltäg„liche Schrift vor dem schnellen Worte erzittert, wie Iphi„kles, der andere Halbbruder des Gewaltigen, vor den „heranringelnden Schlangen, so schaut die Stenographie, „dem Herkules vergleichbar, ruhig und unerschütterlich da„rein.“ Sie kann, setze ich hinzu, ihrer ja Herr werden, kann dem flottesten Redner mit nicht minder flottem Griffel

folgen und sich das Lob des Dichters *Ausonius*, welches in demselben Programm abgedruckt ist, kühn aneignen:

„Ein Gott gab dieses Kleinod dir, daß du zuvor mein
„Wort schon weißt, und mein Gedank' auch deiner ist!"

Nun, ich gestehe Ihnen, daß auch ich die alltägliche Schrift so recht von Grund meines Herzens verachte: eine Schrift, welche ein sehr garstiges Ueberbleibsel aus den morgenländisch-weitschweifigen Schnörkeln der phönizischen Bilderschrift ist; eine Schrift, welche aus den Zeiten herstammt, wo der Gesichts- und Gedankenkreis der Menschen noch so beschränkt war, daß man sich beim Aufschreiben wohl Zeit nehmen konnte; eine Schrift, welche z. B., um den höchst einfachen Laut des m, den blosen Lippenschluß, wiederzugeben, nicht weniger als sechs Striche, drei Haarstriche und drei Grundstriche, braucht, und welche, um den einfachen Zischlaut des sch zu bezeichnen, nicht weniger als einen langen Strich, das s, zwei kurze Striche, das c, und zwei gewaltige Schleifen, das h, anwendet, des alten Roßberger Schreibduktus nicht einmal zu gedenken, welcher zu dem sch noch drei Striche mehr braucht. Daß es anders, ganz allgemein und überhaupt anders werden muß, ist so gewiß, als der reiche menschliche Verstand nicht ewig in diesem Stück sich für bankerutt erklären kann; das ist so gewiß, als die alte Mönchs- und Kanzleischrift in der That auch schon verlassen worden ist, nur noch auf den Rubriken unserer Expeditionen und Komtoiren sich findet, im Uebrigen aber zu der heutigen deutschen Kurrentschrift und schöner und fließender noch zu der englischen Schrift sich fortgebildet hat. Aber welcher ungeheure Sprung ist von diesem ersten, kleinen Fortschritt bis — zur *Gabelsberger'schen* Schnellschrift! Und hier stehen wir denn auch sofort mitten in der Hauptsache. Solche Sprünge duldet die Natur nicht, duldet namentlich die

Natur des menschlichen Geistes nicht. Ja, selbst das äußere menschliche Leben verlangt Uebergänge, Abstufungen und Vermittelungen, keinen jähen Abgrund, keine Kluft zwischen den verschiedenen Zuständen und Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stenographie ward erfunden als nothwendige Zuthat und Beihilfe des konstitutionellen Staatslebens; so früher in England und Frankreich, so bei uns in Deutschland, und zwar ganz folgerichtig in Deutschland in dem Staate, welcher zuerst ein konstitutionelles Staatsleben genoß, in Baiern. Die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter sollten und konnten nur auf diese Weise wirklich Gemeingut, wirklich Stimme des Volkes, öffentliche Stimme und öffentliches Gewissen werden. Die Aufgabe der Stenographie war groß, sehr groß, und sie hat, Dank den unverdroßnen Anstrengungen unsers genialen Gabelsberger, ihre Aufgabe herrlich und schön gelöst; aber eine ganz allgemeine Aufgabe d. h. eine Aufgabe für das ganze Volk und jeden Einzelnen im Volke wurde sie nicht; denn eben deswegen, weil Alle im Volke die Ergebnisse der Stenographie durch den Abdruck der Landtagsverhandlungen in gewöhnlicher Schrift genossen, brauchten sie selbst weder zuzuhören noch nachzuschreiben. Die Stenographie in dieser Vollendung braucht deshalb auch heute noch nur Sonderaufgabe Einzelner, nicht allgemeine Aufgabe Aller zu sein.

Aber sie kann auch in dieser ihrer Vollendung nur Vorzug und Vorrecht Einzelner sein, indem sie, wie oben der Dichter sagt, gleichsam zuvor schon das Wort weiß, das der Redner zu sagen in Begriff ist; das ist aber nicht Jedermanns Sache. Ein juristisch gebildeter Stenograph wird einen juristischen Vortrag leicht, einen medizinischen, kaufmännischen, polytechnischen Vortrag ungleich schwerer

zu Papier bringen, und so umgekehrt. Es ist daher zu der Stenographie in ihrer heutigen Vollendung ein gewaltiges Kapital von allgemeiner Bildung nöthig, namentlich finde ich, daß der Stenograph entweder in der lateinischen, oder in der französischen, oder in der englischen Sprache den Schlüssel zu den unzähligen Fremdwörtern und technischen Ausdrücken unsrer Sprache haben müsse. Rechnen wir noch zu dieser allgemeinen Bildung die besondre grammatisch-logische Fertigkeit in verständigen und verständlichen Wort- und Satzkürzungen hinzu, so liegt es auf der Hand, daß wir solche Ansprüche an das Volk, an das ganze große deutsche Volk, ja an irgend ein Volk der Erde in seiner Gesammtheit nicht machen können.

Und was bliebe demnach für Alle übrig, für Jeden im Volke, der seiner alten Schreibschnörkel überdrüssig ist, ohne Unterschied des Standes und der Bildung?

Die ganze mechanische Seite der Stenographie bleibt übrig, und sie, das schöne kurze Alphabet Gabelsbergers, sollte billig Allen zu Gute kommen, sollte billig selbst in der Volksschule jedem Knaben und jedem Mädchen zugänglich gemacht werden. Dieses Stück Gabelsberger mache ich demnach als ein (im besten Sinne des Wortes) guter Demokrat den hocharistokratischen Stenographen heute streitig; und dieses Stück Gabelsberger werden diese Herren auch von Herzen gern hergeben. War doch bisher zwischen den eingeweihten Stenographen und seinem uneingeweihten Laienpublikum der Streit selbst nur ein Streit der Großmuth und Freigebigkeit, indem die Stenographen ihre schöne Kunst dem großen Publikum in der hochherzigsten Weise anboten, und dieses Publikum — das schöne Geschenk ablehnte und ausschlug. Heute komme ich im Namen dieses großen Publikums, im Namen der Millionen und aber Millionen Laienbrüder und bitte um

dieses Geschenk: wie sollte ich um deswillen, weil ich nicht um das ganze Geschenk bitte, abgewiesen werden? Oder gehörten diese Herren alle zu jenen Grossisten, welche nur im Ganzen Geschäfte machen und niemals die Elle oder Wage zur Hand nehmen und im Einzelnen verkaufen wollen? Ich denke nicht. Hat man doch heute sogar gesehen, daß die Festrede zu Gabelsbergers Geburtstag von dieser Stätte aus nicht von einem kleinen Blatt Papier, sondern aus einem dickleibigen Heft abgelesen wird, ohne daß man sogleich zu Anfang mir zugerufen hat: à bas l'idiote!, ein Fall, auf den ich wohl gefaßt sein mußte, und der auch Jenen wohl vorgeschwebt haben mag, welche mir den Anfang meiner Rede in so geistreicher Weise zugeflüstert haben. Nein, nein; wie Gabelsberger die Humanität selbst war, so sind auch seine Jünger gar humane, menschenfreundliche Personen, obschon es innerhalb der großen Stenographenschule, wie außerhalb, an kleinen Zwistigkeiten nicht fehlt; und nach ihrer gewohnten Güte und Freundlichkeit mögen sie deshalb die nachfolgenden Vorschläge mit geneigtem Ohr aufnehmen.

Unterscheiden wir also in Zukunft etwa drei große stenographische Lehrgänge, einen rein mechanischen oder handwerksmäßigen Lehrgang, zweitens einen kunstfertigen oder technischen Lehrgang, und endlich einen wissenschaftlich-künstlerischen oder Virtuosen-Lehrgang.

Der erste Lehrgang wäre der allgemeinste und würde ohne Ausnahme, ich wiederhole es: ohne Ausnahme in allen Schulen den ordentlichen Schreibstunden einverleibt, auf den niedern Lehranstalten etwa vom 12. bis 15. Jahre, auf den höhern Lehranstalten vom 11. bis 13. Jahre. Bis zu diesem Alter müßte heutzutage noch die alte Philisterschrift gelehrt und geübt werden; von da an

in allen Lehrstunden beide, und zwar vorherrschend das stenographische Alphabet. Auch der Letzte im Volke nähme demnach bei der Konfirmation dieses bessere Alphabet mit ins große Leben. Auf dieser Stufe werden auch Viele stehen bleiben, und für diese Schichten der Gesellschaft müßten auch in Zukunft alle Schriften blos mit stenographischem Alphabet geschrieben und alle Bücher blos mit stenographischem Alphabet gedruckt werden, mehr nicht!

Die Schüler der höhern Lehranstalten dagegen fangen, wie oben gesagt worden, ein Jahr früher die Stenographie an, beendigen ebenso nach dem Obigen diesen ersten Lehrgang um ein Jahr früher und verlassen bekanntlich ihre Schulen erst lange nach ihrer Konfirmation. Deshalb ist innerhalb dieser Anstalten, z. B. in den Realschulen, für den zweiten Lehrgang, und nach Befinden, z. B. in den Gymnasien und polytechnischen Schulen, selbst zu dem dritten und höchsten Lehrgang vollkommen Zeit vorhanden, und es würden die Schriften und Bücher für diese Schulen, sowie für die aus diesen Schulen hervorgehenden Stände der bürgerlichen Gesellschaft auch diesen stenographischen Lehrgängen gemäß geschrieben und gedruckt werden. Sollte Einer oder der Andere oder Eine oder die Andere, welche in ihrer Schulzeit nur den ersten und dürftigsten Anfang gemacht haben, sich in spätern und reifern Jahren auch im Schreiben und Lesen fortbilden wollen, nun so wird sich dazu ebensogut Gelegenheit finden, wie sich für ältere, der Schule entwachsene Personen Gelegenheit findet, Englisch und Französisch oder Astronomie und Physik nachträglich zu erlernen. „Es wird Zeit", sagt dann wohl ein strebsamer Lehrling, „daß „ich in der Sonntagsschule noch ein Stück Stenographie „zu meiner Schulstenographie hinzulerne; ich möchte gern

„das oder jenes Buch, das oder jenes Journal lesen, aber „bis jetzt bleibe ich auf jeder Seite zehnmal stecken.“ „Es „ist eine rechte Schande“, sagt dann wohl eine Mutter zu ihrer großen Tochter, „daß Du noch immer Deine „Briefe wie ein zwölfjähriges Kind schreibst, ohne jedwede „Kürzung; nächsten Winter muß das anders werden!“ Und siehe da, schon zu Weihnachten bringt die Tochter ihren Wunschzettel und zu Neujahr ihren Glückwunsch — mit Kürzungen.

Auch diese drei verschiedenen Literaturen haben nichts Unnatürliches: der Kosmos von Humboldt, Jean Paul's Levana, Goethe's Torquato Tasso, Herder's Ideen und Gutzkow's Ritter vom Geist werden auf der Schloßwache und hinter dem Tellerbret am Küchentisch nicht gelesen werden, mögen sie so oder anders gedruckt sein; ja, es wäre in Zukunft gar nicht übel, den höhern stenographischen Lehrgang gleichsam zur Bedingung höherer Lektüre zu machen, so daß Keiner und Keine ohne die rechte geistige Vorbereitung die begehrliche Hand nach Dingen ausstrecken könnte, die besser von ihm oder ihr ungelesen blieben. Was Gemeingut Aller wäre, würde natürlich in zwei oder drei Ausgaben erscheinen müssen, z. B. Schiller's Glocke, wie fast alle seine dichterischen Werke; denn so wenig das Volk die Ausgabe im reinsten und edelsten stenographischen Gewand lesen könnte, so wenig würden die kindlichen Pluderhosen und die weite Blouse der Volksausgabe bei den höhern Ständen Beifall finden. Am wahrscheinlichsten ist es mir jedoch, daß man sich jederzeit mit zwei Ausgaben begnügen wird und die höchste stenographische Kunst den besondern Fällen, wo der Stenograph von Fach einem schnellen Vortrage folgen muß, vorbehalten wird. An sich ist jedoch die Drei in den mannigfachsten Lebensverhältnissen bei der Abstufung sehr gewöhnlich.

Am nächsten liegt mir hier das Hebräische. Auf unsern Schulen schreiben die künftigen Theologen diese Sprache höchst unförmlich und plump, aber dabei auch sehr leicht verständlich und leserlich, nemlich genau so, wie sie gedruckt wird, setzen auch gewissenhaft unter und über die Konsonanten die Vokale. Die Israeliten jedoch haben ein abgerundetes, fließenderes Alphabet in Gebrauch, und zwar setzt die Mehrzahl, wie ich höre, unter und über diese vereinfachten Konsonanten oder auch neben sie noch die Vokale; der Rabbiner aber liest Mosen und die Propheten, wie auch manche christliche Theologen ihren Kodex, ohne Vokale, und so sind ja auch die hebräischen Inschriften gewöhnlich abgefaßt.

Ferner haben wir in der Telegraphie als roheste Anfänge die Feuerzeichen auf den Bergen, darnach die hölzernen Telegraphen, wie ich sie z. B. noch unter Louis Philipp auf dem Montmartre bei Paris neben den Windmühlen daselbst und ihnen ziemlich ähnlich habe spielen sehen; und endlich den elektrischen Draht. Wenn man mir hier einhalten sollte, der elektrische Draht habe alle andere Telegraphie über den Haufen geworfen, und so zeuge dieses Beispiel gerade gegen mich, so werde ich hoffentlich bei der folgenden Parallele keinen Einwurf dieser Art zu besorgen haben.

Wenn die ostindische Ueberlandspost in Marseille ankommt, so steht, wenn das Schiff von der Rhede aus signalisirt worden ist, eine Dampfmaschine schon geheitzt auf der Eisenbahn in Bereitschaft, der Kurier springt mit seiner Brieftasche hinauf und zwischen Lokomotivführer und Heizer stehend braust er fort, durch ganz Frankreich, bis er am Kanal wieder das Dampfschiff besteigt. Mit der blosen Maschine hat er keine Krümmung der Bahn zu fürchten und keine Steigung der Bahn groß zu über-

winden; für solche Brüder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Nun, das ist das Bild des vollendeten Stenographen, des wissenschaftlich und künstlerisch gleichmäßig ausgebildeten Virtuosen auf dem Griffel und Pergament, wie er einem begeisterten Redner im Sturme folgt: auch für den Bruder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Wollte ich nun von der ostindischen Ueberlandspost sogleich auf die alte sächsische gelbe Post oder grüne Kutsche übergehen, mit welcher ich selbst im Jahr 1824 fast 3 Tage von Leipzig nach Dresden gefahren bin, so würden Sie lachen und das für einen ganz überwundenen Standpunkt aus der guten alten Zeit erklären; aber schneller, als die grüne Kutsche, fahren viele von unsern Fiakern auch nicht, also gibt es noch solches Fuhrwerk, und wenn ein Expedient das Rubrum auf ein Aktenstück noch heutzutage mit alter Mönchsschrift, mit Fraktur- oder Kanzleischrift macht, so habe ich gar nichts dawider. Der Morgen ist lang, und es gab gerade nichts Besseres zu thun; auch läßt sich das Aktenstück in der That so besser auf dem hohen Aktengestell erkennen und wiederfinden. Doch setzen wir unsern Wagen auf die Eisenbahn: auch da gibt es noch eine Abstufung. Ganz in unserer Nähe bei Dürrenberg an der Saale zieht Jahr aus Jahr ein ein Pferd ganz gemüthlich zehn beladene Eisenbahnkarren, während einige Stunden davon die Dampfmaschine mit ihrer gewöhnlichen Hast vierzig Passagierwagen und zehn Packwagen bei Naumburg oder Weißenfels oder Merseburg vorüberschleppt. Es hat nun einmal Alles in der Welt eine gewisse Berechtigung je nach Ort und Zeit, je nach Gelegenheit und Umständen. Es läßt sich der Bierfiedler in der Dorfschenke nicht ganz entbehren; ebenso freuen wir uns einer guten Violine im Dilettanten-Orchester, aber schließlich wollen wir im Gewandhauskonzert

doch Niemanden so gern hören, wie unsern David. Der Seiltänzer auf der großen Funkenburg erregt unsere höchste Bewunderung, hat europäischen Ruf; aber auch unsere Ballettänzer und Ballettänzerinnen gefallen uns, und im Februar und August machen wir schließlich selbst ein Tänzchen im Gabelsberger Stenographenverein, ein Vergleich, bei welchem ich nur um Verzeihung bitte, daß unsere schönen Tänzerinnen und unsere liebenswürdigen Tänzer mit dem Bierfiedler in der Dorfschenke und mit der Dürrenberger Pferdebahn auf gleiche Linie zu stehen kommen.

Damit mir jedoch etwas Derartiges nicht wieder begegnen möge, und damit ich, wie zu Anfange meiner Rede, so auch am Schlusse derselben vor dem Rufe: à bas le monstre! sicher sein könne, will ich alle diese Vergleichungen jetzt aufgeben; ohnehin hinkt jeder Vergleich mehr oder weniger, und wenn er auch noch so gut ist, beweist er im Grunde doch nichts, sondern setzt nur die Sache in ein bequemeres und gefälligeres Licht.

Mein stärkster Beweis, daß es die Aufgabe der heutigen Stenographie ist, ihre schöne Kunst und Wissenschaft auch dem Volke zugänglich zu machen, liegt darin, daß unser ganzes Jahrhundert sich die herrliche Aufgabe gestellt hat, die Schätze der Kunst und Wissenschaft zum Gemeingut Aller zu machen. Daher die Schaar von Zeitungen, Journalen, Konversationswörterbüchern und Enzyklopädien und die Menge populärer Vorlesungen auf der einen Seite, und auf der andern Seite unsre Gewerbefreiheit, das Neujahrsgeschenk von 1862. Denn wo soviel einerseits geboten wird, da dürfen nicht dem Volke durch den Zunftzwang die Hände zugeschnürt werden, zuzugreifen und eine Errungenschaft nach der andern heimzutragen. Folgen Sie, meine Herren, diesem allgemeinen

Rufe des Jahrhunderts auch in Ihrem Kreise als die Gebenden, als die Popularisirenden für ihre Wissenschaft und Kunst, und seien Sie gewiß, daß sich auch die Nehmenden finden werden, die Volksschulen meine ich, welche dem Volke, obschon nur in magern Bächlein, die Vortheile dieser Kunst zufließen lassen sollen.

Ich habe vom Jahre 1830 ab an einem Gymnasium gearbeitet, später vom Jahre 1835 ab an der Volksschule, konnte aber erst im Jahre 1849, als ich zum Gymnasium zurückkehrte, auch an die Stenographie denken, und da habe ich denn auch gethan, soviel an mir lag, diese verständige Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes wenigstens an den höhern Lehranstalten zu Ehren zu bringen. Mein kleines Verdienst wurde durch die große Auszeichnung, Ehrenmitglied Ihres Vereins zu sein, belohnt. Heute wiederum stehe ich als Direktor einer Volksschule vor Ihnen, mit dem festen Vorsatz, die verständige stenographische Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes auch in der Volksschule einmal zu Ehren zu bringen, und ich erbitte mir dazu ihren sachverständigen Beirath und Beistand. Was kann ich thun, der ich fast ein Laie in Ihrer Kunst bin? Zu solchen Unternehmungen gehört ein Leu! Ich weiß, daß auch der vollendetste Stenograph, der Virtuos auf Griffel und Pergament den Laien und Leuen nicht ganz gleich schreiben wird; wenigstens in der populären Stenographie müßte alle dergleichen Vexation und Turbation aufhören! Damals also fand der Laie glücklich einen Leuen; es erbot sich ein Stenograph, damals noch schlechtweg Karl Albrecht zeichnend, diesen Unterrichtszweig in meinem Gesammtgymnasium zu übernehmen, auch für das Jahr 1850 ein Programm zu schreiben, in welchem die Bildungselemente der Stenographie für unsere Schuljugend nachgewiesen

würden. Das ist ein gewaltiges Wort dieses Programm, wie sie an der obigen Probe im Eingang meiner Rede gesehen haben; aber heute ist's freilich durch ein seltsames Spiel des Schicksals auch ein verhängnißvolles Wort geworden. Denn das ganze Programm, wie es damals für Gymnasien und Realschulen focht, kehrt heute dieselben Waffen gegen die Volksschule, und wenn es z. B. S. 17 daselbst heißt: „Rufen wir dem verehrten Leser das oberste „Prinzip der Schreibkürzung, die stete Sichtung, zurück, „so erhellt wohl alsbald dem Blicke, daß ein solcher Grund„satz eine Aufgabe stellt, die nicht ohne beständiges Denken „zu lösen ist; auch duldet ein gut stenographirter Aufsatz „schlechterdings keinen mechanischen Leser, der des strengen „Aufmerkens bar ihn durchfliegt"; wenn es — sage ich — dort so heißt, so war dies damals mein Triumph und meine Freude, und heute ist's mein Kummer und mein Schmerz! Also „nichts ohne beständiges Denken, nichts ohne strenges Aufmerken"! Aber ich brauche ja jetzt eine ganz und gar gedankenlose Stenographie! Mit aller Achtung vor dem Volke und der Volksschule sei es gesagt!

Und daran verzweifle ich auch in unserm Falle nicht, vorausgesetzt, daß die Stenographie ihre ganze mechanische Seite von der verstandesmäßigen, logischen Seite abschneiden läßt, ohne — zu verbluten.

Und so lege ich diese Operation selbst nunmehr vertrauensvoll in die sachverständigen, geschickten Hände der Herren Stenographen: es wird der Doktor Karl Albrecht gewiß etwas Stichhaltiges herausdoktorn, namentlich auch seine Kunstgenossen fleißig anspornen, auf demselben Wege vorzugehen; und dann wird uns auch schon der nächste 9. Februar um eine große Errungenschaft reicher hier wieder beisammen finden.

## Siebzehnter (67.) Brief.

### Der Anfangspunkt der Erziehung.

Die Frau des Schneidermeisters Treulich saß in ihrer Stube, mit Handarbeiten beschäftigt. Zu ihrer Seite stand eine Wiege, in welcher ein Knabe schlummerte, der acht Monate zählen mochte. Man konnte merken, wie sie mit mütterlicher Sehnsucht auf das Erwachen ihres Kleinen wartete. Nach ungefähr zehn Minuten kündigte dieser sein Erwachen durch ziemlich lautes Schreien an. Die Mutter nahm ihn auf den Arm, um ihn zu beruhigen; es wollte ihr jedoch nicht gelingen. Indessen merkte sie, wonach er verlangte. Sie ließ sich eine mit Milch gefüllte Flasche bringen, um sie dem Kinde zu reichen. Dieses wandte sich jedoch ab und wies das Dargebotene eigensinnig zurück. Die Mutter setzte das Fläschchen auf den Tisch und trug das Kind einige Mal die Stube auf und ab. Doch immer heftiger wurde das Weinen. Dabei streckte der Kleine seine Händchen nach der Mutter aus, um ihr das Haar zu zerzausen. Ohne Warnung wurde ihm dies durch einen Schlag auf die Finger, der gerade so stark geführt wurde, wie es das Kind vertragen konnte, verleidet. Noch einmal bot die Mutter dem Kinde die Flasche an, und als es sie wieder zurückwies, legte es die Mutter in die Wiege und setzte ihre Handarbeit fort, ohne auf das Schreien des Kindes zu achten. Dem Allen hatte die Frau des Gärtners Himberg, die unbemerkt in der Thür stand, zugesehen.

„Frau Treulich," sprach sie, „beinahe hätte ich Sie für eine Andere gehalten. Wenn ich Sie nicht als eine liebe und zärtliche Mutter kennte, wäre ich in Versuchung gekommen, Sie eine Rabenmutter zu schelten."

„Warum denn das?“ erwiederte verwundert Frau Treulich.

„Das fragen Sie noch?“ antwortete die Gärtnersfrau; „einem Kinde von acht Monaten auf die Finger zu klopfen, finde ich hart, und daß Sie den Kleinen weinen lassen, ohne zu versuchen, ihn zu beruhigen, sieht Ihnen gar nicht ähnlich.“

„Liebe Nachbarin, wissen sie denn nicht, daß man ein Kind erziehen muß?“ fragte Frau Treulich.

„Daß weiß ich,“ erwiederte die Gärtnersfrau; „doch ist es nach meiner Ansicht zu früh, in diesem zarten Alter damit zu beginnen.“

„Ich meine, Frau Himberg, Sie hätten doch wohl schon von Ihrem Manne lernen können, daß man mit dem Ziehen und auch mit dem Erziehen recht früh anfangen muß. Der Gärtner läßt doch auch nicht die unnützen Reiser erst zu dicken Aesten werden, sondern vertilgt sie, sobald sie hervorkommen,“ sprach die Schneidersfrau.

„Sie reden ja heute wie unser Pfarrer auf der Kanzel,“ antwortete Frau Himberg; „was Sie sagten, haben Sie wahrscheinlich abgehorcht, als Sie noch im Hause des Grafen v. Weisenstein waren, und darum muß es wohl wahr sein. Sie sollten aber doch erst den Jungen etwas größer werden lassen, bevor Sie an ihm versuchen, ob es richtig ist, was Sie vom Hofmeister des Herrn Grafen gelernt haben. Ihr Kind kann ja nicht einmal sprechen und gar nicht begreifen, was Sie eigentlich wollen.“

„Wäre das wahr,“ erwiederte Frau Treulich, „so hätte ich freilich dem Kinde zuviel gethan. Ich glaube aber wohl, daß es begriffen hat, was es soll oder nicht soll.“ — Die beiden gewissenhaften Mütter konnten sich heute nicht einigen.

Nach acht Tagen waren sie wieder zusammen. Das Kind war auch eben vom Schlafe erwacht und begann zu weinen, doch nicht heftig. Als die Mutter wieder die Milchflasche hervorholte, verfolgte es dieselbe mit seinen Blicken. Die Mutter zögerte, sie ihm darzureichen, weil das Kind noch nicht aufgehört hatte, zu weinen. Bald aber wurde es ruhig und schaute nur ängstlich nach der ersehnten Milch. Frau Treulich gab sie ihm endlich, und es nahm davon, bis es gesättigt war. Darnach lehnte es sich an die Mutter und strich ihr die Backen, ließ sich aber nicht einfallen, das Haar zu berühren. Nach einiger Zeit mochte sich wohl beim Kinde eine kleine Unbehaglichkeit einstellen. Es wollte dieselbe durch Weinen äußern. Die Mutter versuchte gar nicht, es zu beruhigen, sondern schritt der Wiege zu, als ob sie das Kind hineinlegen wollte. Der Aufenthalt daselbst war ihm aber nicht genehm. Es wandte sich ab, umklammerte die Mutter, schaute sie bittend an, ohne jedoch einen weinerlichen Ton von sich zu geben.

Bald war seine üble Laune ganz verflogen, es lachte freundlich die beiden Frauen an.

„Frau Treulich," rief erstaunt die Nachbarin, „ich hatte doch vor acht Tagen Unrecht. Sie haben ja ein Wunder in der Erziehungskunst verrichtet."

„Durchaus nicht," erwiederte diese, „das kann jede Mutter, wenn sie früh genug mit der Erziehung beginnt, und dazu ist es Zeit, sobald man dem Kinde auf eine nicht grausame Weise seinen Willen begreiflich machen kann. Das ist bei dem einen Kinde früher, bei dem andern erst später möglich; doch manche Mutter mag sich zwecklos von ihrem Kinde tyrannisiren lassen, weil sie glaubt, es sei noch zu zart, um erzogen zu werden."

„Frau Treulich hat Recht und versteht überhaupt viel von der Erziehungskunst," ließ sich der Lehrer des Dorfes, der sich in der Werkstatt befand, um mit dem Schneider in Angelegenheiten seiner Kleider sich zu besprechen, vernehmen; „ihre ältern Kinder konnte ich alle, wenn sie zur Schule kamen, den andern als Muster vorstellen, und ich glaube, daß Vater und Mutter einst viel Freude an ihnen erleben werden."

Die Hoffnung des würdigen Lehrers ging in Erfüllung. Die Treulich'schen Kinder wuchsen zu wackern Leuten heran. Sie wurden in ihrer zartesten Jugend nicht, wie manche andere Kinder, zuviel auf den Armen der Mutter geschaukelt, aber im spätern Alter von Verwandten, Bekannten und selbst von Vorgesetzten auf den Händen getragen.

(Blätter für häusliche Erziehung, Juni 1856.)

## Achtzehnter (68.) Brief.

### Von der Dauer der täglichen Unterrichtszeit.

Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Hr. Edwin Chadwick, Mitglied der englischen Unterrichts-Untersuchungskommission, zu dem Schlusse gelangt, daß die jetzt üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven und außerdem zum Träumen und Trödeln verleiden. Nach der Aussage guter Schullehrer seien drei Stunden täglich gerade die Zeit, wo auf eine freiwillige, scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden könne; was ihnen in dieser Frist gelehrt werden könne, sei gerade soviel, als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen könne;

jeder Augenblick mehr sei reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden und in allen Schulen das militärische Exerzitium einzuführen.

**Beilage zu No. 200 der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 28. August 1861.**

## Neunzehnter (69.) Brief.

### Von der Strenge bei der Erziehung der Kinder.

Dieser, wie der folgende Brief mögen zum Beispiel dienen, wie die Lehrer in unsern Schulen, namentlich deren Direktoren, die Schulgottesdienste oder Morgenandachten dazu benutzen können und sollen, ihre Erziehungsgrundsätze ihren Kindern und ihren Amtsbrüdern gegenüber geltend zu machen. Solche Reden mögen darnach getrost den Weg in das Elternhaus suchen: es gilt da nicht blos, zu erbauen, nein, recht eigentlich, zu belehren und zu zeigen, was eine christliche Pädagogik sei.

* *
*

Meine lieben Schüler und Schülerinnen! Die Stelle der heiligen Schrift, welche ich unserer heutigen Andacht zu Grunde gelegt habe, ist enthalten im 1. Buch Samuelis und lautet daselbst vom ersten Kapitel an folgendermaßen:

Und Hanna nannte ihren Sohn Samuel; denn, sagte sie, ich habe ihn von dem Herrn erbeten. Und da sie ihn entwöhnt hatte, brachte sie ihn zu Eli, dem Hohenpriester, und sprach: Mein Herr, ich bin das Weib, das vorm Jahre hier bei dir stand, da ich um diesen Knaben

bat. Nun hat der Herr meine Bitte gegeben. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Lebenlang, weil er vom Herrn erbeten ist. Und Hanna betete den Herrn an und sprach: Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn! Der Herr macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht. Aber die Söhne Eli's waren böse Buben, und Eli war schon alt und erfuhr Alles, was seine Söhne thaten. Und er sprach zu ihnen: „Warum thut ihr Solches? Nicht so, meine Kinder, das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich höre.“ Aber sie gehorchten ihrem Vater nicht. Aber der Knabe Samuel war angenehm bei dem Herrn und bei den Menschen. Und es kam ein Mann Gottes zu Eli und sprach: So spricht der Herr: Du ehrst deine Söhne mehr, als mich. Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren; wer aber mich verachtet, den will ich wieder verachten. Siehe, es wird Unheil kommen über dein Haus; deine Söhne werden sterben auf einen Tag. — Darnach lag Samuel im Tempel des Herrn, wo die Lade Gottes war. Und der Herr rief: Samuel! Er aber antwortete: Hier bin ich; und lief zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe dich nicht gerufen; gehe hin und lege dich schlafen. Und er ging hin. Und der Herr rief abermals: Samuel! Und Samuel stand auf und ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe dich nicht gerufen, mein Sohn; gehe wieder hin. Und der Herr rief Samuel zum dritten Mal. Und er stand auf, ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Da merkte Eli, daß der Herr den Knaben rief, und sprach zu ihm: Gehe wieder hin und lege dich schlafen, und wenn du gerufen wirst, so sprich: Rede, Herr, dein Knecht hört. Samuel ging hin und legte sich an seinen Ort. Da kam der Herr und

rief, wie vormals: Samuel! Samuel! Und Samuel sprach: Rede, denn dein Knecht hört. Und der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich will erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; darum, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hat nicht einmal sauer dazu gesehen. Und Samuel lag bis an den Morgen und that die Thür auf am Hause des Herrn; er fürchtete sich aber, dem Eli das Gesicht anzusagen. Da rief ihn Eli und sprach: Samuel, was ist das Wort, das dir gesagt ist? Verschweige mir nichts. Da sagte ihm Samuel Alles, und Eli sprach: Es ist der Herr; er thue, was ihm wohlgefällt. — Israel aber zog aus, den Philistern entgegen, in den Streit, und auch die zwei Söhne Eli's mit der Bundeslade. Aber Israel ward geschlagen, und es fielen 30,000 Mann Fußvolks. Und die Lade Gottes ward genommen, und die zwei Söhne Eli's starben. Da lief einer aus dem Heer und kam gen Silo desselben Tags, und hatte seine Kleider zerrissen und Erde auf sein Haupt gestreut. Und siehe, als er hinein kam, saß Eli auf dem Stuhl; und der Verkündiger sprach: Israel ist geflohen vor den Philistern, und ist eine große Schlacht geschehen, und deine zwei Söhne sind gestorben; dazu ist die Lade Gottes genommen. Da fiel Eli zurück vom Stuhl und brach den Hals und starb; denn er war alt und ein schwerer Mann.

Meine lieben Kinder! Die Geschichte, die ich Euch vorgelesen, zerfällt in zwei Theile: einmal ist's ein recht glückliches, hochbegnadigtes Kind, der junge Samuel, über den wir uns freuen, zum Andern ist's ein recht unglücklicher Vater, der alte Eli, den wir bedauern und bemitleiden. Betrachten wir jede von diesen Personen im Besondern!

Wie schön ist es, den jungen Samuel zu beobachten

wie er im Tempel schläft; ja, er schläft, aber verschlafen ist er nicht, wo es den Tempeldienst gilt. Auf den leisesten Ruf: Samuel! den selbst Eli nicht hört, erwacht er, und sofort eilt er zu Eli, ihn zu fragen, was er von ihm begehre. Wie gern verzeihen wir einem verschlafenen Kinde, wenn es sich in der Nacht nicht sogleich ermuntern kann; bei dem jungen Samuel finden wir nicht einmal diesen kleinen Fehler. Selbst sein äußerer Sinn bleibt auch im Schlafe offen für die Stimme Gottes, wenn er auch noch nicht im Stande ist, die Stimme Gottes, seines himmlischen Herrn, von der Stimme Eli's, seines irdischen Herrn, zu unterscheiden. — Aber auch dies soll er jetzt lernen. Von Eli belehrt, daß ein Anderer, als er, ihn rufe, bleibt er beim nächsten Rufe auf seinem Lager, und nun erhält er eine Offenbarung Gottes, ja, er, das schwache Knäblein, wird gewürdigt, Gottes Rathschluß für die Zukunft zu vernehmen; er wird gewürdigt, dem alten Eli eine Botschaft Gottes zu bringen, ist vielleicht sogar ausersehen, auch zu den gottlosen Söhnen Eli's als ein Bote Gottes zu gehen. Heil ihm, Heil allen guten Kindern auf der Welt, welche den übrigen Kindern als Muster dienen, ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, die andern Kinder, ihre Spiel- und Schulkameraden durch ihr gutes Beispiel erbauen, ihre Rathgeber werden, ihre Helfer zur Seligkeit. Der fromme Gellert, der da drüben in unserer Nähe schläft, und der durch seine geistlichen Lieder vielen Tausenden ein Bote Gottes und Führer zur Seligkeit geworden ist, sagt auch zu solchen Kindern:

Es ruft (o möchte Gott es geben!)
Vielleicht auch Dir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir, denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

rief, wie vormals: Samuel! Samuel! Und Samuel sprach: Rede, denn dein Knecht hört. Und der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich will erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; darum, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hat nicht einmal sauer dazu gesehen. Und Samuel lag bis an den Morgen und that die Thür auf am Hause des Herrn; er fürchtete sich aber, dem Eli das Gesicht anzusagen. Da rief ihn Eli und sprach: Samuel, was ist das Wort, das dir gesagt ist? Verschweige mir nichts. Da sagte ihm Samuel Alles, und Eli sprach: Es ist der Herr; er thue, was ihm wohlgefällt. — Israel aber zog aus, den Philistern entgegen, in den Streit, und auch die zwei Söhne Eli's mit der Bundeslade. Aber Israel ward geschlagen, und es fielen 30,000 Mann Fußvolks. Und die Lade Gottes ward genommen, und die zwei Söhne Eli's starben. Da lief einer aus dem Heer und kam gen Silo desselben Tags, und hatte seine Kleider zerrissen und Erde auf sein Haupt gestreut. Und siehe, als er hinein kam, saß Eli auf dem Stuhl; und der Verkündiger sprach: Israel ist geflohen vor den Philistern, und ist eine große Schlacht geschehen, und deine zwei Söhne sind gestorben; dazu ist die Lade Gottes genommen. Da fiel Eli zurück vom Stuhl und brach den Hals und starb; denn er war alt und ein schwerer Mann.

Meine lieben Kinder! Die Geschichte, die ich Euch vorgelesen, zerfällt in zwei Theile: einmal ist's ein recht glückliches, hochbegnadigtes Kind, der junge Samuel, über den wir uns freuen, zum Andern ist's ein recht unglücklicher Vater, der alte Eli, den wir bedauern und bemitleiden. Betrachten wir jede von diesen Personen im Besondern!

Wie schön ist es, den jungen Samuel zu beobachten

wie er im Tempel schläft; ja, er schläft, aber verschlafen ist er nicht, wo es den Tempeldienst gilt. Auf den leisesten Ruf: Samuel! den selbst Eli nicht hört, erwacht er, und sofort eilt er zu Eli, ihn zu fragen, was er von ihm begehre. Wie gern verzeihen wir einem verschlafenen Kinde, wenn es sich in der Nacht nicht sogleich ermuntern kann; bei dem jungen Samuel finden wir nicht einmal diesen kleinen Fehler. Selbst sein äußerer Sinn bleibt auch im Schlafe offen für die Stimme Gottes, wenn er auch noch nicht im Stande ist, die Stimme Gottes, seines himmlischen Herrn, von der Stimme Eli's, seines irdischen Herrn, zu unterscheiden. — Aber auch dies soll er jetzt lernen. Von Eli belehrt, daß ein Anderer, als er, ihn rufe, bleibt er beim nächsten Rufe auf seinem Lager, und nun erhält er eine Offenbarung Gottes, ja, er, das schwache Knäblein, wird gewürdigt, Gottes Rathschluß für die Zukunft zu vernehmen; er wird gewürdigt, dem alten Eli eine Botschaft Gottes zu bringen, ist vielleicht sogar ausersehen, auch zu den gottlosen Söhnen Eli's als ein Bote Gottes zu gehen. Heil ihm, Heil allen guten Kindern auf der Welt, welche den übrigen Kindern als Muster dienen, ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, die andern Kinder, ihre Spiel- und Schulkameraden durch ihr gutes Beispiel erbauen, ihre Rathgeber werden, ihre Helfer zur Seligkeit. Der fromme Gellert, der da drüben in unserer Nähe schläft, und der durch seine geistlichen Lieder vielen Tausenden ein Bote Gottes und Führer zur Seligkeit geworden ist, sagt auch zu solchen Kindern:

Es ruft (o möchte Gott es geben!)
Vielleicht auch Dir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir, denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

sinnreiche Triumphe, die sie dem Dahingeschiednen bereitet, wieder gutzumachen. Das Konversationslexikon in seiner 9. Auflage von 1844 kennt unter dem Buchstaben G noch keinen Gabelsberger, während die 10. Auflage von 1851 nunmehr diesem Namen eine schöne, recht gehaltvolle Seite einräumt. In diesem Sinne gerade ist die Weltgeschichte das Weltgericht! Und zwar übt die Weltgeschichte dieses Richteramt selbst dann aus, wenn nicht sowohl die Mitwelt einem großen Manne, sondern dieser vielmehr sich selbst Unrecht thut. Ein großer Zeitgenosse Gabelsbergers, Pestalozzi, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens ein Buch, in welchem er sich und sein ganzes Werk schonungslos verhöhnt und verlacht, sich und sein Werk aufgibt und das, was er von seinen Werken noch übrig zu sehen glaubt, selbst zertrümmert. Doch was geschah? Den siebzigjährigen Greis konnte man getrost zu den Todten rechnen; doch sein Werk warf niemand in die Todtenkammer. Man unterschied ganz verständig die Idee selbst von ihrer Ausführung und stellte den ganz richtigen Satz auf, daß derselbe Mann, welcher einen großen, glücklichen, segensreichen Gedanken gehabt habe, deshalb nicht auch derjenige sein müsse, der diesen Gedanken am besten verwirklichen werde. Und so ging man über Pestalozzi's letztes Buch sofort zur Tagesordnung des großen Lebens über; Pestalozzi selbst wurde gleichsam gegen seinen eigenen Willen und ihm zum Trotz von Jahr zu Jahr berühmter, und unsere neueste Geschichte der Pädagogik von Dr. Schmidt in Köthen datirt einfach die dritte Periode dieser Geschichte von der Reformation bis auf Pestalozzi!

Nun wohlan! Alljährlich feiert Mitte Januar der Leipziger Lehrerverein hier in diesen Räumen den Geburtstag Pestalozzi's, und Mitte Februar der Leipziger Steno-

graphenverein in denselben Räumen den Geburtstag Gabelsbergers: da sitzt denn also ein Stücklein Weltgeschichte zu Gericht und feiert das Andenken von zwei Männern, welche beide, ursprünglich ganz andern Berufskreisen angehörend, als „geborne deutsche Schulmänner“ zu Lehrern des deutschen Volkes wurden; welche beide mit der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit und mit der heldenmüthigsten Selbstverleugnung und Beharrlichkeit ihre Aufgabe lösten; und an denen sich schließlich das schöne Wort der heiligen Schrift erfüllt: „Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden.“ Sehen Sie da, meine hochgeehrten Herren und Damen, die beiden größten Gerichtshöfe der Welt, die Bibel und die Weltgeschichte. Immerhin berufe man sich von dem einen Gerichtshof auf den andern, die Urtel werden gleich lauten; da gibt es nichts abzuändern! Derselbe Geist Gottes, der bei der Schöpfung der Welt über den Wassern schwebte, er waltet auch in der Weltgeschichte und spricht zu uns durch die heilige Schrift.

Und jetzt, nachdem wir unserm Herzen Genüge gethan und an dem Ehrentage Gabelsbergers unserer Pietät gegen ihn den wohlverdienten Ausdruck gegeben haben, was werden wir nun weiter beginnen, um diese schöne Abendstunde bis zur Abendmahlzeit würdig auszufüllen? Man hat von einer gewissen Seite her im Voraus errathen, daß ich als ein sehr schwacher und schüchterner Jünger Gabelsbergers leicht in diese Verlegenheit kommen und fragen würde: „Was nun anfangen?“ und man hat mir deshalb gerathen, lieber gleich meine ganze Rede anzufangen mit den Worten jenes berühmten Redners, der gleich beim Anfang stecken blieb und sagte: „Nicht nur — vielmehr — sondern — aber auch — ganz im Gegen-

theil". Der Rath ist gut, sehr gut und wird bestens hierdurch von mir angenommen: Sie sollen, meine Herren und Damen, heute ein ewiges „Aber" und „Sondern" ein ewiges „Gegentheil" hören von dem, was Sie sonst wohl an diesem Tage von dieser Stätte herab gehört haben. Alle Achtung vor denen, welche vor mir hier gesprochen haben; ich wiederhole es: Alle Achtung vor ihnen! Aber der Grundton ihrer Reden war doch, wie soll ich sagen? — etwas aristokratisch. Der Stenograph fühlt sich besser, als die Uebrigen, fühlt sich verständiger und geschickter, als Millionen, welche auch schreiben; er ist der rechte David und verachtet daher die gewöhnliche Philisterschrift. „Unsere gewöhnliche Schrift", sagt Dr. Albrecht in dem Programm des Modernen Gesammtgymnasiums von 1850, „die Kurrentschrift ist der geflügelten Schwester Sprache „just so ebenbürtig, wie der feige Eurystheus seinem gött„lichen Halbbruder Herkules. Darum windet sich auch die „gemarterte Sprache unter dem bleiernen Fuße der Schrift, „wie Herkules von Scham gefoltert tobte, einem Unwür„digen dienen zu müssen; darum verbirgt sich auch die „Schneckenschrift in ihrem gewundenen Häuslein, wenn „das begeisterte Wort eines Feuerdenkers einherstürmt, so„wie Eurystheus im tiefen Boden des Fasses sein erblei„chend Antlitz barg, als sein Halbbruder auf riesiger Schul„ter das erymanthische Unthier der Diana herbeitrug. „Die Stenographie dagegen ist die rechte Zwillings„schwester der lebendigen Sprache, und wenn die alltäg„liche Schrift vor dem schnellen Worte erzittert, wie Iphi„kles, der andere Halbbruder des Gewaltigen, vor den „heranringelnden Schlangen, so schaut die Stenographie, „dem Herkules vergleichbar, ruhig und unerschütterlich da„rein." Sie kann, setze ich hinzu, ihrer ja Herr werden, kann dem flottesten Redner mit nicht minder flottem Griffel

folgen und sich das Lob des Dichters Ausonius, welches in demselben Programm abgedruckt ist, kühn aneignen: „Ein Gott gab dieses Kleinod dir, daß du zuvor mein „Wort schon weißt, und mein Gedank' auch deiner ist!"

Nun, ich gestehe Ihnen, daß auch ich die alltägliche Schrift so recht von Grund meines Herzens verachte: eine Schrift, welche ein sehr garstiges Ueberbleibsel aus den morgenländisch-weitschweifigen Schnörkeln der phönizischen Bilderschrift ist; eine Schrift, welche aus den Zeiten herstammt, wo der Gesichts- und Gedankenkreis der Menschen noch so beschränkt war, daß man sich beim Aufschreiben wohl Zeit nehmen konnte; eine Schrift, welche z. B., um den höchst einfachen Laut des m, den blosen Lippenschluß, wiederzugeben, nicht weniger als sechs Striche, drei Haarstriche und drei Grundstriche, braucht, und welche, um den einfachen Zischlaut des sch zu bezeichnen, nicht weniger als einen langen Strich, das s, zwei kurze Striche, das c, und zwei gewaltige Schleifen, das h, anwendet, des alten Roßberger Schreibduktus nicht einmal zu gedenken, welcher zu dem sch noch drei Striche mehr braucht. Daß es anders, ganz allgemein und überhaupt anders werden muß, ist so gewiß, als der reiche menschliche Verstand nicht ewig in diesem Stück sich für bankerutt erklären kann; das ist so gewiß, als die alte Mönchs- und Kanzleischrift in der That auch schon verlassen worden ist, nur noch auf den Rubriken unserer Expeditionen und Komtoiren sich findet, im Uebrigen aber zu der heutigen deutschen Kurrentschrift und schöner und fließender noch zu der englischen Schrift sich fortgebildet hat. Aber welcher ungeheure Sprung ist von diesem ersten, kleinen Fortschritt bis — zur Gabelsberger'schen Schnellschrift! Und hier stehen wir denn auch sofort mitten in der Hauptsache. Solche Sprünge duldet die Natur nicht, duldet namentlich die

Natur des menschlichen Geistes nicht. Ja, selbst das äußere menschliche Leben verlangt Uebergänge, Abstufungen und Vermittelungen, keinen jähen Abgrund, keine Kluft zwischen den verschiedenen Zuständen und Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stenographie ward erfunden als nothwendige Zuthat und Beihilfe des konstitutionellen Staatslebens; so früher in England und Frankreich, so bei uns in Deutschland, und zwar ganz folgerichtig in Deutschland in dem Staate, welcher zuerst ein konstitutionelles Staatsleben genoß, in Baiern. Die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter sollten und konnten nur auf diese Weise wirklich Gemeingut, wirklich Stimme des Volkes, öffentliche Stimme und öffentliches Gewissen werden. Die Aufgabe der Stenographie war groß, sehr groß, und sie hat, Dank den unverdroßnen Anstrengungen unsers genialen Gabelsberger, ihre Aufgabe herrlich und schön gelöst; aber eine ganz allgemeine Aufgabe d. h. eine Aufgabe für das ganze Volk und jeden Einzelnen im Volke wurde sie nicht; denn eben deswegen, weil Alle im Volke die Ergebnisse der Stenographie durch den Abdruck der Landtagsverhandlungen in gewöhnlicher Schrift genossen, brauchten sie selbst weder zuzuhören noch nachzuschreiben. Die Stenographie in dieser Vollendung braucht deshalb auch heute noch nur Sonderaufgabe Einzelner, nicht allgemeine Aufgabe Aller zu sein.

Aber sie kann auch in dieser ihrer Vollendung nur Vorzug und Vorrecht Einzelner sein, indem sie, wie oben der Dichter sagt, gleichsam zuvor schon das Wort weiß, das der Redner zu sagen in Begriff ist; das ist aber nicht Jedermanns Sache. Ein juristisch gebildeter Stenograph wird einen juristischen Vortrag leicht, einen medizinischen, kaufmännischen, polytechnischen Vortrag ungleich schwerer

zu Papier bringen, und so umgekehrt. Es ist daher zu der Stenographie in ihrer heutigen Vollendung ein gewaltiges Kapital von allgemeiner Bildung nöthig, namentlich finde ich, daß der Stenograph entweder in der lateinischen, oder in der französischen, oder in der englischen Sprache den Schlüssel zu den unzähligen Fremdwörtern und technischen Ausdrücken unsrer Sprache haben müsse. Rechnen wir noch zu dieser allgemeinen Bildung die besondre grammatisch-logische Fertigkeit in verständigen und verständlichen Wort- und Satzkürzungen hinzu, so liegt es auf der Hand, daß wir solche Ansprüche an das Volk, an das ganze große deutsche Volk, ja an irgend ein Volk der Erde in seiner Gesammtheit nicht machen können.

Und was bliebe demnach für Alle übrig, für Jeden im Volke, der seiner alten Schreibschnörkel überdrüssig ist, ohne Unterschied des Standes und der Bildung?

Die ganze mechanische Seite der Stenographie bleibt übrig, und sie, das schöne kurze Alphabet Gabelsbergers, sollte billig Allen zu Gute kommen, sollte billig selbst in der Volksschule jedem Knaben und jedem Mädchen zugänglich gemacht werden. Dieses Stück Gabelsberger mache ich demnach als ein (im besten Sinne des Wortes) guter Demokrat den hocharistokratischen Stenographen heute streitig; und dieses Stück Gabelsberger werden diese Herren auch von Herzen gern hergeben. War doch bisher zwischen den eingeweihten Stenographen und seinem uneingeweihten Laienpublikum der Streit selbst nur ein Streit der Großmuth und Freigebigkeit, indem die Stenographen ihre schöne Kunst dem großen Publikum in der hochherzigsten Weise anboten, und dieses Publikum — das schöne Geschenk ablehnte und ausschlug. Heute komme ich im Namen dieses großen Publikums, im Namen der Millionen und aber Millionen Laienbrüder und bitte um

dieses Geschenk: wie sollte ich um deswillen, weil ich nicht um das ganze Geschenk bitte, abgewiesen werden? Oder gehörten diese Herren alle zu jenen Grossisten, welche nur im Ganzen Geschäfte machen und niemals die Elle oder Wage zur Hand nehmen und im Einzelnen verkaufen wollen? Ich denke nicht. Hat man doch heute sogar gesehen, daß die Festrede zu Gabelsbergers Geburtstag von dieser Stätte aus nicht von einem kleinen Blatt Papier, sondern aus einem dickleibigen Heft abgelesen wird, ohne daß man sogleich zu Anfang mir zugerufen hat: à bas l'idiote!, ein Fall, auf den ich wohl gefaßt sein mußte, und der auch Jenen wohl vorgeschwebt haben mag, welche mir den Anfang meiner Rede in so geistreicher Weise zugeflüstert haben. Nein, nein; wie Gabelsberger die Humanität selbst war, so sind auch seine Jünger gar humane, menschenfreundliche Personen, obschon es innerhalb der großen Stenographenschule, wie außerhalb, an kleinen Zwistigkeiten nicht fehlt; und nach ihrer gewohnten Güte und Freundlichkeit mögen sie deshalb die nachfolgenden Vorschläge mit geneigtem Ohr aufnehmen.

Unterscheiden wir also in Zukunft etwa drei große stenographische Lehrgänge, einen rein mechanischen oder handwerksmäßigen Lehrgang, zweitens einen kunstfertigen oder technischen Lehrgang, und endlich einen wissenschaftlich-künstlerischen oder Virtuosen-Lehrgang.

Der erste Lehrgang wäre der allgemeinste und würde ohne Ausnahme, ich wiederhole es: ohne Ausnahme in allen Schulen den ordentlichen Schreibstunden einverleibt, auf den niedern Lehranstalten etwa vom 12. bis 15. Jahre, auf den höhern Lehranstalten vom 11. bis 13. Jahre. Bis zu diesem Alter müßte heutzutage noch die alte Philisterschrift gelehrt und geübt werden; von da an

in allen Lehrstunden beide, und zwar vorherrschend das stenographische Alphabet. Auch der Letzte im Volke nähme demnach bei der Konfirmation dieses bessere Alphabet mit ins große Leben. Auf dieser Stufe werden auch Viele stehen bleiben, und für diese Schichten der Gesellschaft müßten auch in Zukunft alle Schriften blos mit stenographischem Alphabet geschrieben und alle Bücher blos mit stenographischem Alphabet gedruckt werden, mehr nicht!

Die Schüler der höhern Lehranstalten dagegen fangen, wie oben gesagt worden, ein Jahr früher die Stenographie an, beendigen ebenso nach dem Obigen diesen ersten Lehrgang um ein Jahr früher und verlassen bekanntlich ihre Schulen erst lange nach ihrer Konfirmation. Deshalb ist innerhalb dieser Anstalten, z. B. in den Realschulen, für den zweiten Lehrgang, und nach Befinden, z. B. in den Gymnasien und polytechnischen Schulen, selbst zu dem dritten und höchsten Lehrgang vollkommen Zeit vorhanden, und es würden die Schriften und Bücher für diese Schulen, sowie für die aus diesen Schulen hervorgehenden Stände der bürgerlichen Gesellschaft auch diesen stenographischen Lehrgängen gemäß geschrieben und gedruckt werden. Sollte Einer oder der Andere oder Eine oder die Andere, welche in ihrer Schulzeit nur den ersten und dürftigsten Anfang gemacht haben, sich in spätern und reifern Jahren auch im Schreiben und Lesen fortbilden wollen, nun so wird sich dazu ebensogut Gelegenheit finden, wie sich für ältere, der Schule entwachsene Personen Gelegenheit findet, Englisch und Französisch oder Astronomie und Physik nachträglich zu erlernen. „Es wird Zeit", sagt dann wohl ein strebsamer Lehrling, „daß „ich in der Sonntagsschule noch ein Stück Stenographie „zu meiner Schulstenographie hinzulerne; ich möchte gern

„das oder jenes Buch, das oder jenes Journal lesen, aber „bis jetzt bleibe ich auf jeder Seite zehnmal stecken.“ „Es „ist eine rechte Schande“, sagt dann wohl eine Mutter zu ihrer großen Tochter, „daß Du noch immer Deine „Briefe wie ein zwölfjähriges Kind schreibst, ohne jedwede „Kürzung; nächsten Winter muß das anders werden!“ Und siehe da, schon zu Weihnachten bringt die Tochter ihren Wunschzettel und zu Neujahr ihren Glückwunsch — mit Kürzungen.

Auch diese drei verschiedenen Literaturen haben nichts Unnatürliches: der Kosmos von Humboldt, Jean Paul's Levana, Goethe's Torquato Tasso, Herder's Ideen und Gutzkow's Ritter vom Geist werden auf der Schloßwache und hinter dem Tellerbret am Küchentisch nicht gelesen werden, mögen sie so oder anders gedruckt sein; ja, es wäre in Zukunft gar nicht übel, den höhern stenographischen Lehrgang gleichsam zur Bedingung höherer Lektüre zu machen, so daß Keiner und Keine ohne die rechte geistige Vorbereitung die begehrliche Hand nach Dingen ausstrecken könnte, die besser von ihm oder ihr ungelesen blieben. Was Gemeingut Aller wäre, würde natürlich in zwei oder drei Ausgaben erscheinen müssen, z. B. Schiller's Glocke, wie fast alle seine dichterischen Werke; denn so wenig das Volk die Ausgabe im reinsten und edelsten stenographischen Gewand lesen könnte, so wenig würden die kindlichen Pluderhosen und die weite Blouse der Volksausgabe bei den höhern Ständen Beifall finden. Am wahrscheinlichsten ist es mir jedoch, daß man sich jederzeit mit zwei Ausgaben begnügen wird und die höchste stenographische Kunst den besondern Fällen, wo der Stenograph von Fach einem schnellen Vortrage folgen muß, vorbehalten wird. An sich ist jedoch die Drei in den mannigfachsten Lebensverhältnissen bei der Abstufung sehr gewöhnlich.

Am nächsten liegt mir hier das Hebräische. Auf unsern Schulen schreiben die künftigen Theologen diese Sprache höchst unförmlich und plump, aber dabei auch sehr leicht verständlich und leserlich, nemlich genau so, wie sie gedruckt wird, setzen auch gewissenhaft unter und über die Konsonanten die Vokale. Die Israeliten jedoch haben ein abgerundetes, fließenderes Alphabet in Gebrauch, und zwar setzt die Mehrzahl, wie ich höre, unter und über diese vereinfachten Konsonanten oder auch neben sie noch die Vokale; der Rabbiner aber liest Mosen und die Propheten, wie auch manche christliche Theologen ihren Kodex, ohne Vokale, und so sind ja auch die hebräischen Inschriften gewöhnlich abgefaßt.

Ferner haben wir in der Telegraphie als roheste Anfänge die Feuerzeichen auf den Bergen, darnach die hölzernen Telegraphen, wie ich sie z. B. noch unter Louis Philipp auf dem Montmartre bei Paris neben den Windmühlen daselbst und ihnen ziemlich ähnlich habe spielen sehen; und endlich den elektrischen Draht. Wenn man mir hier einhalten sollte, der elektrische Draht habe alle andere Telegraphie über den Haufen geworfen, und so zeuge dieses Beispiel gerade gegen mich, so werde ich hoffentlich bei der folgenden Parallele keinen Einwurf dieser Art zu besorgen haben.

Wenn die ostindische Ueberlandspost in Marseille ankommt, so steht, wenn das Schiff von der Rhede aus signalisirt worden ist, eine Dampfmaschine schon geheizt auf der Eisenbahn in Bereitschaft, der Kurier springt mit seiner Brieftasche hinauf und zwischen Lokomotivführer und Heizer stehend braust er fort, durch ganz Frankreich, bis er am Kanal wieder das Dampfschiff besteigt. Mit der blosen Maschine hat er keine Krümmung der Bahn zu fürchten und keine Steigung der Bahn groß zu über-

winden; für solche Brüder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Nun, das ist das Bild des vollendeten Stenographen, des wissenschaftlich und künstlerisch gleichmäßig ausgebildeten Virtuosen auf dem Griffel und Pergament, wie er einem begeisterten Redner im Sturme folgt: auch für den Bruder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Wollte ich nun von der ostindischen Ueberlandspost sogleich auf die alte sächsische gelbe Post oder grüne Kutsche übergehen, mit welcher ich selbst im Jahr 1824 fast 3 Tage von Leipzig nach Dresden gefahren bin, so würden Sie lachen und das für einen ganz überwundenen Standpunkt aus der guten alten Zeit erklären; aber schneller, als die grüne Kutsche, fahren viele von unsern Fiakern auch nicht, also gibt es noch solches Fuhrwerk, und wenn ein Expedient das Rubrum auf ein Aktenstück noch heutzutage mit alter Mönchsschrift, mit Fraktur- oder Kanzleischrift macht, so habe ich gar nichts dawider. Der Morgen ist lang, und es gab gerade nichts Besseres zu thun; auch läßt sich das Aktenstück in der That so besser auf dem hohen Aktengestell erkennen und wiederfinden. Doch setzen wir unsern Wagen auf die Eisenbahn: auch da gibt es noch eine Abstufung. Ganz in unserer Nähe bei Dürrenberg an der Saale zieht Jahr aus Jahr ein ein Pferd ganz gemüthlich zehn beladene Eisenbahnkarren, während einige Stunden davon die Dampfmaschine mit ihrer gewöhnlichen Hast vierzig Passagierwagen und zehn Packwagen bei Naumburg oder Weißenfels oder Merseburg vorüberschleppt. Es hat nun einmal Alles in der Welt eine gewisse Berechtigung je nach Ort und Zeit, je nach Gelegenheit und Umständen. Es läßt sich der Bierfiedler in der Dorfschenke nicht ganz entbehren; ebenso freuen wir uns einer guten Violine im Dilettanten-Orchester, aber schließlich wollen wir im Gewandhauskonzert

doch Niemanden so gern hören, wie unsern David. Der Seiltänzer auf der großen Funkenburg erregt unsere höchste Bewunderung, hat europäischen Ruf; aber auch unsere Ballettänzer und Ballettänzerinnen gefallen uns, und im Februar und August machen wir schließlich selbst ein Tänzchen im Gabelsberger Stenographenverein, ein Vergleich, bei welchem ich nur um Verzeihung bitte, daß unsere schönen Tänzerinnen und unsere liebenswürdigen Tänzer mit dem Bierfiedler in der Dorfschenke und mit der Dürrenberger Pferdebahn auf gleiche Linie zu stehen kommen.

Damit mir jedoch etwas Derartiges nicht wieder begegnen möge, und damit ich, wie zu Anfange meiner Rede, so auch am Schlusse derselben vor dem Rufe: à bas le monstre! sicher sein könne, will ich alle diese Vergleichungen jetzt aufgeben; ohnehin hinkt jeder Vergleich mehr oder weniger, und wenn er auch noch so gut ist, beweist er im Grunde doch nichts, sondern setzt nur die Sache in ein bequemeres und gefälligeres Licht.

Mein stärkster Beweis, daß es die Aufgabe der heutigen Stenographie ist, ihre schöne Kunst und Wissenschaft auch dem Volke zugänglich zu machen, liegt darin, daß unser ganzes Jahrhundert sich die herrliche Aufgabe gestellt hat, die Schätze der Kunst und Wissenschaft zum Gemeingut Aller zu machen. Daher die Schaar von Zeitungen, Journalen, Konversationswörterbüchern und Enzyklopädien und die Menge populärer Vorlesungen auf der einen Seite, und auf der andern Seite unsre Gewerbefreiheit, das Neujahrsgeschenk von 1862. Denn wo soviel einerseits geboten wird, da dürfen nicht dem Volke durch den Zunftzwang die Hände zugeschnürt werden, zuzugreifen und eine Errungenschaft nach der andern heimzutragen. Folgen Sie, meine Herren, diesem allgemeinen

Rufe des Jahrhunderts auch in Ihrem Kreise als die Gebenden, als die Popularisirenden für ihre Wissenschaft und Kunst, und seien Sie gewiß, daß sich auch die Nehmenden finden werden, die Volksschulen meine ich, welche dem Volke, obschon nur in magern Bächlein, die Vortheile dieser Kunst zufließen lassen sollen.

Ich habe vom Jahre 1830 ab an einem Gymnasium gearbeitet, später vom Jahre 1835 ab an der Volksschule, konnte aber erst im Jahre 1849, als ich zum Gymnasium zurückkehrte, auch an die Stenographie denken, und da habe ich denn auch gethan, soviel an mir lag, diese verständige Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes wenigstens an den höhern Lehranstalten zu Ehren zu bringen. Mein kleines Verdienst wurde durch die große Auszeichnung, Ehrenmitglied Ihres Vereins zu sein, belohnt. Heute wiederum stehe ich als Direktor einer Volksschule vor Ihnen, mit dem festen Vorsatz, die verständige stenographische Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes auch in der Volksschule einmal zu Ehren zu bringen, und ich erbitte mir dazu ihren sachverständigen Beirath und Beistand. Was kann ich thun, der ich fast ein Laie in Ihrer Kunst bin? Zu solchen Unternehmungen gehört ein Leu! Ich weiß, daß auch der vollendetste Stenograph, der Virtuos auf Griffel und Pergament den Laien und Leuen nicht ganz gleich schreiben wird; wenigstens in der populären Stenographie müßte alle dergleichen Vexation und Turbation aufhören! Damals also fand der Laie glücklich einen Leuen; es erbot sich ein Stenograph, damals noch schlechtweg Karl Albrecht zeichnend, diesen Unterrichtszweig in meinem Gesammtgymnasium zu übernehmen, auch für das Jahr 1850 ein Programm zu schreiben, in welchem die Bildungselemente der Stenographie für unsere Schuljugend nachgewiesen

würden. Das ist ein gewaltiges Wort dieses Programm, wie sie an der obigen Probe im Eingang meiner Rede gesehen haben; aber heute ist's freilich durch ein seltsames Spiel des Schicksals auch ein verhängnißvolles Wort geworden. Denn das ganze Programm, wie es damals für Gymnasien und Realschulen focht, kehrt heute dieselben Waffen gegen die Volksschule, und wenn es z. B. S. 17 daselbst heißt: „Rufen wir dem verehrten Leser das oberste „Prinzip der Schreibkürzung, die stete Sichtung, zurück, „so erhellt wohl alsbald dem Blicke, daß ein solcher Grund„satz eine Aufgabe stellt, die nicht ohne beständiges Denken „zu lösen ist; auch duldet ein gut stenographirter Aufsatz „schlechterdings keinen mechanischen Leser, der des strengen „Aufmerkens bar ihn durchfliegt"; wenn es — sage ich — dort so heißt, so war dies damals mein Triumph und meine Freude, und heute ist's mein Kummer und mein Schmerz! Also „nichts ohne beständiges Denken, nichts ohne strenges Aufmerken"! Aber ich brauche ja jetzt eine ganz und gar gedankenlose Stenographie! Mit aller Achtung vor dem Volke und der Volksschule sei es gesagt!

Und daran verzweifle ich auch in unserm Falle nicht, vorausgesetzt, daß die Stenographie ihre ganze mechanische Seite von der verstandesmäßigen, logischen Seite abschneiden läßt, ohne — zu verbluten.

Und so lege ich diese Operation selbst nunmehr vertrauensvoll in die sachverständigen, geschickten Hände der Herren Stenographen: es wird der Doktor Karl Albrecht gewiß etwas Stichhaltiges herausdoktorn, namentlich auch seine Kunstgenossen fleißig anspornen, auf demselben Wege vorzugehen; und dann wird uns auch schon der nächste 9. Februar um eine große Errungenschaft reicher hier wieder beisammen finden.

Kinder! Ueberhaupt ist, mit alleiniger Ausnahme des Gesanges, die schöne Kunst den Kindern nur in sehr geringem Grade zugänglich: sie bekömmen zwar Anleitung zur Ausübung dieser Künste in Musik- und Zeichenstunden, bei Lese- und Deklamationsübungen, erhalten auch Gelegenheit, ihr Auge und Ohr und Herz den herrlichen Einwirkungen der schönen Kunst nach und nach zu öffnen; doch um die schöne Kunst beim Farbenspiel, Klavierspiel und Schauspiel als ein freies Ergehen der Phantasie, wie das Spiel es verlangt, zu benutzen, dazu sind Kinder noch nicht reif.

Ich gehe deshalb sofort zu den niedern Arten des Spiels weiter: und hier sind wir, Kinder und Erwachsene, bei weitem mehr thätig und selbst schaffend (aktiv), als leidend und blos aufnehmend (passiv.) Es spielt Einer Schach, Dame, Domino, Karte, Billard oder ein Würfelspiel, und wie nun der Zufall sein Spiel treibt oder des Gegners Geschick das Spiel gestaltet, so sinnt und spannt er, kämpft und müht sich ab, schnaubt laut lachend Rache, wenn er verliert, und triumphirt mit noch lauterm Lachen, wenn er gewinnt. Und was hat er verloren oder gewonnen? Das Spiel, d. h. Pfennige oder Groschen, er, der denselben Tag vielleicht mit kaltem Blute über Tausende von Thalern verfügt hatte. Ein Anderer, noch jung an Jahren, sucht sich eine geräuschvollere Phantasiewelt auf, ahmt die Gefahren und Schrecken des Kriegs nach, indem er einen Vogel oder Stern abschießt, indem er auf dem Fechtboden sich mit Andern schlägt, in Feld und Wald das Wild jagt, Wettrennen zu Pferde im Freien oder ritterliche Turniere in der Reitbahn anstellt; es ist Kriegsspiel und nichts als Spiel, so sehr Einer auch dabei keucht und schwitzt, wettet und wagt, schießt und stößt. Ja, bei Andern, auch noch jung an Jahren, wird das

Spiel zum phantastischen Taumel im flotten Tanze, oder gar zum Narrenfest, indem sie sich vermummen und die Maske vor das Gesicht nehmen.

Das sind so einige Spiele, in denen und mit denen die Erwachsenen dem Ernste des Lebens ein Schnippchen schlagen, sich hinübergaukeln und hinüberschaukeln in eine andere, eingebildete, oft ganz ideale Welt, welche sie schadlos halten soll für so Manches, das ihnen im wirklichen Leben nicht gefällt. Wie so Mancher müßte der Wucht seiner Sorgen erliegen, wenn er am Abend blos ruhen und blos sich erholen könnte, nicht aber auch spielen dürfte; er geht seinem Lieblingsspiel nach, das ihm zwar nicht neue Kräfte gibt — denn er ereifert sich oft dabei gar sehr — wohl aber neuen Lebensmuth und neue Lebensfreudigkeit verleiht.

Nun, und unsere Kinder? Sollen sie auch spielen dürfen? Davon in dem nächsten Briefe.

## Funfzehnter (65.) Brief.

### Dürfen unsere Kinder auch spielen?

Nun, und unsere Kinder? Sollen sie auch spielen dürfen? So habe ich am Schlusse des letzten Briefes gefragt, und ich werde schwerlich lange warten müssen, bis mir da Einer antwortet: „Was wissen die Kinder „von dem Ernste des Lebens, und wozu sollen sie also „mit Spielen die kostbare Zeit todtschlagen? Laßt sie „arbeiten und lernen und immer wieder arbeiten und „lernen, daß sie Sitzfleisch bekommen und mürbe werden.

„Damit sie jedoch auch zuweilen Bewegung oder sogenannte „Motion haben, so führt sie nach zwei oder drei Arbeits-„tagen in jene Halle an Barren und Reck, und laßt sie „turnen."

Gerade so sprechen die Sklavenhändler, wenn sie die armen Schwarzen auf dem Schiff zum Tanzen nöthigen, damit der Blutumlauf in den Leibern der Unglücklichen etwas beschleunigt und geregelt werde; und ich weiß sicher, daß es um unser Turnen nur deshalb noch so kläglich steht, weil man — Lehrer und Schüler — es noch gar zu oft von jenem Sklavenhändler-Standpunkt ansieht. Zuvörderst steht fest,

*erstens*, daß eine *Turnhalle* durchaus nicht einen *Spielplatz*, auf welchem sich die Kinder herumjagen und herumtummeln können, (vgl. Brief 58.) ersetzt; sowie

*zweitens*, daß ein alterschwaches, lebensmüdes und griesgramiges Zeitalter, wie das unsrige ist, freilich jetzt, wo es die Spielplätze und Tummelplätze der Jugend aller Orten hat untergehen lassen, als schwaches Ersatzmittel die Turnhallen dafür bauen muß und, so lange Alles so bleibt, auch bauen *soll*, und endlich

*drittens*, daß unser Turnen ohne künstlerische Zuthat, sei sie nun von der Kriegskunst oder von der Tanzkunst oder von der Tonkunst oder sonst von einer Kunst entlehnt, ganz allein nicht zu einer schönen und heitern *Kunst*, zu einem erquickenden, das kindliche Herz und Gemüth befriedigenden *Spiel* werden kann.

Und ein solches *Spiel* soll doch gewiß auch unsere Jugend haben! Denn wenn auch unsere Kinder von dem Ernst des großen, öffentlichen Lebens noch nichts wissen, so ist ihr Leben gleichwohl ernst, oft sehr ernst. Ihre Welt ist noch klein, wie sie selbst noch klein sind, aber sie haben doch schon ihre Welt, die *Familie* und die *Schule*.

Ihre Aufgaben sind, namentlich in der Schule, gerade so ernst für sie, wie die Aufgaben des Erwachsenen in dem öffentlichen Leben; ihre Schulzeit ist oft wenig geringer, als die Geschäftszeit ihrer Väter; ihre Schularbeit ist verhältnißmäßig ebenso groß, als die Geschäftsarbeit ihrer Väter: das weiß ein besonnener Lehrer sehr wohl, und nimmt sich niemand der Kinder an, um ihnen ihr Recht auf das Spielen unverkümmert zu erhalten, so muß es wenigstens der Lehrer thun. Ja, gewiß hat das Kind dasselbe Recht zu spielen, wie der Erwachsene; und zwar ist's bei dem Kinde dasselbe Verlangen, aus dieser wirklichen Welt sich hinüber in eine eingebildete Welt zu gaukeln und zu schaukeln; nur sind die Mittel der Kinder und ihre Spiele verschieden von den Mitteln der Erwachsenen und ihren Spielen. Der Erwachsene steigt beim Karten- und Würfelspiel, beim Billard- und Kegelspiel, beim Domino und selbst beim Schach, vollends aber beim Tanz und Maskenspiel aus seiner großen und weiten Welt in eine kleinere und engere Welt hinab, um sich da über Groschen und Pfennige, über Alten und Spitze, über Läufer und Thurm, an Walzer und Polka gewaltig zu erhitzen; das Kind dagegen steigt bei seinem Jäger- und Räuberspiel, bei seinem Zauberer- und Versteckenspiel, bei seinem Puppen- und Soldatenspiel nachbildend und nachahmend aus der engen und kleinen Welt des Kindes hinauf zu der großen und weiten Welt des Erwachsenen. So wird der Erwachsene beim Spiel sehr oft zum Kinde, was ihm gar nicht zum Vorwurf gereicht, ja, „werdet wie die Kinder!" und das Kind wird beim Spiel zum Erwachsenen, was wir ihm auch nicht wehren wollen.

Täglich sechs bis acht Stunden über Sprachen und Wissenschaften sitzend, die es erst viel später im Leben wirklich anwendet; oder Fertigkeiten und Geschicklichkeiten

einübend, mit denen es doch zur Zeit noch keinen Groschen verdient; täglich sechs bis acht Stunden lang von Lehrer und Erzieher am Gängelbande geführt; nur mit fremden Gedanken gefüttert und blutwenig selbstdenkend und weniger noch selbsthandelnd; abgesperrt und ausgeschlossen durch seine Schwäche und Ungeschicklichkeit vom großen Leben, und zu der Gesellschaft der Erwachsenen nicht einmal immer zugelassen — wie das Alles fast gar nicht anders sein kann — sehnt sich das Kind nach der Schule und nach der Schularbeit wahrlich nicht nach der blosen Ruhe und Erholung, nein, nach Freiheit und freier Selbstbestimmung, nach eignem Thun und Schaffen, wie nur das Spiel ihm geben kann. Ein wahrer Thatendurst bemächtigt sich des Kindes, nachdem es seinen Wissensdurst in Schule und Wohnstube bei der Arbeit gestillt hat. „Nun wollen wir aber auch spielen!" ruft selbst das Mädchen, das aus der Schule kommt, schleudert die Tasche in einen Winkel des Sopha's und sucht so schnell als möglich das Freie zu gewinnen. „Nun wollen wir aber auch spielen!" heißt dann soviel als: Nun wollen wir aber auch einmal unserm Genius folgen, wollen thun, als wären wir die Herren der Welt oder die Frauen des Hauses! Das Kind ist nunmehr in der idealen Welt, von der ich oben gesprochen habe, glücklich angekommen, läßt seiner Phantasie den Zügel schießen, und diese trägt das Kind nirgends anders hin, als eben in die große, weite Welt, der es später angehören soll. Die kleinen Kinder ahmen ihre größern Geschwister nach, die größern Kinder aber ahmen die Erwachsenen nach. Der Knabe tummelt sein Pferd, und wäre es auch nur des Vaters Stock, wie der kühnste Ritter, und ist für seine Pflege besorgt, wie ein Araber; ein anderes Mal ordnet er seine hölzernen und bleiernen Truppen, wie der größte Feldherr,

liefert Schlachten, stürmt Festungen, die ein Anderer oft gar nicht sieht, freut sich der Feldmusik seines stummen Musikchors und des stillen Donners und unsichtbaren Pulverdampfs seiner schweigsamen Kanonen, kurz, selbst das Bleiernste und Hölzernste lebt und arbeitet ihm für seine luftigen Pläne. Mit einem Stückchen Kohle oder Kreide malt ein anderes Mal derselbe Knabe die reizendsten Bilder; formt aus dem Schlamm des Baches oder Straßengrabens die verschiedensten Figuren, Bildsäulen, Häuser, Mauern, Menschen und Thiere, und kann er auch nicht, wie in der Legende das Kind Jesus, den aus Schlamm gebildeten Vögeln so Leben einhauchen, daß sie in der Wirklichkeit sich erheben und in den Lüften dahinfliegen, ihm leben sie, ihm sind sie ja das, was in ihm lebte, ehe sie äußerlich vollendet waren; ihm sind sie nicht minder gelungene Kunstwerke, als dem Phidias sein Jupiter, vor dem er anbetend niederfiel. Und das kleine Mädchen? Es legt sich ins Wochenbett, läßt das Püppchen an der Brust trinken, badet das Kleine — zuweilen selbst dann, wenn es kein Porzellanpüppchen ist, was natürlich sehr übel abläuft — legt es trocken, zeigt es den besuchenden Gevatterinnen und führt sehr ernsthafte Gespräche über das Befinden des Kleinen und die Aufführung der Großen. Schließlich wird das Kleine sogar getauft, wobei sich zwei Mädchen in Knabenröcke stecken, um Pastor und Schulmeister vorzustellen. Lebhafter und lauter geht es selbst bei Mädchen zu, wenn sie im Freien sich bewegen können; mögen sie sich bis zum zwölften Jahre gerade so herumtummeln, wie die Knaben! Diese Letztern, um auf die Knaben noch einmal zu kommen, wollen natürlich von Puppenstube und Küche nichts wissen und spielen dafür, wenn es still zugehen soll, bei uns etwa Doktor und Apotheker und in Portugal Beichte und Absolution,

spielten zur Zeit der Revolution in Frankreich wohl gar Guillotine und hielten im alten Rom Gerichtssitzungen. Läßt sich jedoch das Freie gewinnen, so ziehen sie ebenso natürlich ein Hussau und eine Jagd, ein Räuber- und Soldatenspiel, den Wilden Mann und Zauberer, eine Erstürmung, eine Schneebataille und dgl. jenen ruhigern Spielen vor. Geht doch der Knabe einem Leben entgegen, das ihm vielleicht viel Unruhe und Kampf, selbst Waffengeklirr und Kriegslärm bringt, wie sollte er nicht jetzt schon von solchen Dingen träumen und schwatzen und solche Dinge treiben und spielen? Ist dir jedoch ein solcher Spielplatz zu geräuschvoll, so brauchst du nur ein Paar Fuder feuchten Sand hinfahren lassen, und bald wirst du inne werden, daß derselbe Knabe nicht blos zum Niederreißen und Zerstören, sondern auch zum Häuserbauen, Brückenschlagen, Wegeziehen, Anpflanzen, und wie die Künste des Friedens alle heißen mögen, geschaffen ist. Dasselbe zeigen hundert andere Knabenspiele im Winter am häuslichen Heerd, und es wäre eine große Ungerechtigkeit, wollten wir glauben, der Knabe könne nur lärmen und schreien, toben und sich herumtummeln, wenn er spielen will. Aber „Leben ist Streben", soviel sieht man leicht bei dem Spiel der Kinder, namentlich bei dem Spiel der Knaben; denn ihr Leben zeigt sich eben am offensten und klarsten im Spiel. Immer muß da etwas Vorhandenes umgeschaffen und umgestaltet, oder auch etwas ganz Neues erfunden und geschaffen werden. Deshalb ist auch kleinen Kindern ein unförmliches Spielzeug, an dem sie selbst erst das Nöthige anbringen können, am liebsten, z. B. ein bloser Balg lieber, als die fertige, aufgeputzte Puppe, ein Stock lieber, als das fertige Steckenpferd, eine vierbeinige Hütsche lieber, als ihr vierbeiniges Schaf. Nicht die Spielsachen machen das Kind glücklich,

sondern der Spielraum, den das Spielzeug gewährt. Kostbare Dinge, welche das Kind nur anschauen und höchstens mit Vorsicht antasten darf, sind ihm also ganz ungenießbar; dagegen Dinge, welche das Kind huzen und hudeln kann, soviel es will, sind ihm willkommen. Deshalb können auch lebende Thiere niemals dem Kinde zum Spielzeug überlassen werden, ohne daß Thierquälerei daraus entstünde, vom Ziegenbock an, von dem sich die Kinder unter unaufhörlichem Peitschen im Wagen herumschleppen lassen, bis herab zum unglücklichen Maikäfer. Für das Mädchen ist die Puppe ein unerschöpflicher Born des Spieles und der Unterhaltung, vorausgesetzt, daß fast nichts an ihr festgenäht ist, und für alle Kinder sind Bauholz, Bausteine und Bälle, weil sie sich jeden Augenblick verschieben und umstellen, tüchtig herumwerfen und zusammenwerfen lassen, ein Spielzeug, das sehr lange Zeit einen unverwüstlichen Reiz behält.

Dabei lasse man doch ja soviel, als immer thunlich ist, dem kindlichen Geiste seine volle Freiheit. Nur zu schnell fühlen spielende Kinder eine gewisse Bedrückung und Erkältung ihrer frohen, warmen Jugendlust, wenn ein Erwachsener es unternimmt, ob auch mit dem besten Willen, gleichsam in den heiligen Kreis ihres Jugendkultus hineinzutreten; denn auch bei der größten Mühe wird es ihm nur höchst selten gelingen, den rechten Ton zu treffen. Die Welt dieser Kleinen ist nun eben etwas Anderes, Zarteres, als unser ruhiger, gediegener Verstand in ihr sucht und in ihr finden kann. Ist es doch, als ob ein gewaltiger Riese über diese kleine, aus dem Herzen der Kinder hervorgegangene Phantasiewelt einherschritte und unvermögend, die darin geebneten Pfade einzuhalten, schonungslos mit seinen mächtigen Fußtritten sie zermalmte. Der Erzieher hüte sich also vor unmittelbarer Ein-

mischung in die Spiele seiner Zöglinge; er sei vielmehr, soweit ihm dies möglich ist, die für sie ungesehene und ungeahnte Vorsehung, welche aus der Ferne die Hauptfäden der Spiele nie aus der Hand verliert. Wo er aber dennoch eine genauere Leitung und Beaufsichtigung wünschenswerth findet, nun, da sende er seine Engel in Gestalt größerer Kinder, älterer Geschwister oder doch Anderer, welche, den Kindern geistig näher stehend, sicherer und leichter einen heilsamen Einfluß üben können. In diesen wenigen Worten liegt auch klar der Grund zu Tage, warum der uns Erwachsenen unvergeßliche Fröbel mit dem größten Theile seiner Spiele in der Kinderwelt sehr bald vergessen sein wird. Seine spielenden Kinder sind eben nur Käfer, die man an einem Faden fliegen, oder Vögel, die man mit gestutzten Flügeln herumflattern läßt. Bei unsern spielenden Kindern, d. h. bei den spielenden Kindern, wie ich mir sie denke, gibt es eine Menge vermalte Farben, verschnittenes Papier, zerstückelte Pappe, verschnitztes Holz, gegossenes Blei, zerlaufenes Wachs, gestampftes Kolophonium, verstreuten Sand und verbrauchtes Siegellack; aber weder dafür, noch für all den verbrauchten Kleister und Leim und für all das abgestumpfte Handwerkszeug und all die verzettelten Leinwand- und Tuchfleckchen ist es etwa Schade um das Geld, das ausgegeben worden ist. Auch um das zerbrochene Spielzeug ist's nicht Schade, wenn der wißbegierige Knabe es „inwendig besehen" oder sogenannte nothwendige Aenderungen machen wollte. Wenn sonst nur alles muthwillige Zertrümmern und übermüthige Verschwenden vermieden, auch durch geschickte Beaufsichtigung die etwaige Gefahr beseitigt und eine leidliche Ordnung in den Umgebungen des Kindes erhalten wird, sind dergleichen Spiele die trefflichsten Reizmittel für des Kindes Denken, Erfinden und

Ueberlegen, besonders für den regen Gebrauch seiner fünf Sinne, welche selten bei der Schularbeit so offen, wach und aufmerksam sind, als beim Spiel. Des Kindes Spiel ist deshalb oft ein Vorspiel seines künftigen Lebens und wird als solches auch nicht selten zum halben Ernst. „Ich darf heute dem Vater, der Mutter helfen", sagen die Kinder mit einem wahren Triumph; und kann man ihnen irgendwie diesen Triumph verschaffen, so thue man es ja. Des Kindes Spiel zu nützlicher Beschäftigung hinüberzuleiten, ihm unvermerkt nützliche Zwecke unterzuschieben, heißt ja die ideale oder Phantasie-Welt, in welcher wir beim Spiele leben wollen, mit der realen oder wirklichen Welt, in welcher wir bei der Arbeit leben müssen, zu einem Leben verschmelzen. Heil dem, dessen Träume und Ideale für die Zukunft nicht weitab von den Geschäften seiner Gegenwart liegen! Seine Arbeit ist ihm ganz im eigentlichen Sinne nun zum Spiel geworden, und spielend — sagte ich oben — arbeitet er zugleich. Der Sohn will einmal das werden, was der Vater ist, und wenn er nun seine Schularbeit, die von seinem künftigen Berufe noch nichts weiß, vollendet hat, — aber auch nicht eher, als bis diese Schularbeit vollendet ist! — da hilft er dem Vater zu seiner Erholung und Freude, ist schon der künftige Landwirth oder Gewerbtreibende, der künftige Kaufmann oder Beamte, findet in einer Art kindlicher Wichtigthuerei nicht nur einen wahren Genuß, wie eben das Spiel ihn bietet, sondern auch den großen Vortheil frühzeitiger Vorbildung zu seinem künftigen Lebensberuf. Nur verlange ein Vater nicht eigensinnig, daß ihm gerade der Sohn in seinen Spielstunden helfen solle; möchte das Kind lieber dem Nachbar helfen, beim Vater seines Freundes zusehen, so gebe man ihm gern die Erlaubniß dazu: denn freie Selbst-

bestimmung ist das wesentlichste Merkmal für Alles, was nicht Arbeit, sondern Spiel heißen soll. Bei der Arbeit zeigt das Kind, was Andere aus ihm machen können; beim Spiel zeigt das Kind, was es dereinst selbst aus sich wird machen können; und von vielen, sehr vielen Kindern läßt sich gar nicht anders, als beim Spiele, richtig beurtheilen, was einmal aus ihnen werden wird. Kinder, welche man nicht spielen läßt, leben nur leidend und unter den ewigen Einflüssen Anderer dahin, während Kinder, welche viel spielen, sich selbst zur eignen Thätigkeit und Kraftentwickelung heranbilden; und Menschen, welche in ihrer Kindheit nur gearbeitet haben, wissen nur von einer sie umgebenden Gegenwart, für welche sie lernen und schaffen, sich sorgen und sich plagen müssen, haben aber nie eine schönere Zukunft hoffen und von bessern Tagen träumen gelernt, wissen nichts von Idealen, denen wir nachstreben sollen, und haben deshalb einen guten Theil von dem Adel der menschlichen Natur eingebüßt; es sind verkümmerte Wesen, wie deren keine Zeit vielleicht mehr hervorgebracht hat, als die vielbeschäftigte Neuzeit.

Und so seid denn, ihr Erwachsenen, von einem Lehrer hierdurch gebeten: sagt nicht mehr, daß die Kinder, wenn sie spielen, die Zeit todtschlagen; tadelt nicht mehr die Schule, wenn Abends sechs Uhr vielleicht „die ganze Gesellschaft eurer Kinder mit der Schularbeit fertig ist"; stellt euch nicht mit einem sauertöpfischen Gesicht zu euern Kindern hin, wenn sie spielen, und mißgönnt ihnen ihre Freude nicht; duldet nicht blos das Spiel, so daß die armen Kinder zuletzt selbst glauben, man stehle dem Herrgott die Zeit, wenn man spiele: im Gegentheil fördert die Spiele eurer Kinder durch freundliche und theilnehmende Erlaubniß, und gebt ihnen Gelegenheit, durch sinn-

reiches Spiel den Kopf aufzuräumen und das Herz warm zu erhalten; beobachtet eure Kinder beim Spiel, um sie richtig beurtheilen zu lernen, „ein tiefer Ernst liegt oft im kind'schen Spiel;" und haltet euch nach diesem Allen davon überzeugt, daß Kinder, welche ihre Lebtage blos gearbeitet und nicht gespielt haben, nur halb, beziehentlich sehr schlecht erzogen worden sind.

## Sechzehnter (66.) Brief.

### Von der Stenographie.

(Rede, bei der Feier des Geburtstags von Gabelsberger am 9. Febr. 1862 gehalten.)

Meine hochzuverehrenden Herren und Damen! Da sind wir denn wiederum heute beisammen, wir die Verehrer und Verehrerinnen von Vater Gabelsberger, um seinen Geburtstag zu feiern, so weit entfernt wir auch von seinem Geburtsort leben, und um ihm unsere Huldigungen darzubringen, obwohl er schon seit mehr als zehn Jahren nicht mehr unter den Lebenden ist. Aber das ist auch das schöne Vorrecht großer Männer, bei manchen großen Männern fast das einzige Vorrecht, daß sie mit ihrem Tode erst recht auf diesem wunderlichen Erdenrund zu leben anfangen, daß man bei der Lücke, welche durch ihren Tod entsteht, gleichsam die Augen erst öffnet und nunmehr die Stelle, welche sie unter den Sterblichen einnahmen, erst recht wahrnimmt, und daß eine dankbare Nachwelt bemüht ist, die Vernachlässigungen, welche sich die gleichgiltige Mitwelt zu Schulden kommen ließ, durch allgemeine und

sinnreiche Triumphe, die sie dem Dahingeschiednen bereitet, wieder gutzumachen. Das Konversationslexikon in seiner 9. Auflage von 1844 kennt unter dem Buchstaben G noch keinen Gabelsberger, während die 10. Auflage von 1851 nunmehr diesem Namen eine schöne, recht gehaltvolle Seite einräumt. In diesem Sinne gerade ist die Weltgeschichte das Weltgericht! Und zwar übt die Weltgeschichte dieses Richteramt selbst dann aus, wenn nicht sowohl die Mitwelt einem großen Manne, sondern dieser vielmehr sich selbst Unrecht thut. Ein großer Zeitgenosse Gabelsbergers, Pestalozzi, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens ein Buch, in welchem er sich und sein ganzes Werk schonungslos verhöhnt und verlacht, sich und sein Werk aufgibt und das, was er von seinen Werken noch übrig zu sehen glaubt, selbst zertrümmert. Doch was geschah? Den siebzigjährigen Greis konnte man getrost zu den Todten rechnen; doch sein Werk warf niemand in die Todtenkammer. Man unterschied ganz verständig die Idee selbst von ihrer Ausführung und stellte den ganz richtigen Satz auf, daß derselbe Mann, welcher einen großen, glücklichen, segensreichen Gedanken gehabt habe, deshalb nicht auch derjenige sein müsse, der diesen Gedanken am besten verwirklichen werde. Und so ging man über Pestalozzi's letztes Buch sofort zur Tagesordnung des großen Lebens über; Pestalozzi selbst wurde gleichsam gegen seinen eigenen Willen und ihm zum Trotz von Jahr zu Jahr berühmter, und unsere neueste Geschichte der Pädagogik von Dr. Schmidt in Köthen datirt einfach die dritte Periode dieser Geschichte von der Reformation bis auf Pestalozzi!

Nun wohlan! Alljährlich feiert Mitte Januar der Leipziger Lehrerverein hier in diesen Räumen den Geburtstag Pestalozzi's, und Mitte Februar der Leipziger Steno-

graphenverein in denselben Räumen den Geburtstag Gabelsbergers: da sitzt denn also ein Stücklein Weltgeschichte zu Gericht und feiert das Andenken von zwei Männern, welche beide, ursprünglich ganz andern Berufskreisen angehörend, als „geborne deutsche Schulmänner" zu Lehrern des deutschen Volkes wurden; welche beide mit der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit und mit der heldenmüthigsten Selbstverleugnung und Beharrlichkeit ihre Aufgabe lösten; und an denen sich schließlich das schöne Wort der heiligen Schrift erfüllt: „Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden." Sehen Sie da, meine hochgeehrten Herren und Damen, die beiden größten Gerichtshöfe der Welt, die Bibel und die Weltgeschichte. Immerhin berufe man sich von dem einen Gerichtshof auf den andern, die Urtel werden gleich lauten; da gibt es nichts abzuändern! Derselbe Geist Gottes, der bei der Schöpfung der Welt über den Wassern schwebte, er waltet auch in der Weltgeschichte und spricht zu uns durch die heilige Schrift.

Und jetzt, nachdem wir unserm Herzen Genüge gethan und an dem Ehrentage Gabelsbergers unserer Pietät gegen ihn den wohlverdienten Ausdruck gegeben haben, was werden wir nun weiter beginnen, um diese schöne Abendstunde bis zur Abendmahlzeit würdig auszufüllen? Man hat von einer gewissen Seite her im Voraus errathen, daß ich als ein sehr schwacher und schüchterner Jünger Gabelsbergers leicht in diese Verlegenheit kommen und fragen würde: „Was nun anfangen?" und man hat mir deshalb gerathen, lieber gleich meine ganze Rede anzufangen mit den Worten jenes berühmten Redners, der gleich beim Anfang stecken blieb und sagte: „Nicht nur — vielmehr — sondern — aber auch — ganz im Gegen-

theil". Der Rath ist gut, sehr gut und wird bestens hierdurch von mir angenommen: Sie sollen, meine Herren und Damen, heute ein ewiges „Aber" und „Sondern" ein ewiges „Gegentheil" hören von dem, was Sie sonst wohl an diesem Tage von dieser Stätte herab gehört haben. Alle Achtung vor denen, welche vor mir hier gesprochen haben; ich wiederhole es: Alle Achtung vor ihnen! Aber der Grundton ihrer Reden war doch, wie soll ich sagen? — etwas aristokratisch. Der Stenograph fühlt sich besser, als die Uebrigen, fühlt sich verständiger und geschickter, als Millionen, welche auch schreiben; er ist der rechte David und verachtet daher die gewöhnliche Philisterschrift. „Unsere gewöhnliche Schrift", sagt Dr. Albrecht in dem Programm des Modernen Gesammtgymnasiums von 1850, „die Kurrentschrift ist der geflügelten Schwester Sprache „just so ebenbürtig, wie der feige Eurystheus seinem gött„lichen Halbbruder Herkules. Darum windet sich auch die „gemarterte Sprache unter dem bleiernen Fuße der Schrift, „wie Herkules von Scham gefoltert tobte, einem Unwür„digen dienen zu müssen; darum verbirgt sich auch die „Schneckenschrift in ihrem gewundenen Häuslein, wenn „das begeisterte Wort eines Feuerdenkers einherstürmt, so„wie Eurystheus im tiefen Boden des Fasses sein erblei„chend Antlitz barg, als sein Halbbruder auf riesiger Schul„ter das erymanthische Unthier der Diana herbeitrug. „Die Stenographie dagegen ist die rechte Zwillings„schwester der lebendigen Sprache, und wenn die alltäg„liche Schrift vor dem schnellen Worte erzittert, wie Iphi„kles, der andere Halbbruder des Gewaltigen, vor den „heranringelnden Schlangen, so schaut die Stenographie, „dem Herkules vergleichbar, ruhig und unerschütterlich da„rein." Sie kann, setze ich hinzu, ihrer ja Herr werden, kann dem flottesten Redner mit nicht minder flottem Griffel

folgen und sich das Lob des Dichters Ausonius, welches in demselben Programm abgedruckt ist, kühn aneignen: „Ein Gott gab dieses Kleinod dir, daß du zuvor mein „Wort schon weißt, und mein Gedank' auch deiner ist!"

Nun, ich gestehe Ihnen, daß auch ich die alltägliche Schrift so recht von Grund meines Herzens verachte: eine Schrift, welche ein sehr garstiges Ueberbleibsel aus den morgenländisch-weitschweifigen Schnörkeln der phönizischen Bilderschrift ist; eine Schrift, welche aus den Zeiten herstammt, wo der Gesichts- und Gedankenkreis der Menschen noch so beschränkt war, daß man sich beim Aufschreiben wohl Zeit nehmen konnte; eine Schrift, welche z. B., um den höchst einfachen Laut des m, den blosen Lippenschluß, wiederzugeben, nicht weniger als sechs Striche, drei Haarstriche und drei Grundstriche, braucht, und welche, um den einfachen Zischlaut des sch zu bezeichnen, nicht weniger als einen langen Strich, das s, zwei kurze Striche, das c, und zwei gewaltige Schleifen, das h, anwendet, des alten Roßberger Schreibduktus nicht einmal zu gedenken, welcher zu dem sch noch drei Striche mehr braucht. Daß es anders, ganz allgemein und überhaupt anders werden muß, ist so gewiß, als der reiche menschliche Verstand nicht ewig in diesem Stück sich für bankerutt erklären kann; das ist so gewiß, als die alte Mönchs- und Kanzleischrift in der That auch schon verlassen worden ist, nur noch auf den Rubriken unserer Expeditionen und Komtoiren sich findet, im Uebrigen aber zu der heutigen deutschen Kurrentschrift und schöner und fließender noch zu der englischen Schrift sich fortgebildet hat. Aber welcher ungeheure Sprung ist von diesem ersten, kleinen Fortschritt bis — zur Gabelsberger'schen Schnellschrift! Und hier stehen wir denn auch sofort mitten in der Hauptsache. Solche Sprünge duldet die Natur nicht, duldet namentlich die

Natur des menschlichen Geistes nicht. Ja, selbst das äußere menschliche Leben verlangt Uebergänge, Abstufungen und Vermittelungen, keinen jähen Abgrund, keine Kluft zwischen den verschiedenen Zuständen und Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stenographie ward erfunden als nothwendige Zuthat und Beihilfe des konstitutionellen Staatslebens; so früher in England und Frankreich, so bei uns in Deutschland, und zwar ganz folgerichtig in Deutschland in dem Staate, welcher zuerst ein konstitutionelles Staatsleben genoß, in Baiern. Die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter sollten und konnten nur auf diese Weise wirklich Gemeingut, wirklich Stimme des Volkes, öffentliche Stimme und öffentliches Gewissen werden. Die Aufgabe der Stenographie war groß, sehr groß, und sie hat, Dank den unverdroßnen Anstrengungen unsers genialen Gabelsberger, ihre Aufgabe herrlich und schön gelöst; aber eine ganz allgemeine Aufgabe d. h. eine Aufgabe für das ganze Volk und jeden Einzelnen im Volke wurde sie nicht; denn eben deswegen, weil Alle im Volke die Ergebnisse der Stenographie durch den Abdruck der Landtagsverhandlungen in gewöhnlicher Schrift genossen, brauchten sie selbst weder zuzuhören noch nachzuschreiben. Die Stenographie in dieser Vollendung braucht deshalb auch heute noch nur Sonderaufgabe Einzelner, nicht allgemeine Aufgabe Aller zu sein.

Aber sie kann auch in dieser ihrer Vollendung nur Vorzug und Vorrecht Einzelner sein, indem sie, wie oben der Dichter sagt, gleichsam zuvor schon das Wort weiß, das der Redner zu sagen in Begriff ist; das ist aber nicht Jedermanns Sache. Ein juristisch gebildeter Stenograph wird einen juristischen Vortrag leicht, einen medizinischen, kaufmännischen, polytechnischen Vortrag ungleich schwerer

zu Papier bringen, und so umgekehrt. Es ist daher zu der Stenographie in ihrer heutigen Vollendung ein gewaltiges Kapital von allgemeiner Bildung nöthig, namentlich finde ich, daß der Stenograph entweder in der lateinischen, oder in der französischen, oder in der englischen Sprache den Schlüssel zu den unzähligen Fremdwörtern und technischen Ausdrücken unsrer Sprache haben müsse. Rechnen wir noch zu dieser allgemeinen Bildung die besondre grammatisch-logische Fertigkeit in verständigen und verständlichen Wort- und Satzkürzungen hinzu, so liegt es auf der Hand, daß wir solche Ansprüche an das Volk, an das ganze große deutsche Volk, ja an irgend ein Volk der Erde in seiner Gesammtheit nicht machen können.

Und was bliebe demnach für Alle übrig, für Jeden im Volke, der seiner alten Schreibschnörkel überdrüssig ist, ohne Unterschied des Standes und der Bildung?

Die ganze mechanische Seite der Stenographie bleibt übrig, und sie, das schöne kurze Alphabet Gabelsbergers, sollte billig Allen zu Gute kommen, sollte billig selbst in der Volksschule jedem Knaben und jedem Mädchen zugänglich gemacht werden. Dieses Stück Gabelsberger mache ich demnach als ein (im besten Sinne des Wortes) guter Demokrat den hocharistokratischen Stenographen heute streitig; und dieses Stück Gabelsberger werden diese Herren auch von Herzen gern hergeben. War doch bisher zwischen den eingeweihten Stenographen und seinem uneingeweihten Laienpublikum der Streit selbst nur ein Streit der Großmuth und Freigebigkeit, indem die Stenographen ihre schöne Kunst dem großen Publikum in der hochherzigsten Weise anboten, und dieses Publikum — das schöne Geschenk ablehnte und ausschlug. Heute komme ich im Namen dieses großen Publikums, im Namen der Millionen und aber Millionen Laienbrüder und bitte um

dieses Geschenk: wie sollte ich um deswillen, weil ich nicht um das ganze Geschenk bitte, abgewiesen werden? Oder gehörten diese Herren alle zu jenen Grossisten, welche nur im Ganzen Geschäfte machen und niemals die Elle oder Wage zur Hand nehmen und im Einzelnen verkaufen wollen? Ich denke nicht. Hat man doch heute sogar gesehen, daß die Festrede zu Gabelsbergers Geburtstag von dieser Stätte aus nicht von einem kleinen Blatt Papier, sondern aus einem dickleibigen Heft abgelesen wird, ohne daß man sogleich zu Anfang mir zugerufen hat: à bas l'idiote!, ein Fall, auf den ich wohl gefaßt sein mußte, und der auch Jenen wohl vorgeschwebt haben mag, welche mir den Anfang meiner Rede in so geistreicher Weise zugeflüstert haben. Nein, nein; wie Gabelsberger die Humanität selbst war, so sind auch seine Jünger gar humane, menschenfreundliche Personen, obschon es innerhalb der großen Stenographenschule, wie außerhalb, an kleinen Zwistigkeiten nicht fehlt; und nach ihrer gewohnten Güte und Freundlichkeit mögen sie deshalb die nachfolgenden Vorschläge mit geneigtem Ohr aufnehmen.

Unterscheiden wir also in Zukunft etwa drei große stenographische Lehrgänge, einen rein mechanischen oder handwerksmäßigen Lehrgang, zweitens einen kunstfertigen oder technischen Lehrgang, und endlich einen wissenschaftlich-künstlerischen oder Virtuosen-Lehrgang.

Der erste Lehrgang wäre der allgemeinste und würde ohne Ausnahme, ich wiederhole es: ohne Ausnahme in allen Schulen den ordentlichen Schreibstunden einverleibt, auf den niedern Lehranstalten etwa vom 12. bis 15. Jahre, auf den höhern Lehranstalten vom 11. bis 13. Jahre. Bis zu diesem Alter müßte heutzutage noch die alte Philisterschrift gelehrt und geübt werden; von da an

in allen Lehrstunden beide, und zwar vorherrschend das stenographische Alphabet. Auch der Letzte im Volke nähme demnach bei der Konfirmation dieses bessere Alphabet mit ins große Leben. Auf dieser Stufe werden auch Viele stehen bleiben, und für diese Schichten der Gesellschaft müßten auch in Zukunft alle Schriften blos mit stenographischem Alphabet geschrieben und alle Bücher blos mit stenographischem Alphabet gedruckt werden, mehr nicht!

Die Schüler der höhern Lehranstalten dagegen fangen, wie oben gesagt worden, ein Jahr früher die Stenographie an, beendigen ebenso nach dem Obigen diesen ersten Lehrgang um ein Jahr früher und verlassen bekanntlich ihre Schulen erst lange nach ihrer Konfirmation. Deshalb ist innerhalb dieser Anstalten, z. B. in den Realschulen, für den zweiten Lehrgang, und nach Befinden, z. B. in den Gymnasien und polytechnischen Schulen, selbst zu dem dritten und höchsten Lehrgang vollkommen Zeit vorhanden, und es würden die Schriften und Bücher für diese Schulen, sowie für die aus diesen Schulen hervorgehenden Stände der bürgerlichen Gesellschaft auch diesen stenographischen Lehrgängen gemäß geschrieben und gedruckt werden. Sollte Einer oder der Andere oder Eine oder die Andere, welche in ihrer Schulzeit nur den ersten und dürftigsten Anfang gemacht haben, sich in spätern und reifern Jahren auch im Schreiben und Lesen fortbilden wollen, nun so wird sich dazu ebensogut Gelegenheit finden, wie sich für ältere, der Schule entwachsene Personen Gelegenheit findet, Englisch und Französisch oder Astronomie und Physik nachträglich zu erlernen. „Es wird Zeit", sagt dann wohl ein strebsamer Lehrling, „daß „ich in der Sonntagsschule noch ein Stück Stenographie „zu meiner Schulstenographie hinzulerne; ich möchte gern

„das oder jenes Buch, das oder jenes Journal lesen, aber „bis jetzt bleibe ich auf jeder Seite zehnmal stecken.“ „Es „ist eine rechte Schande“, sagt dann wohl eine Mutter zu ihrer großen Tochter, „daß Du noch immer Deine „Briefe wie ein zwölfjähriges Kind schreibst, ohne jedwede „Kürzung; nächsten Winter muß das anders werden!“ Und siehe da, schon zu Weihnachten bringt die Tochter ihren Wunschzettel und zu Neujahr ihren Glückwunsch — mit Kürzungen.

Auch diese drei verschiedenen Literaturen haben nichts Unnatürliches: der Kosmos von Humboldt, Jean Paul's Levana, Goethe's Torquato Tasso, Herder's Ideen und Gutzkow's Ritter vom Geist werden auf der Schloßwache und hinter dem Tellerbret am Küchentisch nicht gelesen werden, mögen sie so oder anders gedruckt sein; ja, es wäre in Zukunft gar nicht übel, den höhern stenographischen Lehrgang gleichsam zur Bedingung höherer Lektüre zu machen, so daß Keiner und Keine ohne die rechte geistige Vorbereitung die begehrliche Hand nach Dingen ausstrecken könnte, die besser von ihm oder ihr ungelesen blieben. Was Gemeingut Aller wäre, würde natürlich in zwei oder drei Ausgaben erscheinen müssen, z. B. Schiller's Glocke, wie fast alle seine dichterischen Werke; denn so wenig das Volk die Ausgabe im reinsten und edelsten stenographischen Gewand lesen könnte, so wenig würden die kindlichen Pluderhosen und die weite Blouse der Volksausgabe bei den höhern Ständen Beifall finden. Am wahrscheinlichsten ist es mir jedoch, daß man sich jederzeit mit zwei Ausgaben begnügen wird und die höchste stenographische Kunst den besondern Fällen, wo der Stenograph von Fach einem schnellen Vortrage folgen muß, vorbehalten wird. An sich ist jedoch die Drei in den mannigfachsten Lebensverhältnissen bei der Abstufung sehr gewöhnlich.

Am nächsten liegt mir hier das Hebräische. Auf unsern Schulen schreiben die künftigen Theologen diese Sprache höchst unförmlich und plump, aber dabei auch sehr leicht verständlich und leserlich, nemlich genau so, wie sie gedruckt wird, setzen auch gewissenhaft unter und über die Konsonanten die Vokale. Die Israeliten jedoch haben ein abgerundetes, fließenderes Alphabet in Gebrauch, und zwar setzt die Mehrzahl, wie ich höre, unter und über diese vereinfachten Konsonanten oder auch neben sie noch die Vokale; der Rabbiner aber liest Mosen und die Propheten, wie auch manche christliche Theologen ihren Kodex, ohne Vokale, und so sind ja auch die hebräischen Inschriften gewöhnlich abgefaßt.

Ferner haben wir in der Telegraphie als roheste Anfänge die Feuerzeichen auf den Bergen, darnach die hölzernen Telegraphen, wie ich sie z. B. noch unter Louis Philipp auf dem Montmartre bei Paris neben den Windmühlen daselbst und ihnen ziemlich ähnlich habe spielen sehen; und endlich den elektrischen Draht. Wenn man mir hier einhalten sollte, der elektrische Draht habe alle andere Telegraphie über den Haufen geworfen, und so zeuge dieses Beispiel gerade gegen mich, so werde ich hoffentlich bei der folgenden Parallele keinen Einwurf dieser Art zu besorgen haben.

Wenn die ostindische Ueberlandspost in Marseille ankommt, so steht, wenn das Schiff von der Rhede aus signalisirt worden ist, eine Dampfmaschine schon geheitzt auf der Eisenbahn in Bereitschaft, der Kurier springt mit seiner Brieftasche hinauf und zwischen Lokomotivführer und Heizer stehend braust er fort, durch ganz Frankreich, bis er am Kanal wieder das Dampfschiff besteigt. Mit der blosen Maschine hat er keine Krümmung der Bahn zu fürchten und keine Steigung der Bahn groß zu über-

winden; für solche Brüder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Nun, das ist das Bild des vollendeten Stenographen, des wissenschaftlich und künstlerisch gleichmäßig ausgebildeten Virtuosen auf dem Griffel und Pergament, wie er einem begeisterten Redner im Sturme folgt: auch für den Bruder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Wollte ich nun von der ostindischen Ueberlandspost sogleich auf die alte sächsische gelbe Post oder grüne Kutsche übergehen, mit welcher ich selbst im Jahr 1824 fast 3 Tage von Leipzig nach Dresden gefahren bin, so würden Sie lachen und das für einen ganz überwundenen Standpunkt aus der guten alten Zeit erklären; aber schneller, als die grüne Kutsche, fahren viele von unsern Fiakern auch nicht, also gibt es noch solches Fuhrwerk, und wenn ein Expedient das Rubrum auf ein Aktenstück noch heutzutage mit alter Mönchsschrift, mit Fraktur- oder Kanzleischrift macht, so habe ich gar nichts dawider. Der Morgen ist lang, und es gab gerade nichts Besseres zu thun; auch läßt sich das Aktenstück in der That so besser auf dem hohen Aktengestell erkennen und wiederfinden. Doch setzen wir unsern Wagen auf die Eisenbahn: auch da gibt es noch eine Abstufung. Ganz in unserer Nähe bei Dürrenberg an der Saale zieht Jahr aus Jahr ein ein Pferd ganz gemüthlich zehn beladene Eisenbahnkarren, während einige Stunden davon die Dampfmaschine mit ihrer gewöhnlichen Hast vierzig Passagierwagen und zehn Packwagen bei Naumburg oder Weißenfels oder Merseburg vorüberschleppt. Es hat nun einmal Alles in der Welt eine gewisse Berechtigung je nach Ort und Zeit, je nach Gelegenheit und Umständen. Es läßt sich der Bierfiedler in der Dorfschenke nicht ganz entbehren; ebenso freuen wir uns einer guten Violine im Dilettanten-Orchester, aber schließlich wollen wir im Gewandhauskonzert

doch Niemanden so gern hören, wie unsern David. Der Seiltänzer auf der großen Funkenburg erregt unsere höchste Bewunderung, hat europäischen Ruf; aber auch unsere Ballettänzer und Ballettänzerinnen gefallen uns, und im Februar und August machen wir schließlich selbst ein Tänzchen im Gabelsberger Stenographenverein, ein Vergleich, bei welchem ich nur um Verzeihung bitte, daß unsere schönen Tänzerinnen und unsere liebenswürdigen Tänzer mit dem Bierfiedler in der Dorfschenke und mit der Dürrenberger Pferdebahn auf gleiche Linie zu stehen kommen.

Damit mir jedoch etwas Derartiges nicht wieder begegnen möge, und damit ich, wie zu Anfange meiner Rede, so auch am Schlusse derselben vor dem Rufe: à bas le monstre! sicher sein könne, will ich alle diese Vergleichungen jetzt aufgeben; ohnehin hinkt jeder Vergleich mehr oder weniger, und wenn er auch noch so gut ist, beweist er im Grunde doch nichts, sondern setzt nur die Sache in ein bequemeres und gefälligeres Licht.

Mein stärkster Beweis, daß es die Aufgabe der heutigen Stenographie ist, ihre schöne Kunst und Wissenschaft auch dem Volke zugänglich zu machen, liegt darin, daß unser ganzes Jahrhundert sich die herrliche Aufgabe gestellt hat, die Schätze der Kunst und Wissenschaft zum Gemeingut Aller zu machen. Daher die Schaar von Zeitungen, Journalen, Konversationswörterbüchern und Enzyklopädien und die Menge populärer Vorlesungen auf der einen Seite, und auf der andern Seite unsre Gewerbefreiheit, das Neujahrsgeschenk von 1862. Denn wo soviel einerseits geboten wird, da dürfen nicht dem Volke durch den Zunftzwang die Hände zugeschnürt werden, zuzugreifen und eine Errungenschaft nach der andern heimzutragen. Folgen Sie, meine Herren, diesem allgemeinen

Rufe des Jahrhunderts auch in Ihrem Kreise als die Gebenden, als die Popularisirenden für ihre Wissenschaft und Kunst, und seien Sie gewiß, daß sich auch die Nehmenden finden werden, die Volksschulen meine ich, welche dem Volke, obschon nur in magern Bächlein, die Vortheile dieser Kunst zufließen lassen sollen.

Ich habe vom Jahre 1830 ab an einem Gymnasium gearbeitet, später vom Jahre 1835 ab an der Volksschule, konnte aber erst im Jahre 1849, als ich zum Gymnasium zurückkehrte, auch an die Stenographie denken, und da habe ich denn auch gethan, soviel an mir lag, diese verständige Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes wenigstens an den höhern Lehranstalten zu Ehren zu bringen. Mein kleines Verdienst wurde durch die große Auszeichnung, Ehrenmitglied Ihres Vereins zu sein, belohnt. Heute wiederum stehe ich als Direktor einer Volksschule vor Ihnen, mit dem festen Vorsatz, die verständige stenographische Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes auch in der Volksschule einmal zu Ehren zu bringen, und ich erbitte mir dazu ihren sachverständigen Beirath und Beistand. Was kann ich thun, der ich fast ein Laie in Ihrer Kunst bin? Zu solchen Unternehmungen gehört ein Leu! Ich weiß, daß auch der vollendetste Stenograph, der Virtuos auf Griffel und Pergament den Laien und Leuen nicht ganz gleich schreiben wird; wenigstens in der populären Stenographie müßte alle dergleichen Vexation und Turbation aufhören! Damals also fand der Laie glücklich einen Leuen; es erbot sich ein Stenograph, damals noch schlechtweg Karl Albrecht zeichnend, diesen Unterrichtszweig in meinem Gesammtgymnasium zu übernehmen, auch für das Jahr 1850 ein Programm zu schreiben, in welchem die Bildungselemente der Stenographie für unsere Schuljugend nachgewiesen

würden. Das ist ein gewaltiges Wort dieses Programm, wie sie an der obigen Probe im Eingang meiner Rede gesehen haben; aber heute ist's freilich durch ein seltsames Spiel des Schicksals auch ein verhängnißvolles Wort geworden. Denn das ganze Programm, wie es damals für Gymnasien und Realschulen focht, kehrt heute dieselben Waffen gegen die Volksschule, und wenn es z. B. S. 17 daselbst heißt: „Rufen wir dem verehrten Leser das oberste „Prinzip der Schreibkürzung, die stete Sichtung, zurück, „so erhellt wohl alsbald dem Blicke, daß ein solcher Grund„satz eine Aufgabe stellt, die nicht ohne beständiges Denken „zu lösen ist; auch duldet ein gut stenographirter Aufsatz „schlechterdings keinen mechanischen Leser, der des strengen „Aufmerkens bar ihn durchfliegt"; wenn es — sage ich — dort so heißt, so war dies damals mein Triumph und meine Freude, und heute ist's mein Kummer und mein Schmerz! Also „nichts ohne beständiges Denken, nichts ohne strenges Aufmerken"! Aber ich brauche ja jetzt eine ganz und gar gedankenlose Stenographie! Mit aller Achtung vor dem Volke und der Volksschule sei es gesagt!

Und daran verzweifle ich auch in unserm Falle nicht, vorausgesetzt, daß die Stenographie ihre ganze mechanische Seite von der verstandesmäßigen, logischen Seite abschneiden läßt, ohne — zu verbluten.

Und so lege ich diese Operation selbst nunmehr vertrauensvoll in die sachverständigen, geschickten Hände der Herren Stenographen: es wird der Doktor Karl Albrecht gewiß etwas Stichhaltiges herausdoktorn, namentlich auch seine Kunstgenossen fleißig anspornen, auf demselben Wege vorzugehen; und dann wird uns auch schon der nächste 9. Februar um eine große Errungenschaft reicher hier wieder beisammen finden.

## Siebzehnter (67.) Brief.

### Der Anfangspunkt der Erziehung.

Die Frau des Schneidermeisters Treulich saß in ihrer Stube, mit Handarbeiten beschäftigt. Zu ihrer Seite stand eine Wiege, in welcher ein Knabe schlummerte, der acht Monate zählen mochte. Man konnte merken, wie sie mit mütterlicher Sehnsucht auf das Erwachen ihres Kleinen wartete. Nach ungefähr zehn Minuten kündigte dieser sein Erwachen durch ziemlich lautes Schreien an. Die Mutter nahm ihn auf den Arm, um ihn zu beruhigen; es wollte ihr jedoch nicht gelingen. Indessen merkte sie, wonach er verlangte. Sie ließ sich eine mit Milch gefüllte Flasche bringen, um sie dem Kinde zu reichen. Dieses wandte sich jedoch ab und wies das Dargebotene eigensinnig zurück. Die Mutter setzte das Fläschchen auf den Tisch und trug das Kind einige Mal die Stube auf und ab. Doch immer heftiger wurde das Weinen. Dabei streckte der Kleine seine Händchen nach der Mutter aus, um ihr das Haar zu zerzausen. Ohne Warnung wurde ihm dies durch einen Schlag auf die Finger, der gerade so stark geführt wurde, wie es das Kind vertragen konnte, verleidet. Noch einmal bot die Mutter dem Kinde die Flasche an, und als es sie wieder zurückwies, legte es die Mutter in die Wiege und setzte ihre Handarbeit fort, ohne auf das Schreien des Kindes zu achten. Dem Allen hatte die Frau des Gärtners Himberg, die unbemerkt in der Thür stand, zugesehen.

„Frau Treulich," sprach sie, „beinahe hätte ich Sie für eine Andere gehalten. Wenn ich Sie nicht als eine liebe und zärtliche Mutter kennte, wäre ich in Versuchung gekommen, Sie eine Rabenmutter zu schelten."

„Warum denn das?“ erwiederte verwundert Frau Treulich.

„Das fragen Sie noch?“ antwortete die Gärtnersfrau; „einem Kinde von acht Monaten auf die Finger zu klopfen, finde ich hart, und daß Sie den Kleinen weinen lassen, ohne zu versuchen, ihn zu beruhigen, sieht Ihnen gar nicht ähnlich.“

„Liebe Nachbarin, wissen sie denn nicht, daß man ein Kind erziehen muß?“ fragte Frau Treulich.

„Daß weiß ich,“ erwiederte die Gärtnersfrau; „doch ist es nach meiner Ansicht zu früh, in diesem zarten Alter damit zu beginnen.“

„Ich meine, Frau Himberg, Sie hätten doch wohl schon von Ihrem Manne lernen können, daß man mit dem Ziehen und auch mit dem Erziehen recht früh anfangen muß. Der Gärtner läßt doch auch nicht die unnützen Reiser erst zu dicken Aesten werden, sondern vertilgt sie, sobald sie hervorkommen,“ sprach die Schneidersfrau.

„Sie reden ja heute wie unser Pfarrer auf der Kanzel,“ antwortete Frau Himberg; „was Sie sagten, haben Sie wahrscheinlich abgehorcht, als Sie noch im Hause des Grafen v. Weisenstein waren, und darum muß es wohl wahr sein. Sie sollten aber doch erst den Jungen etwas größer werden lassen, bevor Sie an ihm versuchen, ob es richtig ist, was Sie vom Hofmeister des Herrn Grafen gelernt haben. Ihr Kind kann ja nicht einmal sprechen und gar nicht begreifen, was Sie eigentlich wollen.“

„Wäre das wahr,“ erwiederte Frau Treulich, „so hätte ich freilich dem Kinde zuviel gethan. Ich glaube aber wohl, daß es begriffen hat, was es soll oder nicht soll.“ — Die beiden gewissenhaften Mütter konnten sich heute nicht einigen.

Nach acht Tagen waren sie wieder zusammen. Das Kind war auch eben vom Schlafe erwacht und begann zu weinen, doch nicht heftig. Als die Mutter wieder die Milchflasche hervorholte, verfolgte es dieselbe mit seinen Blicken. Die Mutter zögerte, sie ihm darzureichen, weil das Kind noch nicht aufgehört hatte, zu weinen. Bald aber wurde es ruhig und schaute nur ängstlich nach der ersehnten Milch. Frau Treulich gab sie ihm endlich, und es nahm davon, bis es gesättigt war. Darnach lehnte es sich an die Mutter und strich ihr die Backen, ließ sich aber nicht einfallen, das Haar zu berühren. Nach einiger Zeit mochte sich wohl beim Kinde eine kleine Unbehaglichkeit einstellen. Es wollte dieselbe durch Weinen äußern. Die Mutter versuchte gar nicht, es zu beruhigen, sondern schritt der Wiege zu, als ob sie das Kind hineinlegen wollte. Der Aufenthalt daselbst war ihm aber nicht genehm. Es wandte sich ab, umklammerte die Mutter, schaute sie bittend an, ohne jedoch einen weinerlichen Ton von sich zu geben.

Bald war seine üble Laune ganz verflogen, es lachte freundlich die beiden Frauen an.

„Frau Treulich," rief erstaunt die Nachbarin, „ich hatte doch vor acht Tagen Unrecht. Sie haben ja ein Wunder in der Erziehungskunst verrichtet."

„Durchaus nicht," erwiederte diese, „das kann jede Mutter, wenn sie früh genug mit der Erziehung beginnt, und dazu ist es Zeit, sobald man dem Kinde auf eine nicht grausame Weise seinen Willen begreiflich machen kann. Das ist bei dem einen Kinde früher, bei dem andern erst später möglich; doch manche Mutter mag sich zwecklos von ihrem Kinde tyrannisiren lassen, weil sie glaubt, es sei noch zu zart, um erzogen zu werden."

„Frau Treulich hat Recht und versteht überhaupt viel von der Erziehungskunst,“ ließ sich der Lehrer des Dorfes, der sich in der Werkstatt befand, um mit dem Schneider in Angelegenheiten seiner Kleider sich zu besprechen, vernehmen; „ihre ältern Kinder konnte ich alle, wenn sie zur Schule kamen, den andern als Muster vorstellen, und ich glaube, daß Vater und Mutter einst viel Freude an ihnen erleben werden.“

Die Hoffnung des würdigen Lehrers ging in Erfüllung. Die Treulich'schen Kinder wuchsen zu wackern Leuten heran. Sie wurden in ihrer zartesten Jugend nicht, wie manche andere Kinder, zuviel auf den Armen der Mutter geschaukelt, aber im spätern Alter von Verwandten, Bekannten und selbst von Vorgesetzten auf den Händen getragen.

(Blätter für häusliche Erziehung, Juni 1856.)

---

## Achtzehnter (68.) Brief.

---

### Von der Dauer der täglichen Unterrichtszeit.

Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Hr. Edwin Chadwick, Mitglied der englischen Unterrichts-Untersuchungskommission, zu dem Schlusse gelangt, daß die jetzt üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven und außerdem zum Träumen und Trödeln verleiden. Nach der Aussage guter Schullehrer seien drei Stunden täglich gerade die Zeit, wo auf eine freiwillige, scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden könne; was ihnen in dieser Frist gelehrt werden könne, sei gerade soviel, als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen könne;

jeder Augenblick mehr sei reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden und in allen Schulen das militärische Exerzitium einzuführen.

**Beilage zu No 200 der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 28. August 1861.**

---

## Neunzehnter (69.) Brief.

### Von der Strenge bei der Erziehung der Kinder.

Dieser, wie der folgende Brief mögen zum Beispiel dienen, wie die Lehrer in unsern Schulen, namentlich deren Direktoren, die Schulgottesdienste oder Morgenandachten dazu benutzen können und sollen, ihre Erziehungsgrundsätze ihren Kindern und ihren Amtsbrüdern gegenüber geltend zu machen. Solche Reden mögen darnach getrost den Weg in das Elternhaus suchen: es gilt da nicht blos, zu erbauen, nein, recht eigentlich, zu belehren und zu zeigen, was eine christliche Pädagogik sei.

* *
*

Meine lieben Schüler und Schülerinnen! Die Stelle der heiligen Schrift, welche ich unserer heutigen Andacht zu Grunde gelegt habe, ist enthalten im 1. Buch Samuelis und lautet daselbst vom ersten Kapitel an folgendermaßen:

Und Hanna nannte ihren Sohn Samuel; denn, sagte sie, ich habe ihn von dem Herrn erbeten. Und da sie ihn entwöhnt hatte, brachte sie ihn zu Eli, dem Hohenpriester, und sprach: Mein Herr, ich bin das Weib, das vorm Jahre hier bei dir stand, da ich um diesen Knaben

bat. Nun hat der Herr meine Bitte gegeben. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Lebenlang, weil er vom Herrn erbeten ist. Und Hanna betete den Herrn an und sprach: Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn! Der Herr macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht. Aber die Söhne Eli's waren böse Buben, und Eli war schon alt und erfuhr Alles, was seine Söhne thaten. Und er sprach zu ihnen: „Warum thut ihr Solches? Nicht so, meine Kinder, das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich höre." Aber sie gehorchten ihrem Vater nicht. Aber der Knabe Samuel war angenehm bei dem Herrn und bei den Menschen. Und es kam ein Mann Gottes zu Eli und sprach: So spricht der Herr: Du ehrst deine Söhne mehr, als mich. Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren; wer aber mich verachtet, den will ich wieder verachten. Siehe, es wird Unheil kommen über dein Haus; deine Söhne werden sterben auf einen Tag. — Darnach lag Samuel im Tempel des Herrn, wo die Lade Gottes war. Und der Herr rief: Samuel! Er aber antwortete: Hier bin ich; und lief zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe dich nicht gerufen; gehe hin und lege dich schlafen. Und er ging hin. Und der Herr rief abermals: Samuel! Und Samuel stand auf und ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe dich nicht gerufen, mein Sohn; gehe wieder hin. Und der Herr rief Samuel zum dritten Mal. Und er stand auf, ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Da merkte Eli, daß der Herr den Knaben rief, und sprach zu ihm: Gehe wieder hin und lege dich schlafen, und wenn du gerufen wirst, so sprich: Rede, Herr, dein Knecht hört. Samuel ging hin und legte sich an seinen Ort. Da kam der Herr und

rief, wie vormals: Samuel! Samuel! Und Samuel sprach: Rede, denn dein Knecht hört. Und der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich will erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; darum, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hat nicht einmal sauer dazu gesehen. Und Samuel lag bis an den Morgen und that die Thür auf am Hause des Herrn; er fürchtete sich aber, dem Eli das Gesicht anzusagen. Da rief ihn Eli und sprach: Samuel, was ist das Wort, das dir gesagt ist? Verschweige mir nichts. Da sagte ihm Samuel Alles, und Eli sprach: Es ist der Herr; er thue, was ihm wohlgefällt. — Israel aber zog aus, den Philistern entgegen, in den Streit, und auch die zwei Söhne Eli's mit der Bundeslade. Aber Israel ward geschlagen, und es fielen 30,000 Mann Fußvolks. Und die Lade Gottes ward genommen, und die zwei Söhne Eli's starben. Da lief einer aus dem Heer und kam gen Silo desselben Tags, und hatte seine Kleider zerrissen und Erde auf sein Haupt gestreut. Und siehe, als er hinein kam, saß Eli auf dem Stuhl; und der Verkündiger sprach: Israel ist geflohen vor den Philistern, und ist eine große Schlacht geschehen, und deine zwei Söhne sind gestorben; dazu ist die Lade Gottes genommen. Da fiel Eli zurück vom Stuhl und brach den Hals und starb; denn er war alt und ein schwerer Mann.

Meine lieben Kinder! Die Geschichte, die ich Euch vorgelesen, zerfällt in zwei Theile: einmal ist's ein recht glückliches, hochbegnadigtes Kind, der junge Samuel, über den wir uns freuen, zum Andern ist's ein recht unglücklicher Vater, der alte Eli, den wir bedauern und bemitleiden. Betrachten wir jede von diesen Personen im Besondern!

Wie schön ist es, den jungen Samuel zu beobachten

wie er im Tempel schläft; ja, er schläft, aber verschlafen ist er nicht, wo es den Tempeldienst gilt. Auf den leisesten Ruf: Samuel! den selbst Eli nicht hört, erwacht er, und sofort eilt er zu Eli, ihn zu fragen, was er von ihm begehre. Wie gern verzeihen wir einem verschlafenen Kinde, wenn es sich in der Nacht nicht sogleich ermuntern kann; bei dem jungen Samuel finden wir nicht einmal diesen kleinen Fehler. Selbst sein äußerer Sinn bleibt auch im Schlafe offen für die Stimme Gottes, wenn er auch noch nicht im Stande ist, die Stimme Gottes, seines himmlischen Herrn, von der Stimme Eli's, seines irdischen Herrn, zu unterscheiden. — Aber auch dies soll er jetzt lernen. Von Eli belehrt, daß ein Anderer, als er, ihn rufe, bleibt er beim nächsten Rufe auf seinem Lager, und nun erhält er eine Offenbarung Gottes, ja, er, das schwache Knäblein, wird gewürdigt, Gottes Rathschluß für die Zukunft zu vernehmen; er wird gewürdigt, dem alten Eli eine Botschaft Gottes zu bringen, ist vielleicht sogar ausersehen, auch zu den gottlosen Söhnen Eli's als ein Bote Gottes zu gehen. Heil ihm, Heil allen guten Kindern auf der Welt, welche den übrigen Kindern als Muster dienen, ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, die andern Kinder, ihre Spiel- und Schulkameraden durch ihr gutes Beispiel erbauen, ihre Rathgeber werden, ihre Helfer zur Seligkeit. Der fromme Gellert, der da drüben in unserer Nähe schläft, und der durch seine geistlichen Lieder vielen Tausenden ein Bote Gottes und Führer zur Seligkeit geworden ist, sagt auch zu solchen Kindern:

Es ruft (o möchte Gott es geben!)
Vielleicht auch Dir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir, denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Oder sollten in der That nicht schon Kinder Andern solche Seelenretter werden können? O gewiß, wenn die bösen Buben Dich verlocken und verführen können, so können Dich auch gute und fromme Kinder zur Seligkeit führen: folge Du ihnen nur; und Ihr Guten und Frommen hier unter diesen unsern Kindern, faßt die Sache nur recht ernstlich an, zeigt muthig und unerschrocken den Bösen in Eurer Mitte Euern ganzen Eifer für die gute Sache und Euern ganzen Abscheu vor dem Bösen, Ihr könnt schon viel, sehr viel ausrichten. Gott ist in dem Schwachen gar mächtig, wie er so oft auch in den schwachen Frauen gar mächtig und gewaltig ist. Da fragt doch nur, woher der fromme Samuel seine Frömmigkeit hat. Verdankt er sie nicht einer schwachen Frau, seiner frommen Mutter Hanna, die sich diesen Sohn in inbrünstiger Andacht von Gott erbetet hat, und die nun ihren Sohn Gott wiedergibt, indem sie ihn für den Tempeldienst bei dem Hohenpriester Eli bestimmt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Gerade die Besten, Weisesten, Frömmsten und Edelsten unsers Geschlechts haben es oft mit tiefer Rührung gestanden, daß sie Niemandem anders, als ihrer Mutter, das Beste, was sie hatten, ihre Tugend und Frömmigkeit verdankten; und wenn Ihr Mädchen meint, daß Euer Beruf in der Welt kein großer sei, so denkt nur immer an die fromme Hanna, welche dem jüdischen Volke einen Samuel schenkte und eben deshalb gewürdigt worden ist, daß ihr Name in unserer heiligen Geschichte fort und fort mit genannt und mit gefeiert wird.

Und so komme ich jetzt zu dem andern Theil unserer Geschichte; wir verlassen die glückliche Mutter Hanna und ihr glückliches Kind Samuel und gehen über zu dem unglücklichen Vater Eli nebst seinen nicht minder unglücklichen Söhnen.

Was ist denn das Unglück dieses Vaters? Er hat zwei gottlose Söhne; und sie sind gottlos durch seine Schuld, denn er hat zu allen ihren Schandthaten, wie die Schrift sagt, nicht einmal sauer gesehen. Gleichwohl ist's das Haus eines Hohenpriesters, und es wird den Söhnen Eli's nicht an guten und erbaulichen Umgebungen gefehlt haben. Aber so kläglich steht es nun einmal um uns arme Menschen: das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, und die meisten Herzen sind jenem Samen ähnlich, der, wie das Gleichniß im Evangelium sagt, unter die Dornen und das Unkraut fiel; Dornen und Unkraut wucherten rings um den guten Samen, wuchsen mit ihm auf und erstickten ihn zuletzt. Und was würdet Ihr Kinder von einem Gärtner halten, dem es genug wäre, daß er guten Samen ausgestreut hat, aber weiter nicht nachsehen wollte, ob seine armen Pflänzchen von dem Unkraut erstickt würden, oder, wenn er auch nachsähe, doch sich nicht die Mühe nähme, das Unkraut auszujäten? Ach, könnten seine armen Blumen reden, sie würden ihn rufen und bitten, er solle sie von ihrer schlechten Nachbarschaft befreien, solle sie retten und erlösen von den garstigen Schlingpflanzen, die sie zu erwürgen drohen. Nun wohlan, die Blumen können freilich nicht reden, aber die Menschen können reden und rufen, können bitten und beschwören, und ein solches Beispiel finden wir in der heiligen Schrift, wenn der Apostel Paulus ausruft: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein „anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet „dem Gesetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz. Wollen habe ich wohl, „aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Denn das „Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse,

„das ich nicht will, das thue ich. Wer wird mich er„lösen von dem Leibe dieses Todes?“ Sehet da, gefangen ist er in der Sünde Gesetz, und der arme Gefangene ruft nach Erlösung von den Banden der Sünde. Solche arme Gefangene sind wir alle, solche arme Gefangene sind wir vornehmlich in unserer Kindheit, in unserer Jugend. Und wie sich das Kind überhaupt leiblich und geistig schwach fühlt, so wird auch dieses Gefühl der sittlichen Schwäche oft über das Kind kommen; und wenn es so nach Hilfe ruft und nach Erlösung schmachtet und seufzt, wer soll ihm da beispringen? Sind es nicht Vater und Mutter und Lehrer, die ihm zunächst und zuerst helfen müssen, den bösen Feind zu bewältigen? Und wenn sie es nicht thun, laden Vater und Mutter und Lehrer nicht eine unsägliche Schuld, wie hier Eli in unserer Geschichte, auf sich? Ja, gewiß, gewiß; alle Erziehung ist ein Erlösungswerk, ein Rettungswerk, und wer sein Kind nicht erzieht, der hat es verrathen und verkauft, hat es dem Bösen selbst verrathen und verkauft.

Zur Entschuldigung möchte hier nun Mancher sagen: Ach, die bösen und gottlosen Kinder hört man ja nicht nach Hilfe rufen; und in der That liest man nichts dergleichen in unserer Geschichte von Eli's Söhnen. Im Gegentheil sind sie frech gegen den Vater, wie gegen das Volk, das im Tempel opfert, und der Vater ist deshalb zaghaft und ängstlich, daß der Bote des Herrn ihm sagen muß: Du fürchtest Deine Söhne mehr, als Gott. Aber wenn unsere bösen Kinder uns nicht um Hilfe bitten, so ist das kein Grund, ihnen nicht zu helfen; im Gegentheil steht es dann erst recht übel um sie, und wir müssen ihnen dann nur um so mehr mit unserer Hilfe nahe sein. Wenn Einer an einem Abgrunde, ohne es zu wissen, ein=

geschlafen ist, willst Du warten, bis er aufwacht, sich umschaut und erschrocken um Hilfe ruft? Gewiß nicht, sondern Du fassest ihn herzhaft an und ziehst ihn mit Gewalt von dem Abgrunde hinweg, selbst auf die Gefahr hin, daß er sich in vollem Ernste sträuben sollte, und daß man noch Tags darauf die Spuren Deiner Finger an seinem Leibe finden kann. Es wird gar bald die Zeit kommen, wo der Gerettete Dir dankt; und so kommt auch bei allen den Kindern, die wir mit unerbittlicher Strenge und durch die gewaltsamsten Strafmittel vom Bösen zurückgebracht haben, früher oder später die Stunde, wo sie die Hand, welche ihnen wehe gethan hat, segnen und küssen. Und was werden die unglücklichen Kinder, welche keine solche strafende Hand erfuhren, dermaleinst thun, wenn die jugendlichen Sünder zu groben Verbrechern geworden sind? Ich will es Euch sagen, Kinder, obschon es mir sehr schwer wird, es auszusprechen, und obschon es Euch sehr schwer werden wird, es zu glauben: sie werden die träge und schwache Hand, die sie nicht gestraft hat, verwünschen, werden Vater, Mutter und Lehrer, welche nicht einmal sauer gesehen haben bei ihren jugendlichen schlechten Streichen, bei ihren Näschereien und Diebereien, bei ihren Lügen und Betrügereien, sie werden solche Eltern und Lehrer meiden als ihre ärgsten Feinde, ja, sie werden sie darum hassen, sie werden sie darum sogar mißhandeln. Die Geschichte, so schrecklich sie ist, ist dennoch wahr, daß einmal ein gefesselter Verbrecher auf dem Wege nach dem Schaffot sich seiner Mutter unter dem Vorgeben, er wolle ihr etwas ins Ohr sagen, vertraulich näherte und sie wüthend in das Ohr biß, daß das entsetzte Weib laut aufschrie. Darnach erzählte der Unglückliche den Umstehenden mit lauter Stimme, wie diese Frau ihn als ein böses Muttersöhnchen gegen den

gewissenhaften und strengen Vater in Schutz genommen habe, daß sie ihn unterrichtet hätte, wie er schlau der verdienten Strafe entgehen könne, und daß sie ihn in seinem zehnten Jahre zu dem gemacht habe, was er nun mit dreißig Jahren geworden sei. O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein! Aber o Gott, wie tief muß auch das Unglück betrüben, der Verderber, die Verderberin einer Seele zu sein!

Nun, Gott sei Dank! so weit, wie in dem angeführten Beispiel, kommt es selten; aber weit, sehr weit kann es kommen, so lange es Eltern und Lehrer gibt, welche zum Strafen überhaupt sich wohl verstehen, aber von der abscheulichen körperlichen Züchtigung, wie sie sprechen, sich wenigstens lossagen. Was will ein solcher Lehrer antworten, wenn er einen seiner alten Schüler einmal als Galeerensträfling im Auslande oder als gemeinen Sträfling und Züchtling im eignen Vaterlande wiederfindet und dieser ihn fragt: „H a st D u a u ch A l l e s b e i m i r g e t h a n?“ „Nein, muß er antworten, die äußerste Strafe blieb übrig, ich habe n i ch t Alles gethan.“ Schwer ist's freilich, zu sagen, was hier A l l e s heißt, zu sagen, wo die Strafe aufhört und die Unmenschlichkeit anfängt. Ich mag hier keine Grenzen ziehen, aber erinnern will ich unsere christlichen Hausväter, Erzieher und Lehrer an das, was unser Herr Jesus Christus Einem sagt, der, wie oben der Apostel Paulu[illegible]zt und nach Erlösung von dem Leibe dieses [illegible]chtet. Unser Herr Jesus Christus sagt i[illegible] Di[illegible]n Auge, so reiß' es aus un[illegible] Dich Deine rechte [illegible] und [illegible]n Dir. Es ist [illegible]er [illegible]be und nicht [illegible]ölle [illegible]e.“ Aber daß [illegible] Ver[illegible]se Bibelstelle zu

weit gehe, so sagt ihm dieselbe Schrift an einem andern Ort: „Zürnet und sündigt nicht!" Du sollst zürnen, aber Du sollst Dich dabei wohl hüten, zu sündigen. Aber eine Pflicht bleibt es, dem Bösen gegenüber zu zürnen, und die Schrift verlangt von Eltern und Lehrern als Haushaltern und Stellvertretern Gottes auf Erden, daß sie zürnen, und gibt uns auch in der Geschichte von Eli ein Beispiel, wie der Herr einen schwachen Vater, der zum Zürnen und Strafen zu bequem und träge ist, strafen wolle. Ach, das Reden und Predigen, die Strafreden und Strafpredigten thun es nicht allein; da gilt es oft, nicht blos zu reden, sondern zu handeln. Auch Eli hat geredet und gesagt: „Nicht so, meine Kinder, das ist ein böses Geschrei, das zu meinen Ohren kommt; nicht so, meine Kinder, nicht so!" Ist das Alles, was ein verstocktes, gottloses Herz bewältigen soll? Ist das Alles, was einen Müßiggänger und Tagedieb, einen Lügner und Betrüger, einen Verleumder und Gotteslästerer bessern soll? Und was geschieht denn, wenn Du auf Deinem Blumenbeet mit anderm Unkraut auch eine große Nessel findest und sie ängstlich betastest, um sie zu entfernen? Sie sticht Dich, und am Ende lässest Du sie gar stehen, wie Eli sich auch vor seinen frechen Söhnen fürchtet. Fasse die Nessel auf Deinem Beete muthig und fest an, und Du zerdrückst ihr die Stacheln mit einem Griff, daß Du sie nun bequem mit der Wurzel herausreißen kannst, und sie [illegible]ich nunmehr nicht einmal verletzt. Unser Herr [illegible] er [illegible]ekommen, die Werke des Teufels zu zerstören, wie [illegible] das machen werde, das hatte schon die uralte [illegible] verkündigt: Er wird der Schlange den [illegible]reten. Und so hat es auch unser Herr wirk[illegible]t, und ebenso vor ihm schon Johannes der [illegible]elcher den Pharisäern und Schriftgelehrten am

Jordan die Donnerworte zuruft: „Ihr Schlangen und Otterngezücht, wer hat euch denn gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ Es gibt also einen göttlichen Zorn, es gibt einen heiligen Zorn, und von solch einem göttlichen Zorn redet unser Luther, indem er sagt: „Wenn Gott allen bösen Rath und Willen bricht und hindert die, so uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen.“ Ach, mein liebes Kind, laß Dir doch ja in Deiner Kindheit und Jugend von Eltern und Lehrern Deinen thörichten Rath und Willen beugen, ehe Du einmal groß wirst und der Herr kommt und Deinen bösen Rath und Willen bricht. Wie gelind sind die Strafen Deiner Eltern und Lehrer; und wie schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Wenn Er anfängt zu erziehen, so wirft er Dich vielleicht gar bald an den Ort, wo Heulen und Zähnklappen ist, mag nun dieser Ort ein Gefängniß oder Zuchthaus hier auf Erden sein, oder die Hölle selbst da droben. Oder weißt Du voraus, wie lange er Dir Zeit zur Buße geben wird? Kann er Dich nicht schnell in Deinen Sünden hinsterben lassen? Er, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle!

Drum eil', errette Deine Seele
Und denke nicht: ein ander Mal!
Sei wacker, bet' und überzähle
Der Menschentage kleine Zahl:
Sei fromm und wandle vor dem Herrn,
Wär' auch Dein Ende noch so fern.

Und darum eben müssen auch Eltern und Lehrer eilen, dürfen nicht warten und nichts aufschieben. Die Schrift sagt: „Wer seine Ruthe schont, der haßt seinen Sohn. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Züchtige Deinen Sohn bald, und dieweil er noch jung ist.“ Wie schrecklich lautet auch hier der verhängnißvolle Ruf:

Zu spät! Zu spät! Und zu spät ist es, wenn Du den großen Baum noch gerade stellen willst oder seinen krummen Stamm gerade beugen und ziehen willst. Zu spät war es auch bei Eli geworden: seine Söhne trugen schon die Waffen, als der Bote Gottes zu ihm kam. Da war nichts mehr zu ändern, sondern nur die alte Schuld zu büßen. Ein hohes Alter ist gewöhnlich, wie das Sprichwort sagt, eine Gnade von Gott; aber dasselbe hohe Alter kann auch eine Strafe von Gott werden, wie hier bei Eli, der es mit 98 Jahren erleben muß, wie die böse Saat in seinem Hause schreckliche Früchte trägt. Da steht er, der unglückliche Vater, wie jener Mann im Evangelium, der seinen Knechten sagt: Laßt nur jetzt, wo es zu spät ist, das Unkraut mit dem Weizen wachsen; zur Zeit der Ernte sollen die Arbeiter den Weizen in die Scheune sammeln und das Unkraut in Bündel thun und verbrennen.

Wir Eltern und Lehrer haben aber, wie ich Euch hier zum Schluß nicht verbergen will, noch einen andern Grund, warum wir das Zürnen und Strafen nicht aufschieben dürfen. Erzieht eure Kinder, sagt die Schrift, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn! Durch die Strafe und Zucht wird nur das Unkraut ausgerottet und der Boden frei gemacht; nun muß ja noch der gute Samen hineingestreut werden. Durch die Strafe und Zucht erziehen wir uns viel, sehr viel; aber am Ende sind es nur gesetzliche Menschen, die nur eben nichts Böses thun aus Furcht vor der Strafe. Solche Kinder sind durch gute Mannszucht, strenge Ordnung und Regel viel, sehr viel geworden, aber viele unserer abgerichteten Thiere werden durch die Furcht vor der Peitsche beinahe ebenso weit gebracht. Darum wiederholt sich hier die obige Frage in sehr ernster Weise: Wann haben wir

Alles an Euch Kindern gethan? Nicht eher, als bis zu der Strafe und Züchtigung noch hinzugekommen ist die Vermahnung zum Herrn, die Belehrung und Unterweisung im Guten, die tägliche Erinnerung und Aufmunterung zum Guten, das gute Beispiel und die nachhaltige Gewöhnung zum Guten: so erst wird aus dem blos gesetzlichen, legalen Menschen ein wahrhaft guter, frommer und edler Mensch. Und dazu, lieben Kinder, wollt Ihr es doch sicherlich auch bringen, wollt sicherlich nicht blos keine Lügner und Diebe, keine Verleumder und Gotteslästerer, keine Müßiggänger und Tagediebe werden, sondern wollt gute, brave und edle Menschen werden, an denen der Herrgott im Himmel sein Wohlgefallen und alle gute Menschen auf Erden ihre Herzensfreude haben.

Ja, das wollen wir; ja, das wollen wir alle, so antworte ich hier in Euerm Namen. Und Du, Vater im Himmel, der Du Herzen und Nieren prüfst, schaust auch jetzt in diese Kinderherzen und hast auch die stillen Gelübde dieser Kinderseelen gehört. Laß das leise Stammeln dieser kindlichen Beter vor Dir Gnade finden, und werde Du selbst mit Deinem heiligen Geist ihr Beistand und Helfer und Tröster in aller ihrer Sündennoth und geistlichen Angst! Sie beten zu Dir: Vergib uns unsere Schuld! und beten weiter: Führe uns nicht in Versuchung! Sondern erlöse uns, erlöse Du uns von allem Uebel, erlöse uns von dem übelsten der Uebel, von der Sünde! Ach

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkohren.
Fragst Du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,

Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten. Amen.

Wir singen zum Schluß diese Worte unsers Luther aus seinem Liede Nr. 153, V. 2.

---

## Zwanzigster (70.) Brief.

---

### Von der Milde bei der Erziehung der Kinder.

Leipziger Gesangbuch Nr. 353. V. 1. 2. Jesus nimmt die Sünder an ꝛc.

Meine lieben Kinder! Als wir das letzte Mal hier zur Morgenandacht versammelt waren, saht ihr, wie sich Jakob unter freiem Himmel schlafen legt, und wie sich der Herr ihm in einem Traumgesicht offenbart. Ach, Jakob hatte zuvor schwere Sünde gethan, hatte sich für seinen Bruder Esau ausgegeben und so den Segen seines Vaters erhascht, hatte den Vater belogen und den Bruder betrogen, und die unglückliche Mutter Rebecca, welche die Drohung Esau's gehört hat: „Ich will meinen Bruder Jakob erwürgen!" sie selbst treibt ihren Liebling aus dem väterlichen Hause. Eine harte Strafe ist's für Jakob, die härteste Strafe, welche ein Kind treffen kann, von Vater und Mutter getrieben zu werden! So büßt nun Jakob seine Strafe: fern von der Heimath liegt er unter freiem Himmel, einen Stein zu seinen Häupten, einen harten Stein, der so recht das Bild ist von dem Kopfkissen, das die Kinder, wenn sie von Heimweh geplagt werden, allabendlich mit ihren Thränen benetzen. Ob nicht auch Jakob geweint hat? Ich glaube es fast, und

wohl niemals, weder vorher noch nachher, ist über denselben Stein ein köstlicherer Thau geflossen, als diese Thränen, diese Thränen der Reue und Buße. Darum hat auch Jakob am Morgen diesen Stein genommen und zu einem Maal aufgerichtet. „Gewißlich, sagte er, ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Am Morgen aber wußte er es; denn dieselben Thränen, welche den Stein benetzten, hatten auch die schwere Schuld von ihm abgewaschen, der Gott seiner Väter hatte ihn wieder zu Gnaden angenommen und im Traumgesicht zu ihm gesagt: „Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dieses Land.“ Da seht nur, Kinder, die wunderbare Kraft der Thränen! Kinder weinen so oft und oft so leichtfertige Thränen, und dann ist's eitel Salzwasser; aber wenn Kinder aus Herzensgrund sich über ihren Fehltritt betrüben und weinen, dann sind diese Thränen der Reue und Buße wie ein Thau oder Regen, welcher von den Pflanzen allen Staub und Schmutz abwäscht, der sie zuvor unkenntlich und krank machte. Von Gott begnadigt und rein von Schuld zieht Jakob seines Wegs weiter, des Herrn Verheißung und Segen folgt ihm nach, und von der langen Reise später zurückkehrend ruft er dankbar aus: „Herr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast; ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden!“ Und der Psalmdichter, als ob er das alles mit angesehen hätte, ruft aus: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ Und Paulus schreibt

an die Korinther im zweiten Brief: „Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal!"

Das war damals also, in unserer letzten Morgenandacht, der Trost Jakobs in seiner Trübsal und Gottes Offenbarung an ihn als des Vaters der Barmherzigkeit; heute nun sollt ihr hören, wie sich derselbe Gott dem Propheten Elias geoffenbart hat als Vater der Milde und Gott des Trostes. Es heißt von Elias im ersten Buch der Könige im 19. Kapitel also:

„Der König Ahab sagte der Königin Isebel Alles „an, was Elias gethan hatte, und wie er hätte alle Pro„pheten Baals mit dem Schwerte erwürgt. Da sandte „Isebel einen Boten zu Elias und ließ ihm sagen: „Die Götter sollen mir dies und das thun, wo ich nicht „morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie dieser „Seelen einer! Da Elias das hörte, machte er sich auf „und ging durch die Wüste, vierzig Tage und vierzig „Nächte, bis an den Berg Gottes Horeb. Und kam da„selbst in eine Höhle und blieb daselbst über Nacht. Und „siehe, das Wort des Herrn kam zu ihm und sprach: „Was machst du hier, Elias? Er sprach: Ich habe gei„fert um den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Kinder „Israel haben deinen Bund verlassen und deine Altäre „zerbrochen, und ich bin allein übrig geblieben, und sie „stehen darnach, daß sie mir mein Leben nehmen. Er „sprach: Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den „Herrn. Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein großer „starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zer„brach, ging vor dem Herrn her, der Herr aber war nicht „im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; „aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem

Natur des menschlichen Geistes nicht. Ja, selbst das äußere menschliche Leben verlangt Uebergänge, Abstufungen und Vermittelungen, keinen jähen Abgrund, keine Kluft zwischen den verschiedenen Zuständen und Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stenographie ward erfunden als nothwendige Zuthat und Beihilfe des konstitutionellen Staatslebens; so früher in England und Frankreich, so bei uns in Deutschland, und zwar ganz folgerichtig in Deutschland in dem Staate, welcher zuerst ein konstitutionelles Staatsleben genoß, in Baiern. Die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter sollten und konnten nur auf diese Weise wirklich Gemeingut, wirklich Stimme des Volkes, öffentliche Stimme und öffentliches Gewissen werden. Die Aufgabe der Stenographie war groß, sehr groß, und sie hat, Dank den unverdroßnen Anstrengungen unsers genialen Gabelsberger, ihre Aufgabe herrlich und schön gelöst; aber eine ganz allgemeine Aufgabe d. h. eine Aufgabe für das ganze Volk und jeden Einzelnen im Volke wurde sie nicht; denn eben deswegen, weil Alle im Volke die Ergebnisse der Stenographie durch den Abdruck der Landtagsverhandlungen in gewöhnlicher Schrift genossen, brauchten sie selbst weder zuzuhören noch nachzuschreiben. Die Stenographie in dieser Vollendung braucht deshalb auch heute noch nur Sonderaufgabe Einzelner, nicht allgemeine Aufgabe Aller zu sein.

Aber sie kann auch in dieser ihrer Vollendung nur Vorzug und Vorrecht Einzelner sein, indem sie, wie oben der Dichter sagt, gleichsam zuvor schon das Wort weiß, das der Redner zu sagen in Begriff ist; das ist aber nicht Jedermanns Sache. Ein juristisch gebildeter Stenograph wird einen juristischen Vortrag leicht, einen medizinischen, kaufmännischen, polytechnischen Vortrag ungleich schwerer

zu Papier bringen, und so umgekehrt. Es ist daher zu der Stenographie in ihrer heutigen Vollendung ein gewaltiges Kapital von allgemeiner Bildung nöthig, namentlich finde ich, daß der Stenograph entweder in der lateinischen, oder in der französischen, oder in der englischen Sprache den Schlüssel zu den unzähligen Fremdwörtern und technischen Ausdrücken unsrer Sprache haben müsse. Rechnen wir noch zu dieser allgemeinen Bildung die besondre grammatisch-logische Fertigkeit in verständigen und verständlichen Wort- und Satzkürzungen hinzu, so liegt es auf der Hand, daß wir solche Ansprüche an das Volk, an das ganze große deutsche Volk, ja an irgend ein Volk der Erde in seiner Gesammtheit nicht machen können.

Und was bliebe demnach für Alle übrig, für Jeden im Volke, der seiner alten Schreibschnörkel überdrüssig ist, ohne Unterschied des Standes und der Bildung?

Die ganze mechanische Seite der Stenographie bleibt übrig, und sie, das schöne kurze Alphabet Gabelsbergers, sollte billig Allen zu Gute kommen, sollte billig selbst in der Volksschule jedem Knaben und jedem Mädchen zugänglich gemacht werden. Dieses Stück Gabelsberger mache ich demnach als ein (im besten Sinne des Wortes) guter Demokrat den hocharistokratischen Stenographen heute streitig; und dieses Stück Gabelsberger werden diese Herren auch von Herzen gern hergeben. War doch bisher zwischen den eingeweihten Stenographen und seinem uneingeweihten Laienpublikum der Streit selbst nur ein Streit der Großmuth und Freigebigkeit, indem die Stenographen ihre schöne Kunst dem großen Publikum in der hochherzigsten Weise anboten, und dieses Publikum — das schöne Geschenk ablehnte und ausschlug. Heute komme ich im Namen dieses großen Publikums, im Namen der Millionen und aber Millionen Laienbrüder und bitte um

Natur des menschlichen Geistes nicht. Ja, selbst das äußere menschliche Leben verlangt Uebergänge, Abstufungen und Vermittelungen, keinen jähen Abgrund, keine Kluft zwischen den verschiedenen Zuständen und Ständen der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Stenographie ward erfunden als nothwendige Zuthat und Beihilfe des konstitutionellen Staatslebens; so früher in England und Frankreich, so bei uns in Deutschland, und zwar ganz folgerichtig in Deutschland in dem Staate, welcher zuerst ein konstitutionelles Staatsleben genoß, in Baiern. Die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter sollten und konnten nur auf diese Weise wirklich Gemeingut, wirklich Stimme des Volkes, öffentliche Stimme und öffentliches Gewissen werden. Die Aufgabe der Stenographie war groß, sehr groß, und sie hat, Dank den unverdroßnen Anstrengungen unsers genialen Gabelsberger, ihre Aufgabe herrlich und schön gelöst; aber eine ganz allgemeine Aufgabe d. h. eine Aufgabe für das ganze Volk und jeden Einzelnen im Volke wurde sie nicht; denn eben deswegen, weil Alle im Volke die Ergebnisse der Stenographie durch den Abdruck der Landtagsverhandlungen in gewöhnlicher Schrift genossen, brauchten sie selbst weder zuzuhören noch nachzuschreiben. Die Stenographie in dieser Vollendung braucht deshalb auch heute noch nur Sonderaufgabe Einzelner, nicht allgemeine Aufgabe Aller zu sein.

Aber sie kann auch in dieser ihrer Vollendung nur Vorzug und Vorrecht Einzelner sein, indem sie, wie oben der Dichter sagt, gleichsam zuvor schon das Wort weiß, das der Redner zu sagen in Begriff ist; das ist aber nicht Jedermanns Sache. Ein juristisch gebildeter Stenograph wird einen juristischen Vortrag leicht, einen medizinischen, kaufmännischen, polytechnischen Vortrag ungleich schwerer

zu Papier bringen, und so umgekehrt. Es ist daher zu der Stenographie in ihrer heutigen Vollendung ein gewaltiges Kapital von allgemeiner Bildung nöthig, namentlich finde ich, daß der Stenograph entweder in der lateinischen, oder in der französischen, oder in der englischen Sprache den Schlüssel zu den unzähligen Fremdwörtern und technischen Ausdrücken unsrer Sprache haben müsse. Rechnen wir noch zu dieser allgemeinen Bildung die besondre grammatisch-logische Fertigkeit in verständigen und verständlichen Wort- und Satzkürzungen hinzu, so liegt es auf der Hand, daß wir solche Ansprüche an das Volk, an das ganze große deutsche Volk, ja an irgend ein Volk der Erde in seiner Gesammtheit nicht machen können.

Und was bliebe demnach für Alle übrig, für Jeden im Volke, der seiner alten Schreibschnörkel überdrüssig ist, ohne Unterschied des Standes und der Bildung?

Die ganze mechanische Seite der Stenographie bleibt übrig, und sie, das schöne kurze Alphabet Gabelsbergers, sollte billig Allen zu Gute kommen, sollte billig selbst in der Volksschule jedem Knaben und jedem Mädchen zugänglich gemacht werden. Dieses Stück Gabelsberger mache ich demnach als ein (im besten Sinne des Wortes) guter Demokrat den hocharistokratischen Stenographen heute streitig; und dieses Stück Gabelsberger werden diese Herren auch von Herzen gern hergeben. War doch bisher zwischen den eingeweihten Stenographen und seinem uneingeweihten Laienpublikum der Streit selbst nur ein Streit der Großmuth und Freigebigkeit, indem die Stenographen ihre schöne Kunst dem großen Publikum in der hochherzigsten Weise anboten, und dieses Publikum — das schöne Geschenk ablehnte und ausschlug. Heute komme ich im Namen dieses großen Publikums, im Namen der Millionen und aber Millionen Laienbrüder und bitte um

dieses Geschenk: wie sollte ich um deswillen, weil ich nicht um das ganze Geschenk bitte, abgewiesen werden? Oder gehörten diese Herren alle zu jenen Grossisten, welche nur im Ganzen Geschäfte machen und niemals die Elle oder Wage zur Hand nehmen und im Einzelnen verkaufen wollen? Ich denke nicht. Hat man doch heute sogar gesehen, daß die Festrede zu Gabelsbergers Geburtstag von dieser Stätte aus nicht von einem kleinen Blatt Papier, sondern aus einem dickleibigen Heft abgelesen wird, ohne daß man sogleich zu Anfang mir zugerufen hat: à bas l'idiote!, ein Fall, auf den ich wohl gefaßt sein mußte, und der auch Jenen wohl vorgeschwebt haben mag, welche mir den Anfang meiner Rede in so geistreicher Weise zugeflüstert haben. Nein, nein; wie Gabelsberger die Humanität selbst war, so sind auch seine Jünger gar humane, menschenfreundliche Personen, obschon es innerhalb der großen Stenographenschule, wie außerhalb, an kleinen Zwistigkeiten nicht fehlt; und nach ihrer gewohnten Güte und Freundlichkeit mögen sie deshalb die nachfolgenden Vorschläge mit geneigtem Ohr aufnehmen.

Unterscheiden wir also in Zukunft etwa drei große stenographische Lehrgänge, einen rein mechanischen oder handwerksmäßigen Lehrgang, zweitens einen kunstfertigen oder technischen Lehrgang, und endlich einen wissenschaftlich-künstlerischen oder Virtuosen-Lehrgang.

Der erste Lehrgang wäre der allgemeinste und würde ohne Ausnahme, ich wiederhole es: ohne Ausnahme in allen Schulen den ordentlichen Schreibstunden einverleibt, auf den niedern Lehranstalten etwa vom 12. bis 15. Jahre, auf den höhern Lehranstalten vom 11. bis 13. Jahre. Bis zu diesem Alter müßte heutzutage noch die alte Philisterschrift gelehrt und geübt werden; von da an

in allen Lehrstunden beide, und zwar vorherrschend das stenographische Alphabet. Auch der Letzte im Volke nähme demnach bei der Konfirmation dieses bessere Alphabet mit ins große Leben. Auf dieser Stufe werden auch Viele stehen bleiben, und für diese Schichten der Gesellschaft müßten auch in Zukunft alle Schriften blos mit stenographischem Alphabet geschrieben und alle Bücher blos mit stenographischem Alphabet gedruckt werden, mehr nicht!

Die Schüler der höhern Lehranstalten dagegen fangen, wie oben gesagt worden, ein Jahr früher die Stenographie an, beendigen ebenso nach dem Obigen diesen ersten Lehrgang um ein Jahr früher und verlassen bekanntlich ihre Schulen erst lange nach ihrer Konfirmation. Deshalb ist innerhalb dieser Anstalten, z. B. in den Realschulen, für den zweiten Lehrgang, und nach Befinden, z. B. in den Gymnasien und polytechnischen Schulen, selbst zu dem dritten und höchsten Lehrgang vollkommen Zeit vorhanden, und es würden die Schriften und Bücher für diese Schulen, sowie für die aus diesen Schulen hervorgehenden Stände der bürgerlichen Gesellschaft auch diesen stenographischen Lehrgängen gemäß geschrieben und gedruckt werden. Sollte Einer oder der Andere oder Eine oder die Andere, welche in ihrer Schulzeit nur den ersten und dürftigsten Anfang gemacht haben, sich in spätern und reifern Jahren auch im Schreiben und Lesen fortbilden wollen, nun so wird sich dazu ebensogut Gelegenheit finden, wie sich für ältere, der Schule entwachsene Personen Gelegenheit findet, Englisch und Französisch oder Astronomie und Physik nachträglich zu erlernen. „Es wird Zeit", sagt dann wohl ein strebsamer Lehrling, „daß „ich in der Sonntagsschule noch ein Stück Stenographie „zu meiner Schulstenographie hinzulerne; ich möchte gern

„das oder jenes Buch, das oder jenes Journal lesen, aber „bis jetzt bleibe ich auf jeder Seite zehnmal stecken.“ „Es „ist eine rechte Schande“, sagt dann wohl eine Mutter zu ihrer großen Tochter, „daß Du noch immer Deine „Briefe wie ein zwölfjähriges Kind schreibst, ohne jedwede „Kürzung; nächsten Winter muß das anders werden!“ Und siehe da, schon zu Weihnachten bringt die Tochter ihren Wunschzettel und zu Neujahr ihren Glückwunsch — mit Kürzungen.

Auch diese drei verschiedenen Literaturen haben nichts Unnatürliches: der Kosmos von Humboldt, Jean Paul's Levana, Goethe's Torquato Tasso, Herder's Ideen und Gutzkow's Ritter vom Geist werden auf der Schloßwache und hinter dem Tellerbret am Küchentisch nicht gelesen werden, mögen sie so oder anders gedruckt sein; ja, es wäre in Zukunft gar nicht übel, den höhern stenographischen Lehrgang gleichsam zur Bedingung höherer Lektüre zu machen, so daß Keiner und Keine ohne die rechte geistige Vorbereitung die begehrliche Hand nach Dingen ausstrecken könnte, die besser von ihm oder ihr ungelesen blieben. Was Gemeingut Aller wäre, würde natürlich in zwei oder drei Ausgaben erscheinen müssen, z. B. Schiller's Glocke, wie fast alle seine dichterischen Werke; denn so wenig das Volk die Ausgabe im reinsten und edelsten stenographischen Gewand lesen könnte, so wenig würden die kindlichen Pluderhosen und die weite Blouse der Volksausgabe bei den höhern Ständen Beifall finden. Am wahrscheinlichsten ist es mir jedoch, daß man sich jederzeit mit zwei Ausgaben begnügen wird und die höchste stenographische Kunst den besondern Fällen, wo der Stenograph von Fach einem schnellen Vortrage folgen muß, vorbehalten wird. An sich ist jedoch die Drei in den mannigfachsten Lebensverhältnissen bei der Abstufung sehr gewöhnlich.

Am nächsten liegt mir hier das Hebräische. Auf unsern Schulen schreiben die künftigen Theologen diese Sprache höchst unförmlich und plump, aber dabei auch sehr leicht verständlich und leserlich, nemlich genau so, wie sie gedruckt wird, setzen auch gewissenhaft unter und über die Konsonanten die Vokale. Die Israeliten jedoch haben ein abgerundetes, fließenderes Alphabet in Gebrauch, und zwar setzt die Mehrzahl, wie ich höre, unter und über diese vereinfachten Konsonanten oder auch neben sie noch die Vokale; der Rabbiner aber liest Mosen und die Propheten, wie auch manche christliche Theologen ihren Kodex, ohne Vokale, und so sind ja auch die hebräischen Inschriften gewöhnlich abgefaßt.

Ferner haben wir in der Telegraphie als roheste Anfänge die Feuerzeichen auf den Bergen, darnach die hölzernen Telegraphen, wie ich sie z. B. noch unter Louis Philipp auf dem Montmartre bei Paris neben den Windmühlen daselbst und ihnen ziemlich ähnlich habe spielen sehen; und endlich den elektrischen Draht. Wenn man mir hier einhalten sollte, der elektrische Draht habe alle andere Telegraphie über den Haufen geworfen, und so zeuge dieses Beispiel gerade gegen mich, so werde ich hoffentlich bei der folgenden Parallele keinen Einwurf dieser Art zu besorgen haben.

Wenn die ostindische Ueberlandspost in Marseille ankommt, so steht, wenn das Schiff von der Rhede aus signalisirt worden ist, eine Dampfmaschine schon geheitzt auf der Eisenbahn in Bereitschaft, der Kurier springt mit seiner Brieftasche hinauf und zwischen Lokomotivführer und Heizer stehend braust er fort, durch ganz Frankreich, bis er am Kanal wieder das Dampfschiff besteigt. Mit der blosen Maschine hat er keine Krümmung der Bahn zu fürchten und keine Steigung der Bahn groß zu über-

winden; für solche Brüder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Nun, das ist das Bild des vollendeten Stenographen, des wissenschaftlich und künstlerisch gleichmäßig ausgebildeten Virtuosen auf dem Griffel und Pergament, wie er einem begeisterten Redner im Sturme folgt: auch für den Bruder gibt es keine Schwierigkeiten auf dem Wege. Wollte ich nun von der ostindischen Ueberlandspost sogleich auf die alte sächsische gelbe Post oder grüne Kutsche übergehen, mit welcher ich selbst im Jahr 1824 fast 3 Tage von Leipzig nach Dresden gefahren bin, so würden Sie lachen und das für einen ganz überwundenen Standpunkt aus der guten alten Zeit erklären; aber schneller, als die grüne Kutsche, fahren viele von unsern Fiakern auch nicht, also gibt es noch solches Fuhrwerk, und wenn ein Expedient das Rubrum auf ein Aktenstück noch heutzutage mit alter Mönchsschrift, mit Fraktur- oder Kanzleischrift macht, so habe ich gar nichts dawider. Der Morgen ist lang, und es gab gerade nichts Besseres zu thun; auch läßt sich das Aktenstück in der That so besser auf dem hohen Aktengestell erkennen und wiederfinden. Doch setzen wir unsern Wagen auf die Eisenbahn: auch da gibt es noch eine Abstufung. Ganz in unserer Nähe bei Dürrenberg an der Saale zieht Jahr aus Jahr ein ein Pferd ganz gemüthlich zehn beladene Eisenbahnkarren, während einige Stunden davon die Dampfmaschine mit ihrer gewöhnlichen Hast vierzig Passagierwagen und zehn Packwagen bei Naumburg oder Weißenfels oder Merseburg vorüberschleppt. Es hat nun einmal Alles in der Welt eine gewisse Berechtigung je nach Ort und Zeit, je nach Gelegenheit und Umständen. Es läßt sich der Bierfiedler in der Dorfschenke nicht ganz entbehren; ebenso freuen wir uns einer guten Violine im Dilettanten-Orchester, aber schließlich wollen wir im Gewandhauskonzert

doch Niemanden so gern hören, wie unsern David. Der Seiltänzer auf der großen Funkenburg erregt unsere höchste Bewunderung, hat europäischen Ruf; aber auch unsere Ballettänzer und Ballettänzerinnen gefallen uns, und im Februar und August machen wir schließlich selbst ein Tänzchen im Gabelsberger Stenographenverein, ein Vergleich, bei welchem ich nur um Verzeihung bitte, daß unsere schönen Tänzerinnen und unsere liebenswürdigen Tänzer mit dem Bierfiedler in der Dorfschenke und mit der Dürrenberger Pferdebahn auf gleiche Linie zu stehen kommen.

Damit mir jedoch etwas Derartiges nicht wieder begegnen möge, und damit ich, wie zu Anfange meiner Rede, so auch am Schlusse derselben vor dem Rufe: à bas le monstre! sicher sein könne, will ich alle diese Vergleichungen jetzt aufgeben; ohnehin hinkt jeder Vergleich mehr oder weniger, und wenn er auch noch so gut ist, beweist er im Grunde doch nichts, sondern setzt nur die Sache in ein bequemeres und gefälligeres Licht.

Mein stärkster Beweis, daß es die Aufgabe der heutigen Stenographie ist, ihre schöne Kunst und Wissenschaft auch dem Volke zugänglich zu machen, liegt darin, daß unser ganzes Jahrhundert sich die herrliche Aufgabe gestellt hat, die Schätze der Kunst und Wissenschaft zum Gemeingut Aller zu machen. Daher die Schaar von Zeitungen, Journalen, Konversationswörterbüchern und Enzyklopädien und die Menge populärer Vorlesungen auf der einen Seite, und auf der andern Seite unsre Gewerbefreiheit, das Neujahrsgeschenk von 1862. Denn wo soviel einerseits geboten wird, da dürfen nicht dem Volke durch den Zunftzwang die Hände zugeschnürt werden, zuzugreifen und eine Errungenschaft nach der andern heimzutragen. Folgen Sie, meine Herren, diesem allgemeinen

Rufe des Jahrhunderts auch in Ihrem Kreise als die Gebenden, als die Popularisirenden für ihre Wissenschaft und Kunst, und seien Sie gewiß, daß sich auch die Nehmenden finden werden, die Volksschulen meine ich, welche dem Volke, obschon nur in magern Bächlein, die Vortheile dieser Kunst zufließen lassen sollen.

Ich habe vom Jahre 1830 ab an einem Gymnasium gearbeitet, später vom Jahre 1835 ab an der Volksschule, konnte aber erst im Jahre 1849, als ich zum Gymnasium zurückkehrte, auch an die Stenographie denken, und da habe ich denn auch gethan, soviel an mir lag, diese verständige Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes wenigstens an den höhern Lehranstalten zu Ehren zu bringen. Mein kleines Verdienst wurde durch die große Auszeichnung, Ehrenmitglied Ihres Vereins zu sein, belohnt. Heute wiederum stehe ich als Direktor einer Volksschule vor Ihnen, mit dem festen Vorsatz, die verständige stenographische Schreibweise zur Ehre des menschlichen Verstandes auch in der Volksschule einmal zu Ehren zu bringen, und ich erbitte mir dazu ihren sachverständigen Beirath und Beistand. Was kann ich thun, der ich fast ein Laie in Ihrer Kunst bin? Zu solchen Unternehmungen gehört ein Leu! Ich weiß, daß auch der vollendetste Stenograph, der Virtuos auf Griffel und Pergament den Laien und Leuen nicht ganz gleich schreiben wird; wenigstens in der populären Stenographie müßte alle dergleichen Vexation und Turbation aufhören! Damals also fand der Laie glücklich einen Leuen; es erbot sich ein Stenograph, damals noch schlechtweg Karl Albrecht zeichnend, diesen Unterrichtszweig in meinem Gesammtgymnasium zu übernehmen, auch für das Jahr 1850 ein Programm zu schreiben, in welchem die Bildungselemente der Stenographie für unsere Schuljugend nachgewiesen

würden. Das ist ein gewaltiges Wort dieses Programm, wie sie an der obigen Probe im Eingang meiner Rede gesehen haben; aber heute ist's freilich durch ein seltsames Spiel des Schicksals auch ein verhängnißvolles Wort geworden. Denn das ganze Programm, wie es damals für Gymnasien und Realschulen focht, kehrt heute dieselben Waffen gegen die Volksschule, und wenn es z. B. S. 17 daselbst heißt: „Rufen wir dem verehrten Leser das oberste „Prinzip der Schreibkürzung, die stete Sichtung, zurück, „so erhellt wohl alsbald dem Blicke, daß ein solcher Grund„satz eine Aufgabe stellt, die nicht ohne beständiges Denken „zu lösen ist; auch duldet ein gut stenographirter Aufsatz „schlechterdings keinen mechanischen Leser, der des strengen „Aufmerkens bar ihn durchfliegt"; wenn es — sage ich — dort so heißt, so war dies damals mein Triumph und meine Freude, und heute ist's mein Kummer und mein Schmerz! Also „nichts ohne beständiges Denken, nichts ohne strenges Aufmerken"! Aber ich brauche ja jetzt eine ganz und gar gedankenlose Stenographie! Mit aller Achtung vor dem Volke und der Volksschule sei es gesagt!

Und daran verzweifle ich auch in unserm Falle nicht, vorausgesetzt, daß die Stenographie ihre ganze mechanische Seite von der verstandesmäßigen, logischen Seite abschneiden läßt, ohne — zu verbluten.

Und so lege ich diese Operation selbst nunmehr vertrauensvoll in die sachverständigen, geschickten Hände der Herren Stenographen: es wird der Doktor Karl Albrecht gewiß etwas Stichhaltiges herausdoktorn, namentlich auch seine Kunstgenossen fleißig anspornen, auf demselben Wege vorzugehen; und dann wird uns auch schon der nächste 9. Februar um eine große Errungenschaft reicher hier wieder beisammen finden.

## Siebzehnter (67.) Brief.

### Der Anfangspunkt der Erziehung.

Die Frau des Schneidermeisters Treulich saß in ihrer Stube, mit Handarbeiten beschäftigt. Zu ihrer Seite stand eine Wiege, in welcher ein Knabe schlummerte, der acht Monate zählen mochte. Man konnte merken, wie sie mit mütterlicher Sehnsucht auf das Erwachen ihres Kleinen wartete. Nach ungefähr zehn Minuten kündigte dieser sein Erwachen durch ziemlich lautes Schreien an. Die Mutter nahm ihn auf den Arm, um ihn zu beruhigen; es wollte ihr jedoch nicht gelingen. Indessen merkte sie, wonach er verlangte. Sie ließ sich eine mit Milch gefüllte Flasche bringen, um sie dem Kinde zu reichen. Dieses wandte sich jedoch ab und wies das Dargebotene eigensinnig zurück. Die Mutter setzte das Fläschchen auf den Tisch und trug das Kind einige Mal die Stube auf und ab. Doch immer heftiger wurde das Weinen. Dabei streckte der Kleine seine Händchen nach der Mutter aus, um ihr das Haar zu zerzausen. Ohne Warnung wurde ihm dies durch einen Schlag auf die Finger, der gerade so stark geführt wurde, wie es das Kind vertragen konnte, verleidet. Noch einmal bot die Mutter dem Kinde die Flasche an, und als es sie wieder zurückwies, legte es die Mutter in die Wiege und setzte ihre Handarbeit fort, ohne auf das Schreien des Kindes zu achten. Dem Allen hatte die Frau des Gärtners Himberg, die unbemerkt in der Thür stand, zugesehen.

„Frau Treulich," sprach sie, „beinahe hätte ich Sie für eine Andere gehalten. Wenn ich Sie nicht als eine liebe und zärtliche Mutter kennte, wäre ich in Versuchung gekommen, Sie eine Rabenmutter zu schelten."

„Warum denn das?" erwiederte verwundert Frau Treulich.

„Das fragen Sie noch?" antwortete die Gärtnersfrau; „einem Kinde von acht Monaten auf die Finger zu klopfen, finde ich hart, und daß Sie den Kleinen weinen lassen, ohne zu versuchen, ihn zu beruhigen, sieht Ihnen gar nicht ähnlich."

„Liebe Nachbarin, wissen sie denn nicht, daß man ein Kind erziehen muß?" fragte Frau Treulich.

„Daß weiß ich," erwiederte die Gärtnersfrau; „doch ist es nach meiner Ansicht zu früh, in diesem zarten Alter damit zu beginnen."

„Ich meine, Frau Himberg, Sie hätten doch wohl schon von Ihrem Manne lernen können, daß man mit dem Ziehen und auch mit dem Erziehen recht früh anfangen muß. Der Gärtner läßt doch auch nicht die unnützen Reiser erst zu dicken Aesten werden, sondern vertilgt sie, sobald sie hervorkommen," sprach die Schneidersfrau.

„Sie reden ja heute wie unser Pfarrer auf der Kanzel," antwortete Frau Himberg; „was Sie sagten, haben Sie wahrscheinlich abgehorcht, als Sie noch im Hause des Grafen v. Weisenstein waren, und darum muß es wohl wahr sein. Sie sollten aber doch erst den Jungen etwas größer werden lassen, bevor Sie an ihm versuchen, ob es richtig ist, was Sie vom Hofmeister des Herrn Grafen gelernt haben. Ihr Kind kann ja nicht einmal sprechen und gar nicht begreifen, was Sie eigentlich wollen."

„Wäre das wahr," erwiederte Frau Treulich, „so hätte ich freilich dem Kinde zuviel gethan. Ich glaube aber wohl, daß es begriffen hat, was es soll oder nicht soll." — Die beiden gewissenhaften Mütter konnten sich heute nicht einigen.

Nach acht Tagen waren sie wieder zusammen. Das Kind war auch eben vom Schlafe erwacht und begann zu weinen, doch nicht heftig. Als die Mutter wieder die Milchflasche hervorholte, verfolgte es dieselbe mit seinen Blicken. Die Mutter zögerte, sie ihm darzureichen, weil das Kind noch nicht aufgehört hatte, zu weinen. Bald aber wurde es ruhig und schaute nur ängstlich nach der ersehnten Milch. Frau Treulich gab sie ihm endlich, und es nahm davon, bis es gesättigt war. Darnach lehnte es sich an die Mutter und strich ihr die Backen, ließ sich aber nicht einfallen, das Haar zu berühren. Nach einiger Zeit mochte sich wohl beim Kinde eine kleine Unbehaglichkeit einstellen. Es wollte dieselbe durch Weinen äußern. Die Mutter versuchte gar nicht, es zu beruhigen, sondern schritt der Wiege zu, als ob sie das Kind hineinlegen wollte. Der Aufenthalt daselbst war ihm aber nicht genehm. Es wandte sich ab, umklammerte die Mutter, schaute sie bittend an, ohne jedoch einen weinerlichen Ton von sich zu geben.

Bald war seine üble Laune ganz verflogen, es lachte freundlich die beiden Frauen an.

„Frau Treulich," rief erstaunt die Nachbarin, „ich hatte doch vor acht Tagen Unrecht. Sie haben ja ein Wunder in der Erziehungskunst verrichtet."

„Durchaus nicht," erwiederte diese, „das kann jede Mutter, wenn sie früh genug mit der Erziehung beginnt, und dazu ist es Zeit, sobald man dem Kinde auf eine nicht grausame Weise seinen Willen begreiflich machen kann. Das ist bei dem einen Kinde früher, bei dem andern erst später möglich; doch manche Mutter mag sich zwecklos von ihrem Kinde tyrannisiren lassen, weil sie glaubt, es sei noch zu zart, um erzogen zu werden."

„Frau Treulich hat Recht und versteht überhaupt viel von der Erziehungskunst,“ ließ sich der Lehrer des Dorfes, der sich in der Werkstatt befand, um mit dem Schneider in Angelegenheiten seiner Kleider sich zu besprechen, vernehmen; „ihre ältern Kinder konnte ich alle, wenn sie zur Schule kamen, den andern als Muster vorstellen, und ich glaube, daß Vater und Mutter einst viel Freude an ihnen erleben werden.“

Die Hoffnung des würdigen Lehrers ging in Erfüllung. Die Treulich'schen Kinder wuchsen zu wackern Leuten heran. Sie wurden in ihrer zartesten Jugend nicht, wie manche andere Kinder, zuviel auf den Armen der Mutter geschaukelt, aber im spätern Alter von Verwandten, Bekannten und selbst von Vorgesetzten auf den Händen getragen.

(Blätter für häusliche Erziehung, Juni 1856.)

## Achtzehnter (68.) Brief.

### Von der Dauer der täglichen Unterrichtszeit.

Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Hr. Edwin Chadwick, Mitglied der englischen Unterrichts-Untersuchungskommission, zu dem Schlusse gelangt, daß die jetzt üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven und außerdem zum Träumen und Trödeln verleiden. Nach der Aussage guter Schullehrer seien drei Stunden täglich gerade die Zeit, wo auf eine freiwillige, scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden könne; was ihnen in dieser Frist gelehrt werden könne, sei gerade soviel, als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen könne;

jeder Augenblick mehr sei reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden und in allen Schulen das militärische Exerzitium einzuführen.

**Beilage zu No 200 der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 28. August 1861.**

## Neunzehnter (69.) Brief.

### Von der Strenge bei der Erziehung der Kinder.

Dieser, wie der folgende Brief mögen zum Beispiel dienen, wie die Lehrer in unsern Schulen, namentlich deren Direktoren, die Schulgottesdienste oder Morgenandachten dazu benutzen können und sollen, ihre Erziehungsgrundsätze ihren Kindern und ihren Amtsbrüdern gegenüber geltend zu machen. Solche Reden mögen darnach getrost den Weg in das Elternhaus suchen: es gilt da nicht blos, zu erbauen, nein, recht eigentlich, zu belehren und zu zeigen, was eine christliche Pädagogik sei.

* *
*

Meine lieben Schüler und Schülerinnen! Die Stelle der heiligen Schrift, welche ich unserer heutigen Andacht zu Grunde gelegt habe, ist enthalten im 1. Buch Samuelis und lautet daselbst vom ersten Kapitel an folgendermaßen:

Und Hanna nannte ihren Sohn Samuel; denn, sagte sie, ich habe ihn von dem Herrn erbeten. Und da sie ihn entwöhnt hatte, brachte sie ihn zu Eli, dem Hohenpriester, und sprach: Mein Herr, ich bin das Weib, das vorm Jahre hier bei dir stand, da ich um diesen Knaben

bat. Nun hat der Herr meine Bitte gegeben. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder sein Lebenlang, weil er vom Herrn erbeten ist. Und Hanna betete den Herrn an und sprach: Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn! Der Herr macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht. Aber die Söhne Eli's waren böse Buben, und Eli war schon alt und erfuhr Alles, was seine Söhne thaten. Und er sprach zu ihnen: „Warum thut ihr Solches? Nicht so, meine Kinder, das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich höre.“ Aber sie gehorchten ihrem Vater nicht. Aber der Knabe Samuel war angenehm bei dem Herrn und bei den Menschen. Und es kam ein Mann Gottes zu Eli und sprach: So spricht der Herr: Du ehrst deine Söhne mehr, als mich. Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren; wer aber mich verachtet, den will ich wieder verachten. Siehe, es wird Unheil kommen über dein Haus; deine Söhne werden sterben auf einen Tag. — Darnach lag Samuel im Tempel des Herrn, wo die Lade Gottes war. Und der Herr rief: Samuel! Er aber antwortete: Hier bin ich; und lief zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe dich nicht gerufen; gehe hin und lege dich schlafen. Und er ging hin. Und der Herr rief abermals: Samuel! Und Samuel stand auf und ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Er aber sprach: Ich habe dich nicht gerufen, mein Sohn; gehe wieder hin. Und der Herr rief Samuel zum dritten Mal. Und er stand auf, ging zu Eli und sprach: Siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen. Da merkte Eli, daß der Herr den Knaben rief, und sprach zu ihm: Gehe wieder hin und lege dich schlafen, und wenn du gerufen wirst, so sprich: Rede, Herr, dein Knecht hört. Samuel ging hin und legte sich an seinen Ort. Da kam der Herr und

rief, wie vormals: Samuel! Samuel! Und Samuel sprach: Rede, denn dein Knecht hört. Und der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich will erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; darum, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hat nicht einmal sauer dazu gesehen. Und Samuel lag bis an den Morgen und that die Thür auf am Hause des Herrn; er fürchtete sich aber, dem Eli das Gesicht anzusagen. Da rief ihn Eli und sprach: Samuel, was ist das Wort, das dir gesagt ist? Verschweige mir nichts. Da sagte ihm Samuel Alles, und Eli sprach: Es ist der Herr; er thue, was ihm wohlgefällt. — Israel aber zog aus, den Philistern entgegen, in den Streit, und auch die zwei Söhne Eli's mit der Bundeslade. Aber Israel ward geschlagen, und es fielen 30,000 Mann Fußvolks. Und die Lade Gottes ward genommen, und die zwei Söhne Eli's starben. Da lief einer aus dem Heer und kam gen Silo desselben Tags, und hatte seine Kleider zerrissen und Erde auf sein Haupt gestreut. Und siehe, als er hinein kam, saß Eli auf dem Stuhl; und der Verkündiger sprach: Israel ist geflohen vor den Philistern, und ist eine große Schlacht geschehen, und deine zwei Söhne sind gestorben; dazu ist die Lade Gottes genommen. Da fiel Eli zurück vom Stuhl und brach den Hals und starb; denn er war alt und ein schwerer Mann.

Meine lieben Kinder! Die Geschichte, die ich Euch vorgelesen, zerfällt in zwei Theile: einmal ist's ein recht glückliches, hochbegnadigtes Kind, der junge Samuel, über den wir uns freuen, zum Andern ist's ein recht unglücklicher Vater, der alte Eli, den wir bedauern und bemitleiden. Betrachten wir jede von diesen Personen im Besondern!

Wie schön ist es, den jungen Samuel zu beobachten

wie er im Tempel schläft; ja, er schläft, aber verschlafen ist er nicht, wo es den Tempeldienst gilt. Auf den leisesten Ruf: Samuel! den selbst Eli nicht hört, erwacht er, und sofort eilt er zu Eli, ihn zu fragen, was er von ihm begehre. Wie gern verzeihen wir einem verschlafenen Kinde, wenn es sich in der Nacht nicht sogleich ermuntern kann; bei dem jungen Samuel finden wir nicht einmal diesen kleinen Fehler. Selbst sein äußerer Sinn bleibt auch im Schlafe offen für die Stimme Gottes, wenn er auch noch nicht im Stande ist, die Stimme Gottes, seines himmlischen Herrn, von der Stimme Eli's, seines irdischen Herrn, zu unterscheiden. — Aber auch dies soll er jetzt lernen. Von Eli belehrt, daß ein Anderer, als er, ihn rufe, bleibt er beim nächsten Rufe auf seinem Lager, und nun erhält er eine Offenbarung Gottes, ja, er, das schwache Knäblein, wird gewürdigt, Gottes Rathschluß für die Zukunft zu vernehmen; er wird gewürdigt, dem alten Eli eine Botschaft Gottes zu bringen, ist vielleicht sogar ausersehen, auch zu den gottlosen Söhnen Eli's als ein Bote Gottes zu gehen. Heil ihm, Heil allen guten Kindern auf der Welt, welche den übrigen Kindern als Muster dienen, ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, die andern Kinder, ihre Spiel- und Schulkameraden durch ihr gutes Beispiel erbauen, ihre Rathgeber werden, ihre Helfer zur Seligkeit. Der fromme Gellert, der da drüben in unserer Nähe schläft, und der durch seine geistlichen Lieder vielen Tausenden ein Bote Gottes und Führer zur Seligkeit geworden ist, sagt auch zu solchen Kindern:

Es ruft (o möchte Gott es geben!)
Vielleicht auch Dir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir, denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Oder sollten in der That nicht schon Kinder Andern solche Seelenretter werden können? O gewiß, wenn die bösen Buben Dich verlocken und verführen können, so können Dich auch gute und fromme Kinder zur Seligkeit führen: folge Du ihnen nur; und Ihr Guten und Frommen hier unter diesen unsern Kindern, faßt die Sache nur recht ernstlich an, zeigt muthig und unerschrocken den Bösen in Eurer Mitte Euern ganzen Eifer für die gute Sache und Euern ganzen Abscheu vor dem Bösen, Ihr könnt schon viel, sehr viel ausrichten. Gott ist in dem Schwachen gar mächtig, wie er so oft auch in den schwachen Frauen gar mächtig und gewaltig ist. Da fragt doch nur, woher der fromme Samuel seine Frömmigkeit hat. Verdankt er sie nicht einer schwachen Frau, seiner frommen Mutter Hanna, die sich diesen Sohn in inbrünstiger Andacht von Gott erbetet hat, und die nun ihren Sohn Gott wiedergibt, indem sie ihn für den Tempeldienst bei dem Hohenpriester Eli bestimmt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Gerade die Besten, Weisesten, Frömmsten und Edelsten unsers Geschlechts haben es oft mit tiefer Rührung gestanden, daß sie Niemandem anders, als ihrer Mutter, das Beste, was sie hatten, ihre Tugend und Frömmigkeit verdankten; und wenn Ihr Mädchen meint, daß Euer Beruf in der Welt kein großer sei, so denkt nur immer an die fromme Hanna, welche dem jüdischen Volke einen Samuel schenkte und eben deshalb gewürdigt worden ist, daß ihr Name in unserer heiligen Geschichte fort und fort mit genannt und mit gefeiert wird.

Und so komme ich jetzt zu dem andern Theil unserer Geschichte; wir verlassen die glückliche Mutter Hanna und ihr glückliches Kind Samuel und gehen über zu dem unglücklichen Vater Eli nebst seinen nicht minder unglücklichen Söhnen.

Was ist denn das Unglück dieses Vaters? Er hat zwei gottlose Söhne; und sie sind gottlos durch seine Schuld, denn er hat zu allen ihren Schandthaten, wie die Schrift sagt, nicht einmal sauer gesehen. Gleichwohl ist's das Haus eines Hohenpriesters, und es wird den Söhnen Eli's nicht an guten und erbaulichen Umgebungen gefehlt haben. Aber so kläglich steht es nun einmal um uns arme Menschen: das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, und die meisten Herzen sind jenem Samen ähnlich, der, wie das Gleichniß im Evangelium sagt, unter die Dornen und das Unkraut fiel; Dornen und Unkraut wucherten rings um den guten Samen, wuchsen mit ihm auf und erstickten ihn zuletzt. Und was würdet Ihr Kinder von einem Gärtner halten, dem es genug wäre, daß er guten Samen ausgestreut hat, aber weiter nicht nachsehen wollte, ob seine armen Pflänzchen von dem Unkraut erstickt würden, oder, wenn er auch nachsähe, doch sich nicht die Mühe nähme, das Unkraut auszujäten? Ach, könnten seine armen Blumen reden, sie würden ihn rufen und bitten, er solle sie von ihrer schlechten Nachbarschaft befreien, solle sie retten und erlösen von den garstigen Schlingpflanzen, die sie zu erwürgen drohen. Nun wohlan, die Blumen können freilich nicht reden, aber die Menschen können reden und rufen, können bitten und beschwören, und ein solches Beispiel finden wir in der heiligen Schrift, wenn der Apostel Paulus ausruft: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein „anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet „dem Gesetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz. Wollen habe ich wohl, „aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Denn das „Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse,

„das ich nicht will, das thue ich. Wer wird mich er„lösen von dem Leibe dieses Todes?“ Sehet da, gefangen ist er in der Sünde Gesetz, und der arme Gefangene ruft nach Erlösung von den Banden der Sünde. Solche arme Gefangene sind wir alle, solche arme Gefangene sind wir vornehmlich in unserer Kindheit, in unserer Jugend. Und wie sich das Kind überhaupt leiblich und geistig schwach fühlt, so wird auch dieses Gefühl der sittlichen Schwäche oft über das Kind kommen; und wenn es so nach Hilfe ruft und nach Erlösung schmachtet und seufzt, wer soll ihm da beispringen? Sind es nicht Vater und Mutter und Lehrer, die ihm zunächst und zuerst helfen müssen, den bösen Feind zu bewältigen? Und wenn sie es nicht thun, laden Vater und Mutter und Lehrer nicht eine unsägliche Schuld, wie hier Eli in unserer Geschichte, auf sich? Ja, gewiß, gewiß; alle Erziehung ist ein Erlösungswerk, ein Rettungswerk, und wer sein Kind nicht erzieht, der hat es verrathen und verkauft, hat es dem Bösen selbst verrathen und verkauft.

Zur Entschuldigung möchte hier nun Mancher sagen: Ach, die bösen und gottlosen Kinder hört man ja nicht nach Hilfe rufen; und in der That liest man nichts dergleichen in unserer Geschichte von Eli's Söhnen. Im Gegentheil sind sie frech gegen den Vater, wie gegen das Volk, das im Tempel opfert, und der Vater ist deshalb zaghaft und ängstlich, daß der Bote des Herrn ihm sagen muß: Du fürchtest Deine Söhne mehr, als Gott. Aber wenn unsere bösen Kinder uns nicht um Hilfe bitten, so ist das kein Grund, ihnen nicht zu helfen; im Gegentheil steht es dann erst recht übel um sie, und wir müssen ihnen dann nur um so mehr mit unserer Hilfe nahe sein. Wenn Einer an einem Abgrunde, ohne es zu wissen, ein-

geschlafen ist, willst Du warten, bis er aufwacht, sich umschaut und erschrocken um Hilfe ruft? Gewiß nicht, sondern Du fassest ihn herzhaft an und ziehst ihn mit Gewalt von dem Abgrunde hinweg, selbst auf die Gefahr hin, daß er sich in vollem Ernste sträuben sollte, und daß man noch Tags darauf die Spuren Deiner Finger an seinem Leibe finden kann. Es wird gar bald die Zeit kommen, wo der Gerettete Dir dankt; und so kommt auch bei allen den Kindern, die wir mit unerbittlicher Strenge und durch die gewaltsamsten Strafmittel vom Bösen zurückgebracht haben, früher oder später die Stunde, wo sie die Hand, welche ihnen wehe gethan hat, segnen und küssen. Und was werden die unglücklichen Kinder, welche keine solche strafende Hand erfuhren, dermaleinst thun, wenn die jugendlichen Sünder zu groben Verbrechern geworden sind? Ich will es Euch sagen, Kinder, obschon es mir sehr schwer wird, es auszusprechen, und obschon es Euch sehr schwer werden wird, es zu glauben: sie werden die träge und schwache Hand, die sie nicht gestraft hat, verwünschen, werden Vater, Mutter und Lehrer, welche nicht einmal sauer gesehen haben bei ihren jugendlichen schlechten Streichen, bei ihren Näschereien und Diebereien, bei ihren Lügen und Betrügereien, sie werden solche Eltern und Lehrer meiden als ihre ärgsten Feinde, ja, sie werden sie darum hassen, sie werden sie darum sogar mißhandeln. Die Geschichte, so schrecklich sie ist, ist dennoch wahr, daß einmal ein gefesselter Verbrecher auf dem Wege nach dem Schaffot sich seiner Mutter unter dem Vorgeben, er wolle ihr etwas ins Ohr sagen, vertraulich näherte und sie wüthend in das Ohr biß, daß das entsetzte Weib laut aufschrie. Darnach erzählte der Unglückliche den Umstehenden mit lauter Stimme, wie diese Frau ihn als ein böses Muttersöhnchen gegen den

gewissenhaften und strengen Vater in Schutz genommen habe, daß sie ihn unterrichtet hätte, wie er schlau der verdienten Strafe entgehen könne, und daß sie ihn in seinem zehnten Jahre zu dem gemacht habe, was er nun mit dreißig Jahren geworden sei. O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein! Aber o Gott, wie tief muß auch das Unglück betrüben, der Verderber, die Verderberin einer Seele zu sein!

Nun, Gott sei Dank! so weit, wie in dem angeführten Beispiel, kommt es selten; aber weit, sehr weit kann es kommen, so lange es Eltern und Lehrer gibt, welche zum Strafen überhaupt sich wohl verstehen, aber von der abscheulichen körperlichen Züchtigung, wie sie sprechen, sich wenigstens lossagen. Was will ein solcher Lehrer antworten, wenn er einen seiner alten Schüler einmal als Galeerensträfling im Auslande oder als gemeinen Sträfling und Züchtling im eignen Vaterlande wiederfindet und dieser ihn fragt: „Hast Du auch Alles bei mir gethan?" „Nein, muß er antworten, die äußerste Strafe blieb übrig, ich habe nicht Alles gethan." Schwer ist's freilich, zu sagen, was hier Alles heißt, zu sagen, wo die Strafe aufhört und die Unmenschlichkeit anfängt. Ich mag hier keine Grenzen ziehen, aber erinnern will ich unsere christlichen Hausväter, Erzieher und Lehrer an das, was unser Herr Jesus Christus Einem sagt, der, wie oben der Apostel Paulus, seufzt und nach Erlösung von dem Leibe dieses Todes schmachtet. Unser Herr Jesus Christus sagt ihm: „Verführt Dich Dein Auge, so reiß' es aus und wirf es von Dir; verführt Dich Deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von Dir. Es ist besser, daß eines Deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde." Aber daß nicht etwa Einer im Vertrauen auf diese Bibelstelle zu

weit gehe, so sagt ihm dieselbe Schrift an einem andern Ort: „Zürnet und sündigt nicht!“ Du sollst zürnen, aber Du sollst Dich dabei wohl hüten, zu sündigen. Aber eine Pflicht bleibt es, dem Bösen gegenüber zu zürnen, und die Schrift verlangt von Eltern und Lehrern als Haushaltern und Stellvertretern Gottes auf Erden, daß sie zürnen, und gibt uns auch in der Geschichte von Eli ein Beispiel, wie der Herr einen schwachen Vater, der zum Zürnen und Strafen zu bequem und träge ist, strafen wolle. Ach, das Reden und Predigen, die Strafreden und Strafpredigten thun es nicht allein; da gilt es oft, nicht blos zu reden, sondern zu handeln. Auch Eli hat geredet und gesagt: „Nicht so, meine Kinder, das ist ein böses Geschrei, das zu meinen Ohren kommt; nicht so, meine Kinder, nicht so!“ Ist das Alles, was ein verstocktes, gottloses Herz bewältigen soll? Ist das Alles, was einen Müßiggänger und Tagedieb, einen Lügner und Betrüger, einen Verleumder und Gotteslästerer bessern soll? Und was geschieht denn, wenn Du auf Deinem Blumenbeet mit anderm Unkraut auch eine große Nessel findest und sie ängstlich betastest, um sie zu entfernen? Sie sticht Dich, und am Ende lässest Du sie gar stehen, wie Eli sich auch vor seinen frechen Söhnen fürchtet. Fasse die Nessel auf Deinem Beete muthig und fest an, und Du zerdrückst ihr die Stacheln mit einem Griff, daß Du sie nun bequem mit der Wurzel herausreißen kannst, und sie Dich nunmehr nicht einmal verletzt. Unser Herr sagt, er sei gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören, und wie er das machen werde, das hatte schon die uralte Prophezeiung verkündigt: Er wird der Schlange den Kopf zertreten. Und so hat es auch unser Herr wirklich gemacht, und ebenso vor ihm schon Johannes der Täufer, welcher den Pharisäern und Schriftgelehrten am

Jordan die Donnerworte zuruft: „Ihr Schlangen und Otterngezücht, wer hat euch denn gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?“ Es gibt also einen göttlichen Zorn, es gibt einen heiligen Zorn, und von solch einem göttlichen Zorn redet unser Luther, indem er sagt: „Wenn Gott allen bösen Rath und Willen bricht und hindert die, so uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen.“ Ach, mein liebes Kind, laß Dir doch ja in Deiner Kindheit und Jugend von Eltern und Lehrern Deinen thörichten Rath und Willen beugen, ehe Du einmal groß wirst und der Herr kommt und Deinen bösen Rath und Willen bricht. Wie gelind sind die Strafen Deiner Eltern und Lehrer; und wie schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Wenn Er anfängt zu erziehen, so wirft er Dich vielleicht gar bald an den Ort, wo Heulen und Zähnklappen ist, mag nun dieser Ort ein Gefängniß oder Zuchthaus hier auf Erden sein, oder die Hölle selbst da droben. Oder weißt Du voraus, wie lange er Dir Zeit zur Buße geben wird? Kann er Dich nicht schnell in Deinen Sünden hinsterben lassen? Er, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle!

Drum eil', errette Deine Seele
Und denke nicht: ein ander Mal!
Sei wacker, bet' und überzähle
Der Menschentage kleine Zahl:
Sei fromm und wandle vor dem Herrn,
Wär' auch Dein Ende noch so fern.

Und darum eben müssen auch Eltern und Lehrer eilen, dürfen nicht warten und nichts aufschieben. Die Schrift sagt: „Wer seine Ruthe schont, der haßt seinen Sohn. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Züchtige Deinen Sohn bald, und dieweil er noch jung ist.“ Wie schrecklich lautet auch hier der verhängnißvolle Ruf:

Zu spät! Zu spät! Und zu spät ist es, wenn Du den großen Baum noch gerade stellen willst oder seinen krummen Stamm gerade beugen und ziehen willst. Zu spät war es auch bei Eli geworden: seine Söhne trugen schon die Waffen, als der Bote Gottes zu ihm kam. Da war nichts mehr zu ändern, sondern nur die alte Schuld zu büßen. Ein hohes Alter ist gewöhnlich, wie das Sprichwort sagt, eine Gnade von Gott; aber dasselbe hohe Alter kann auch eine Strafe von Gott werden, wie hier bei Eli, der es mit 98 Jahren erleben muß, wie die böse Saat in seinem Hause schreckliche Früchte trägt. Da steht er, der unglückliche Vater, wie jener Mann im Evangelium, der seinen Knechten sagt: Laßt nur jetzt, wo es zu spät ist, das Unkraut mit dem Weizen wachsen; zur Zeit der Ernte sollen die Arbeiter den Weizen in die Scheune sammeln und das Unkraut in Bündel thun und verbrennen.

Wir Eltern und Lehrer haben aber, wie ich Euch hier zum Schluß nicht verbergen will, noch einen andern Grund, warum wir das Zürnen und Strafen nicht aufschieben dürfen. Erzieht eure Kinder, sagt die Schrift, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn! Durch die Strafe und Zucht wird nur das Unkraut ausgerottet und der Boden frei gemacht; nun muß ja noch der gute Samen hineingestreut werden. Durch die Strafe und Zucht erziehen wir uns viel, sehr viel; aber am Ende sind es nur gesetzliche Menschen, die nur eben nichts Böses thun aus Furcht vor der Strafe. Solche Kinder sind durch gute Mannszucht, strenge Ordnung und Regel viel, sehr viel geworden, aber viele unserer abgerichteten Thiere werden durch die Furcht vor der Peitsche beinahe ebenso weit gebracht. Darum wiederholt sich hier die obige Frage in sehr ernster Weise: Wann haben wir

Alles an Euch Kindern gethan? Nicht eher, als bis zu der Strafe und Züchtigung noch hinzugekommen ist die Vermahnung zum Herrn, die Belehrung und Unterweisung im Guten, die tägliche Erinnerung und Aufmunterung zum Guten, das gute Beispiel und die nachhaltige Gewöhnung zum Guten: so erst wird aus dem blos gesetzlichen, legalen Menschen ein wahrhaft guter, frommer und edler Mensch. Und dazu, lieben Kinder, wollt Ihr es doch sicherlich auch bringen, wollt sicherlich nicht blos keine Lügner und Diebe, keine Verleumder und Gotteslästerer, keine Müßiggänger und Tagediebe werden, sondern wollt gute, brave und edle Menschen werden, an denen der Herrgott im Himmel sein Wohlgefallen und alle gute Menschen auf Erden ihre Herzensfreude haben.

Ja, das wollen wir; ja, das wollen wir alle, so antworte ich hier in Euerm Namen. Und Du, Vater im Himmel, der Du Herzen und Nieren prüfst, schaust auch jetzt in diese Kinderherzen und hast auch die stillen Gelübde dieser Kinderseelen gehört. Laß das leise Stammeln dieser kindlichen Beter vor Dir Gnade finden, und werde Du selbst mit Deinem heiligen Geist ihr Beistand und Helfer und Tröster in aller ihrer Sündennoth und geistlichen Angst! Sie beten zu Dir: Vergib uns unsere Schuld! und beten weiter: Führe uns nicht in Versuchung! Sondern erlöse uns, erlöse Du uns von allem Uebel, erlöse uns von dem übelsten der Uebel, von der Sünde! Ach

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkohren.
Fragst Du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,

Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten. Amen.

Wir singen zum Schluß diese Worte unsers Luther aus seinem Liede Nr. 153, V. 2.

## Zwanzigster (70.) Brief.

### Von der Milde bei der Erziehung der Kinder.

Leipziger Gesangbuch Nr. 353. V. 1. 2. Jesus nimmt die Sünder an 2c.

Meine lieben Kinder! Als wir das letzte Mal hier zur Morgenandacht versammelt waren, saht ihr, wie sich Jakob unter freiem Himmel schlafen legt, und wie sich der Herr ihm in einem Traumgesicht offenbart. Ach, Jakob hatte zuvor schwere Sünde gethan, hatte sich für seinen Bruder Esau ausgegeben und so den Segen seines Vaters erhascht, hatte den Vater belogen und den Bruder betrogen, und die unglückliche Mutter Rebecca, welche die Drohung Esau's gehört hat: „Ich will meinen Bruder Jakob erwürgen!" sie selbst treibt ihren Liebling aus dem väterlichen Hause. Eine harte Strafe ist's für Jakob, die härteste Strafe, welche ein Kind treffen kann, von Vater und Mutter getrieben zu werden! So büßt nun Jakob seine Strafe: fern von der Heimath liegt er unter freiem Himmel, einen Stein zu seinen Häupten, einen harten Stein, der so recht das Bild ist von dem Kopfkissen, das die Kinder, wenn sie von Heimweh geplagt werden, allabendlich mit ihren Thränen benetzen. Ob nicht auch Jakob geweint hat? Ich glaube es fast, und

wohl niemals, weder vorher noch nachher, ist über denselben Stein ein köstlicherer Thau geflossen, als diese Thränen, diese Thränen der Reue und Buße. Darum hat auch Jakob am Morgen diesen Stein genommen und zu einem Maal aufgerichtet. „Gewißlich, sagte er, ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht.“ Am Morgen aber wußte er es; denn dieselben Thränen, welche den Stein benetzten, hatten auch die schwere Schuld von ihm abgewaschen, der Gott seiner Väter hatte ihn wieder zu Gnaden angenommen und im Traumgesicht zu ihm gesagt: „Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dieses Land.“ Da seht nur, Kinder, die wunderbare Kraft der Thränen! Kinder weinen so oft und oft so leichtfertige Thränen, und dann ist's eitel Salzwasser; aber wenn Kinder aus Herzensgrund sich über ihren Fehltritt betrüben und weinen, dann sind diese Thränen der Reue und Buße wie ein Thau oder Regen, welcher von den Pflanzen allen Staub und Schmutz abwäscht, der sie zuvor unkenntlich und krank machte. Von Gott begnadigt und rein von Schuld zieht Jakob seines Wegs weiter, des Herrn Verheißung und Segen folgt ihm nach, und von der langen Reise später zurückkehrend ruft er dankbar aus: „Herr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast; ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden!“ Und der Psalmdichter, als ob er das alles mit angesehen hätte, ruft aus: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ Und Paulus schreibt

an die Korinther im zweiten Brief: „Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal!"

Das war damals also, in unserer letzten Morgenandacht, der Trost Jakobs in seiner Trübsal und Gottes Offenbarung an ihn als des Vaters der Barmherzigkeit; heute nun sollt ihr hören, wie sich derselbe Gott dem Propheten Elias geoffenbart hat als Vater der Milde und Gott des Trostes. Es heißt von Elias im ersten Buch der Könige im 19. Kapitel also:

„Der König Ahab sagte der Königin Isebel Alles „an, was Elias gethan hatte, und wie er hätte alle Pro„pheten Baals mit dem Schwerte erwürgt. Da sandte „Isebel einen Boten zu Elias und ließ ihm sagen: „Die Götter sollen mir dies und das thun, wo ich nicht „morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie dieser „Seelen einer! Da Elias das hörte, machte er sich auf „und ging durch die Wüste, vierzig Tage und vierzig „Nächte, bis an den Berg Gottes Horeb. Und kam da„selbst in eine Höhle und blieb daselbst über Nacht. Und „siehe, das Wort des Herrn kam zu ihm und sprach: „Was machst du hier, Elias? Er sprach: Ich habe gei„fert um den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Kinder „Israel haben deinen Bund verlassen und deine Altäre „zerbrochen, und ich bin allein übrig geblieben, und sie „stehen darnach, daß sie mir mein Leben nehmen. Er „sprach: Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den „Herrn. Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein großer „starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zer„brach, ging vor dem Herrn her, der Herr aber war nicht „im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; „aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem

„Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im „Feuer. Und nach dem Feuer kam ein still sanftes Sausen. Da das Elias hörte, verhüllte er sein Antlitz mit „seinem Mantel und ging heraus und trat in die Thür „der Höhle. Und siehe, da kam eine Stimme zu ihm „und sprach: Was hast du hier zu thun, Elias? Gehe „zurück deines Weges durch die Wüste und salbe Hasael „zum König über Syrien, und Jehu zum König über „Israel, und Elisa, den Sohn Saphat's, zum Propheten „an deine Statt."

Wichtig in dieser Erzählung ist der Schluß, daß nemlich Elisa als Prophet des Herrn in Zukunft an die Stelle von Elias kommen soll; die Hauptsache aber bleibt gleichwohl immer das Gesicht des Elias auf dem Berge Horeb. Ganz genau wird darin unterschieden das, was dem Herrn vorausging, und das, worin der Herr selbst erschien. Ihm voraus ging ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach; der Herr aber war nicht im Winde. Darnach kam ein gewaltiges Erdbeben, das die Grundfesten der Erde erschütterte und den Berg Horeb erzittern ließ; der Herr aber war nicht im Erdbeben. Und zum Dritten kam ein Feuer, das mit seiner Lohe die Nacht zum hellen Tage lichtete und mit seiner Gluth zu den Füßen des Elias die Saaten in den Thälern verzehrte und zu seinen Häupten die Wälder auf den Gipfeln des Berges verschlang; aber der Herr war nicht im Feuer. Da endlich kommt ein still sanftes Sausen, und als Elias das hörte, da fühlt er Gottes Nähe, verhüllt sein Antlitz mit seinem Mantel, um den Unnahbaren nicht von Angesicht zu Angesicht zu schauen, geht heraus und tritt in den Eingang der Höhle. Also nicht im Sturmwind, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern im still sanften Sausen ist der Herr dem Elias erschienen, und seine

Stimme ist kein schreckliches Toben im Sturm, wenn die gepeitschten Lüfte laut aufschreien; kein furchtbares Krachen im Erdbeben, wenn sich die Erde aus ihren Fugen hebt; kein Zischen und Rauschen des Feüers, wenn es seine Beute knatternd verzehrt, nein, ein still sanftes Sausen, wie wenn die Lüfte erquickend und erfrischend um ein menschliches Antlitz spielen, um ihm friedlich und freundlich den Schweiß von der müden Stirn zu trocknen. Das ist also das Bild unsers Gottes im Himmel: es ist, als hörte man hier auf dem Horeb schon unsern Herrn Jesum beten: Vater unser, der du bist im Himmel!; es ist, als hörte man Johannes, den Jünger des Herrn, hier auf dem Horeb schon jauchzen und triumphiren: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm!; es ist, als sollte man die alten heidnischen Priester loben, die in ihren heiligen Hainen unter alten, ehrwürdigen Bäumen niedersaßen und aus dem Säuseln der Lüfte und dem Rauschen und Lispeln der Blätter den Willen ihrer Götter vernahmen und da ihre Göttersprüche schöpften; es ist, als sollte man heute noch mit den frommen Arabern unter die tausendjährigen Zedern des Libanon wallfahrten, um dort mit ihnen zu beten und in diesen ruhig und majestätisch schwankenden Zweigen die Offenbarungen Gottes suchen.

Ja, wohl ist es schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen; Er macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen; vor ihm her gehen Sturm und Erdbeben und Feuer: aber das sind nur seine Vorläufer, seine Diener und Engel, Er selbst kommt in still sanftem Sausen, Er, der Gott der Liebe, der Vater der Barmherzigkeit, der Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal.

Und wie ist Elias getröstet worden? Alle Baals-

priester, 450 Mann, hat er vom Volke abschlachten lassen, ein schreckliches Gericht, eine furchtbare Bluthochzeit, in welcher das ungetreue Volk, nachdem es fremden Göttern nachgelaufen war, den alten Bund mit dem starken und eifersüchtigen Gott Israels erneuerte. Aber nun ist des Blutes genug geflossen, und Elias, der sein Volk, seinen König und seine Königin bei dem Herrn aller Herren, bei dem König aller Könige verklagt: „Die Kinder Israel „haben deinen Bund verlassen und deine Altäre zerbro„chen; ich allein habe um den Herrn, den Gott Zebaoth, „geeifert, ich allein bin übriggeblieben, und sie stehen „darnach, mir das Leben zu nehmen," Elias, der noch immer Rache schnaubt und von Neuem Feuer vom Himmel beschwören möchte, um auch noch Ahab und Isebel zu vernichten, er erhält aus dem still sanften Sausen, in dem der Herr vorübergeht, die vorwurfsvolle Frage: „Was hast du hier zu thun, Elias?" und darnach den demüthigenden Befehl: „Gehe zurück deines Wegs durch die „Wüste, salbe Hasael zum König über Syrien, und Jehu „zum König über Israel, und Elisa, den Sohn Saphat's, „zum Propheten an deine Statt." Nicht mehr soll Ahab König bleiben, aber auch Elias soll nicht mehr Prophet bleiben; an des furchtbaren Gottesstreiters Elias Stelle soll der milde Elisa treten; erst das Gericht und die Strafe, blutige Strafe und schweres Gericht, darnach aber Gnade und Barmherzigkeit, Vergessen und Vergeben, und statt der grimmigen Züchtigung nach menschlicher Gerechtigkeit nun liebende Zucht in göttlicher Erbarmung.

So hat der Allliebende im Himmel sein Volk Israel geführt, so hat Er sein Volk erzogen, und das, meine lieben Kinder, ist eben das Geheimniß der Erziehung, und in solches Geheimniß der Erziehung müßt ihr Kinder eingeweiht werden, damit ihr eure Eltern und Lehrer

verstehen lernt. Hört mich jetzt einmal recht aufmerksam an.

Acht bis zehn Tage sind es heute, daß ihr am Ende des Halbjahres in diesem Saale eure Schulzeugnisse erhalten habt. Das war für die Leichtsinnigen unter euch, für die Trägen und Arbeitsscheuen, für die Ungesitteten, Muthwilligen und Unaufmerksamen ein strenges Gericht; es mußte ihnen wehe, oft sehr wehe gethan werden, damit sie nicht dereinst als freche Baalsdiener den Götzen der Weltlust und Eitelkeit nachlaufen, ihren Herrn und Gott im Himmel lästern und seinem Gericht auf Erden und im Himmel verfallen. Darum also ist der Tadel und Zorn ihrer Eltern und Lehrer wie ein Sturmwind über sie hereingebrochen, hat sie, wie ein Erdbeben, in dem Innersten ihrer Herzen aufgeschüttelt und mit einem heiligen Feuer ihren Uebermuth verzehrt. Ist damit aller Muth verzehrt, alles Vertrauen auf Gott und die Menschen und die eigne Willenskraft gebrochen, aller Glaube an eine bessere Zukunst zerstört worden? Das wolle Gott nicht! Nein, das will Gott nicht; Er, der dem Elias im still sanften Sausen erschien, Er, der die Liebe selbst ist, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott des Trostes, Er kam auch zu uns heute in diese Schulräume gezogen mit still sanftem Sausen, als wir sangen: „Jesus nimmt die Sünder an! Sagt doch dieses „Trostwort Allen, welche von der rechten Bahn auf ver„kehrten Weg gefallen. Hier ist, was sie retten kann: „Jesus nimmt die Sünder an!“ Ja, vor Jesu, dem Freund der Sünder, und vor Ihm, dem alliebenden Vater im Himmel, kann sich auch die Seele des Sünders wieder erheben; an seiner Gnade richtet sich auch das reuige Kind wieder empor und betet mit froher Zuversicht: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!

Und eure Eltern und Lehrer wissen gar wohl, was der Apostel will, wenn er sie ermahnt, ihre Kinder so zu ziehen, daß sie, wie er sagt, nicht scheu werden. Was macht aber die Kinder scheu? Die knechtische Furcht ist es, die peinliche Furcht vor Eltern und Lehrern, dieselbe Furcht, welche ja doch das Uebel nur um so ärger macht. Denn soll irgend eine Sünde durch die scheue Furcht gebannt werden, so erzeugt dieselbe Furcht nun die Lüge mit ihrem ganzen abscheulichen Gefolge, und wir haben einen Teufel ausgetrieben und dafür sieben andern Teufeln die Stätte bereitet. Darum bieten euch heute zum Anfang des neuen Halbjahres Eltern und Lehrer wiederum freundlich die Hand, ja, sie selbst ermuthigen euch und ermuntern euch, und sprechen: „Wage es getrost, mein Sohn, wage es getrost, meine Tochter, weise zu werden; wage es nur, die Freunde und Seelsorger sind immer nah, sie freuen sich über den kleinsten Anfang, den du im Guten machst, und oft sogar sind sie schon zufrieden, wenn sie nur den guten Willen sehen. Denn in einer Stunde oder in einem Tage ist freilich nicht Alles gutzumachen, was seit Jahren böse geworden ist; aber wage es immerhin, unternimm es, weise und gut, verständig und wohlgesittet zu werden." So sprechen heute eure Eltern und Lehrer, und ihr wisset es also, ihr Schwachen und Thörichten, ihr Unvernünftigen und Gottlosen, daß ihr zwar in euerm Vater und in euerm Lehrer einen gewaltigen Elias habt, der für Gottes Recht und Gesetz, für Gottes Wahrheit und Ehre mit unerbittlicher Strenge eure Roheit oder Trägheit, eure Lüge oder Frechheit bekämpfen und durch seinen Feuereifer bändigen wird; ihr wisset aber auch, daß ihr in demselben Vater und in demselben Lehrer einen sanften und milden Elisa habt, der freundlich zu denen spricht, die in ihrem Herzen ver-

zagt sind, sie aufrichtet und tröstet und zu allem guten Werk geschickt macht, einen Elisa, der nicht Tod und Vernichtung, wie Elias, um sich verbreitet, sondern Leben und Auferstehung in das Haus der Witwe und in die Wohnung seines Gastfreundes bringt. Oder wäre das Evangelium nicht auch für die garstigen und bösen Kinder eine frohe Botschaft? Sagt unser Herr Jesus nicht, daß über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude sein wird im Himmel, als über neunundneunzig Gerechte; und wird sich nicht auch euer Lehrer über ein schlechtes Kind, das da gut wird, mehr freuen, als über neunundfunfzig Kinder, welche gut waren? O, das ist eine gar frohe Botschaft zum neuen Halbjahr, die ich euch da bringe, ihr Kinder; und wenn ich euch vollends nun an das Gleichniß vom verlornen Sohn erinnere, ach, so möchte man jauchzen vor Freude über dieses Kinderevangelium. Der verlorne Sohn machte sich auf und kehrte zurück zu seinem Vater; da er aber noch fern von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, und er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn aber sprach: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße.“ Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: „Bringt das beste Kleid hervor und legt es ihm an, und gebt ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße. Und bringt ein gemästetes Kalb und schlachtet es, laßt uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

Und derselbe Kinderfreund, welcher das Gleichniß vom verlornen Sohn uns erzählt hat, hat er wohl, als er die Kindlein zu sich bringen ließ, einem unter ihnen gewehrt?

Hat er gefragt, welches die guten und welches die bösen Kindlein waren? Nein, er läßt alle, alle zu sich kommen und segnet sie alle. Und so werden es denn auch heute eure guten Lehrer mit euch machen. Da sitzt vielleicht ein sehr schwaches, thörichtes, garstiges Kind, das noch vor kurzem hier ein schlechtes Zeugniß erhielt; aber obschon ihr seitdem nur acht Tage älter geworden seid, hat doch dasselbe Kind seitdem die besten Vorsätze gefaßt und seinen Willen ganz ernstlich auf das Gute gerichtet; ach, es ist so vielleicht besser und achtbarer, als ein anderes Kind mit gutem Zeugniß, das auf seine Tugend stolz sich blähet und brüstet und denkt: „Wie danke ich doch Gott, daß ich nicht bin, wie dieser Zöllner!“ Wir Lehrer können euch nicht in das Herz schauen; wir können euch — nur lieben! Und die Liebe glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles; die Liebe hört auch nimmer auf, so doch alles Andere aufhören wird. Denn Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm! Ja, es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.

Darum, ihr Kinder, die ihr reuigen und zerknirschten Herzens heute hieher gekommen seid, seid getrost und unverzagt! Glaubt nur an Gott und vertrauet dem Vater der Barmherzigkeit und dem Gotte alles Trostes; glaubt an eure Eltern und vertraut der unerschöpflichen Liebe des Vater- und Mutterherzens; glaubt an eure Lehrer und vertrauet ihrer Langmuth und Geduld — ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker — glaubt an euch selbst und vertraut dem Ebenbild Gottes, zu dem auch ihr geschaffen seid, und das auch in euch noch fortlebt: dann tritt der treue Seelenhirt Jesus Christus auch zu euch mit himmlischem Lächeln und spricht:

Mein Sohn, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden und sündige hinfort nicht mehr! Amen.

Leipziger Gesangbuch Nr. 353. V. 4.

Kommet alle, kommt herzu,
Kommet, ihr betrübten Sünder!
Jesus gibt den Seelen Ruh,
Macht aus Sündern Gottes Kinder.
Auf! und laßt uns zu ihm nahn!
Jesus nimmt die Sünder an.

---

## Einundzwanzigster (71.) Brief.

### Ueber den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung.

Trotz aller Schulvisitationen und Lehrerkonferenzen, trotz aller Schulgrammatiken und Sprachdenklehren, trotz alles systematischen und alles mechanischen Unterrichtes bleibt doch die liebe deutsche Rechtschreibung in unsern Schulen noch immer das ewige Kreuz der Lehrer und der ewige Verdruß der Eltern, und so begrüßen wir alle sicherlich jeden Versuch, den eigentlichen Fehler bei Behandlung dieses Unterrichts zu entdecken, mit der aufrichtigsten Freude. Deshalb heiße ich denn auch das jüngst in Leipzig bei Wengler erschienene Buch des Bürgerschullehrers Naumann: Methodik der deutschen Rechtschreibung, hierdurch bestens willkommen, einmal, weil es den jetzigen Zustand der Sachen, der leider noch sehr schlimm ist, wieder einmal mit lebendigen Farben schildert und dadurch mittelbar zur Heilung so böser Schäden

recht eindringlich wiederum auffordert, und zum Andern, weil es dem Verfasser wohl auch gelungen ist, unmittelbar zu dieser Heilung etwas beizutragen. Ehe ich dies jedoch nachweisen kann, muß ich einige allgemeine Betrachtungen vorausschicken, um wo möglich den Verfasser und seine Leser bei einigen bösen Klippen glücklich vorüberzugeleiten.

Um mit einem Gleichniß zu beginnen, so möchte ich fragen: Welche Polizei ist die beste? Ist es diejenige, welche die Verbrechen unermüdlich verfolgt und sicher entdeckt? oder diejenige, welche die Verbrechen durch vorbeugende Maßregeln glücklich verhütet und gleichsam unmöglich macht? Gewiß ist — auch nach der Meinung unsers Verfassers — die letztere Polizei auch die verdienstlichere; und so wollen wir denn hier für die Erziehungskunst überhaupt den Grundsatz aufstellen, daß man, soviel als möglich, die Fehler bei unsern Kindern verhüten und ihnen zuvorkommen müsse, und daß es deshalb die größte Sorge bleibt, das Kind gar nicht in die Gefahr zu bringen, einen Fehler zu machen.

Auf einen Unterrichtsgegenstand dies angewendet, bedürften wir demnach einer klüglich berechnenden Methode, der sogenannten kalkulirenden Methode, welche durch langsame, nachhaltige und wohlberechnete Gewöhnung an das Richtige und Gute schließlich das Falsche und Schlechte gar nicht aufkommen läßt, nichts dem Zufall preisgibt und erst spät, sehr spät etwas mit ihren Kindern wagt, und bei welcher ebendeshalb Hefte, die mit rother Dinte überschwemmt sind, gar nicht vorkommen können. Dergleichen Hefte nöthigen uns zwar, den Fleiß des Lehrers anerkennend zu loben, nicht aber dessen Berechnungsgabe und Geschicklichkeit. Und gerade bei der deutschen Rechtschreibung unserer Kinder sind diese

zwei Eigenschaften des Lehrers am allernöthigsten; Schade nur, daß so oft selbst der einsichtsvollste Lehrer durch die Schulbücher und Schulpläne seiner Anstalt nicht wenig behindert ist. Wir verlangen nemlich bei diesem Unterricht

1. ein nach diesen Grundsätzen streng abgefaßtes Lesebuch, welches zwar von vornherein zusammenhängende Lesestücke bietet, diese jedoch genau nach dem Bedürfniß und der Fähigkeit der Kinder gewählt und bearbeitet haben muß. Es darf durchaus nicht, wie z. B. Jacotot dies in seinem Falle erlaubt, jedes beliebige Buch hierbei verwendet werden. Für die Elementarschule ist bei mir in Gebrauch: Des Kindes erstes Lese- und Schreibebuch, sowie: Des Kindes zweites Lesebuch (Leipzig, Dürr'sche Verlagsbuchhandlung 1856); an diese zwei Bändchen schließt sich an: Elementarbuch der deutschen Sprache, wiederum in zwei Theilen (Leipzig, Fries'sche Buchhandlung 1854); durch alle vier Schulbücher läuft eine einzige große Rechnung hindurch, so daß z. B. das zweite Schulbuch mit einem „Verzeichniß der Wörter, welche durch die Diktate eingeübt worden sind", schließt und das dritte Schulbuch sofort mit derselben Liste wieder anfängt, zugleich auch verlangt, „daß sie anfangs allwöchentlich wiederholt werde", und nunmehr blos mit diesen Wörtern und den wenigen, jedem Paragraph vorgedruckten neuen Wörtern weiterbaut. Verfährt ein Lehrer in dieser Weise, so kann er sehr wohl, wie unser Verfasser dies mit vollem Rechte verlangt, zu jeder Zeit für eine ganz bestimmte Zahl richtig geschriebener Wörter bei seinen Kindern bürgen; es ist eben Alles haarscharf kalkulirt oder berechnet, und es sollen in der That die Kinder vom 6. bis 13. oder 14. Jahre nicht einen Augenblick vom Gängelband gelassen werden.

Mögen sie nach dieser Zeit schreiben, was sie wollen; früher nicht. Man soll von der Schule nicht eher etwas Fertiges verlangen, als bis sie selbst erklärt, daß sie fertig ist, und sie wird nun eben mit diesem sehr schweren Stück — einem wahren Meisterstück — nicht früher, als in des Kindes 13. oder 14. Jahre, fertig. Es gehört demnach zu Erreichung unsers Zwecks ferner,

2. daß man sich das Ziel ja nicht zu nahe steckt, sondern den ganzen langen Zeitraum vom 6. bis 13. oder 14. Lebensjahre des Kindes zu Grunde legt. „Zeit bricht Rosen!" Iuventus vult exspectari, man muß der lieben Jugend Zeit lassen. — Endlich gehört aber auch noch dazu,

3. daß Eltern und Lehrer nicht durch gelegentliche, entweder absichtliche oder unabsichtliche Abweichungen und Ausschreitungen von dem Lehrgange der Schule die Erfolge jenes Verfahrens wiederum zerstören.

Wollte man mir hier einwenden, daß die Muttersprache doch schwerlich so ängstlich und vorsichtig gelehrt zu werden brauche, wie eine fremde Sprache, so antworte ich hierauf: Eben mit diesem Grundsatze verdirbt man Alles, und eben mit diesem Grundsatz hat man es soweit gebracht, daß z. B. die Schülerinnen meiner englischen Klassen zum größten Theil ihr Englisch richtiger schreiben, als viele fremde Mädchen ihr Deutsch. Eben mit diesem Grundsatz legt man sich gewöhnlich, wie auch unser Verfasser klagt, bei unsern Kindern, sobald sie die Elementarschule verlassen haben, nunmehr keinen Zwang weiter an, sondern läßt aufs Gerathewohl niederschreiben, was das sogenannte Thema der Stylübung zufällig mit sich bringt. Daß ein Kind ein Wort aussprechen und gebrauchen und selbst richtig und fließend lesen kann,

ist noch gar kein Beweis, daß es dasselbe Wort auch richtig schreiben kann. Es wird demnach in dem ganzen Laufe dieser 7 bis 8 Jahre das Kind niemals weder zu Hause noch in der Schule ein deutsches Wort schreiben dürfen, welches es nicht vorher in seinem Lesebuche gesehen, einmal ordentlich einstudirt und einmal also sich tüchtig eingeprägt hat. Immer und immer muß die Frage Jacotot's wiederkehren: „Wo hast Du dies Wort gesehen?" und kann es den Paragraphen nicht nennen oder das Wort nicht finden, so darf es das Wort nicht schreiben, darf es unter keiner Bedingung niederschreiben.

Es bleibt nun einmal der Vogel-Bormann'sche Grundsatz unumstößlich, daß nicht sowohl der Verstand und das Gedächtniß, sondern bei Weitem mehr die Einbildungskraft und folglich das Auge die Rechtschreibung der Wörter bedingt. Es gibt sehr kluge Kinder, welche gleichwohl sehr unrichtig schreiben, und ebenso gibt es sehr unkluge Kinder, welche gleichwohl sehr richtig schreiben; ja, wissenschaftlicher Sinn und künstlerische Anschauung sind sogar nur selten in hohem Grade beisammen. Die Rechtschreibung ist nun aber größtentheils eine Sache künstlerischer Anschauung und Einbildung, und so ist nach dem obigen Grundsatze auch nichts sorgfältiger zu vermeiden, als die Verunreinigung, Ueberfüllung und Verwirrung der Sprachphantasie.

Wer seine Kinder viele Seiten bunt durcheinander laufende Wörter abschreiben läßt, — ein sehr beliebtes, auch von unserm Verfasser scharf getadeltes Auskunftsmittel, die Kleinen zu Hause oder in der Schule auf den Platz zu fesseln, — der überfüllt ihre Einbildungskraft und verwirrt sie eben dadurch: wo sollen so viele und

oft so schwere Wörter in dem kleinen Kopfe Platz finden? — Wer seinen Kindern falsch geschriebene oder falsch gedruckte Wörter (sogenannte Kakographie) zur Verbesserung vorlegt; wer sie dazu anhält, die fehlerhaften Stellen ihrer Arbeiten einmal mit dem Fehler und ein zweites Mal ohne denselben abzuschreiben; wer ihnen viel und aufs Gerathewohl, d. h. ohne die betreffende Stelle des Buchs Tags zuvor einstudiren zu lassen, diktirt; wer wohl gar sie nöthigt, während der Lehrstunden den Vortrag des Lehrers nachzuschreiben: der verunreinigt nach allen Regeln der Kunst ihre Einbildungskraft, und er soll sich nicht wundern, wenn seine 13jährigen Kinder noch arge Stümper in der Rechtschreibung sind.

„Ach, höre ich da meine Gegner klagen, welche Einförmigkeit und Eintönigkeit des Lesebuchs muß da herrschen!" Das ist aber ein großes Mißverständniß: lesen können die Kinder, was man will, und soviel man will; nur dürfen sie nichts schreiben, als das Wenige, das ihnen ausdrücklich zum Schreiben von der Schule gegeben wird.

„Ach, wie müssen da die schönen Stylübungen geschichtlichen, geographischen, naturgeschichtlichen und selbst religiösen Inhalts zusammenschrumpfen", höre ich einen Andern ausrufen. Nun, das ist sicher kein Lehrer; sonst würde er wissen, daß diese Stylübungen in der Regel gar nicht schön sind. Und gibt unser Lesebuch nicht auch genug Stoff, um Arbeiten solchen Inhalts fertigen zu lassen? Nur sollen diese Arbeiten nicht groß, sondern winzig klein sein, wovon auch unser Verfasser einige ganz treffliche Beispiele gibt; sie sollen auch nicht in Lüften schweben, sondern in dem Lesebuch selbst eine breite und sichere Unterlage finden.

„Aber soll denn mein Kind nicht beizeiten einen hübschen Brief schreiben lernen? Es muß sich doch be-

danken, wenn seine Frau Pathe es zum Geburtstag beschenkt hat, und dabei zeigen, wie hübsch weit es schon im Deutschen vorgeschritten ist." Ganz recht; das gute Kind mag immerhin zwei- oder dreimal im Jahre seinen Gedanken und Gefühlen freien Lauf lassen und Briefe schreiben; erlaubt doch selbst ein strenger Klavierlehrer seinem Zöglinge, hin und wieder einmal fremde Noten und ohne Aufsicht zu spielen, so ungern er es auch sieht. Ist übrigens unser Sprachschüler richtig geschult, so wird er ohnehin bei seinem Briefe den größten Theil seines Bedarfs ganz von selbst in dem ihm bekannten Wörtervorrath zu erhaschen wissen; man erinnere sich, wie viel Jacotot's Schüler aus ihrem Telemach zu machen im Stande waren! Und fehlt dem Kinde bei seinem Briefe ein Wort, so wird es sich dieses Wort mit großer Ruhe und Fassung von den Erwachsenen ausbitten; denn „wir haben, sagt es, dieses Wort noch nicht gehabt", und „ein solches Wort, denkt es, brauche ich auch nicht zu wissen, darf es auch nicht ohne Weiteres schreiben." Und einem solchen Begehren willfahre man dann auch ohne Widerstreben; das Kind hat soviel Achtung vor seiner Muttersprache, daß es ein auf das Gerathewohl zusammengestümpertes Wort nicht hinschreiben will: möchte sich doch ja kein Erwachsener in dieser Achtung vor der Sprache durch das Kind beschämen lassen!

„Und so soll ich wohl gar, wie es in den englischen und französischen Lehrstunden geschieht, jedes Diktat Tags zuvor ansagen, damit die Kinder es zu Hause einstudiren und keinen Fehler machen?" Allerdings; denn das ist eben die Hauptsache, daß sie keinen Fehler machen. Haben sie jahrelang ohne Fehler geschrieben, so wird es ihnen zuletzt — aber auch nur

zuletzt — ganz unmöglich sein, mit Fehlern zu schreiben. Die Tugend ist eine schöne Gewohnheit — für den Unschuldigen: möchten wir nur unsern Kindern ihre Unschuld, d. h. das Nichtwissen des Unrechts, in allen Dingen, und so auch in der Rechtschreibung, recht lange erhalten!

„Aber, meint ein anderer Lehrer, es gibt doch auch Kinder, welche eine unverwüstliche Anlage zum Leichtsinn oder zur Verworrenheit haben, so daß sie selbst bei aller Vorsicht des Lehrers ganz tolle und abscheuliche Dinge schreiben.“ Nun wohlan, so mögen diese Schüler oder Schülerinnen angehalten werden, alltäglich drei Druckzeilen (mehr ja nicht!) einzustudiren, sich darnach sofort von irgend Jemandem zu Hause (und wäre es das Dienstmädchen) diese Zeilen diktiren zu lassen und sie nach dem Buche selbst zu verbessern. Alltäglich, sage ich; denn Uebung macht den Meister!“ Diese 18 bis 21 diktirten Druckzeilen lassen sich dann auch allwöchentlich einmal von dem Lehrer nachsehen.

„Aber einmal in dem ganzen Monat darf ich doch aufs Gerathewohl diktiren, um mich zu überzeugen, wie weit es die Kinder überhaupt gebracht haben“, höre ich endlich noch einen Lehrer fragen, der nun einmal das Probiren nicht lassen kann, der nicht warten gelernt hat, auch nicht weiß, wie schädlich dieses täppische hin und her Rathen der Kinder ist. Stellen doch gewisse Väter und Mütter und Erzieher, obschon sie täglich den lieben Gott im Vaterunser bitten: Führe uns nicht in Versuchung! ihre Kinder auf die Probe, ob sie lügen, naschen, stehlen werden, und zerstören vielleicht mit einem einzigen unglücklichen Versuch der Art das ganze Gebäude der schwachen kindlichen Tugend! wie sollte nicht auch ein unkluger Lehrer durch unzeitiges Probiren dem Kinde seine schwächliche Orthographie einmal auf Monate wie-

derum zerstören? Nicht wenig trägt zu solchen Mißgriffen auch bei, daß wir selbst bei unsern Lehrern mit rother Dinte überschwemmte Hefte gehabt haben, und daß deshalb so mancher Lehrer auch heutzutage noch mit dergleichen Heften einen Beweis seiner Treue und Gewissenhaftigkeit zu geben glaubt, einen wahren Blutdurst mit auf das Katheder bringt und nicht eher ruht, als bis er sich und seine Kinder in rother Dinte gebadet hat. Nun wohlan, so will ich denn diesen probirungssüchtigen und blutdürstigen Lehrern auch eine recht kriegerische Geschichte erzählen; vielleicht lassen sich so die Unverbesserlichen noch bessern.

Ein General meinte, es sei mit den gewöhnlichen Kriegsübungen nicht genug, um sich zu überzeugen, ob die Mannschaft kriegstüchtig sei; darum ließ er einmal im Monat Oktober zum Schluß einer ziemlich erhitzenden Kriegsübung die Mannschaft mit Sack und Pack durch einen Kanal schwimmen. Wirklich kamen Alle hindurch; aber acht Tage nachher lagen noch funfzehn im Krankenhaus, und vierzehn Tage nachher waren zwei todt. Im Grunde war dies noch ein Glück zu nennen; denn ohne diese Kranken und Todten hätte dieser kühne Feldherr wahrscheinlich bei der nächsten Kriegsübung scharf schießen lassen, um seine Soldaten von den etwaigen Anfällen des Kanonenfiebers im Voraus zu heilen. Also spielt, liebe Eltern und Lehrer, nicht mit euern Kindern Beresina, wie jener General mit seinen Soldaten, weder in der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, noch in der Rechtschreibung, noch sonstwo bei der Erziehung: was einmal zu Grunde gegangen ist, kehrt nimmer wieder, und was einmal erkrankt ist, könnte vielleicht für immer zu Grunde gehen.

Aber so sind wir Erwachsenen nun einmal mit unsern Kindern! Die Entwickelung ihrer Kraft abzuwarten,

ruhig und geduldig, monatelang und jahrelang ruhig abzuwarten, ist nicht unsere Sache, wie überhaupt die Kunst zu warten nicht Jedermanns Sache ist. Im Gefühl unserer eignen Kraft stürmen wir in die kleinen, zarten Wesen hinein und werden dadurch nicht selten denselben Kindern ähnlich, welche wir mitleidig belächeln, wenn sie tagtäglich mit ihren Fingerchen einer keimenden Bohne oder Erbse nachgraben, um zu sehen, „wie weit sie ist", oder tagtäglich an einer Schmetterlingspuppe knaupeln, um zu sehen, ob die Hülle bald platzen wird, darüber aber — weder ihre Bohne aufgehen noch ihren Schmetterling auskriechen sehen.

Lassen wir unsere Kinder wachsen, wie der Herrgott das Gras wachsen läßt: niemand sieht das Gras wachsen, niemand hört das Gras wachsen, und es wächst doch!

---

## Zweiundzwanzigster (72.) Brief.

### Naumann, Methodik der deutschen Rechtschreibung.

Nach den Herzensergießungen des vorigen Briefs wird man leicht ermessen, wie mir zu Muthe ward, als ich bei unserm Verfasser zuerst S. 7 las, „es könne und müsse mit dem 12. Jahre die Orthographie bewältigt sein"; später S. 67 sogar fand, daß sein ganzer Lehrstoff in 3 Jahren, nemlich mit dem Ende des 10. Lebensjahres der Kinder, bewältigt werden soll; ja auf S. 68 schließlich den Verfasser also sprechen hörte: „Ich bin der Ansicht, daß binnen einem Jahre mit Kindern von 10 Jahren

der ganze Stoff bewältigt werden könne." Der Verfasser nennt dies allerdings jedesmal eine „Bewältigung" des Stoffs; aber ich nenne dies zugleich eine „Vergewaltigung" der Kinder, gegen welche jeder Freund der Kinder und jeder Kenner der Kindesnatur förmlich und feierlich Einspruch erheben muß. Wozu auch, möchte man den Verfasser fragen, diese Eile, diese Ueberstürzung? Unsere Kinder verlassen mit dem 13. oder 14. Jahre die Schule, warum sollen sie mit der Rechtschreibung im 10. Jahre fertig werden? Ich habe die Rechtschreibung oben ein Meisterstück genannt; nun, das Meisterstück macht Einer ganz zuletzt, ehe er selbstständig wird. Oder wäre es nur das Gesellenstück? Hören wir, wie der Verfasser selbst von seiner Aufgabe spricht. S. 7 heißt es zwar, daß „bei dem überaus einfachen Bau unserer deutschen Wörter mindestens die Hälfte derselben nach ein- oder zweimaliger genauer Anschauung gar nicht falsch geschrieben werden kann"; aber wenn die ganze andere Hälfte schwierig ist, so ist das noch eine sehr große Aufgabe, weshalb der Verfasser S. 10 sehr richtig sagt: „Hat nicht" (beim Lesen; aber wer soll die Kinder nicht lesen lassen?) „das Auge Hunderte von Formen in der Zusammenstellung zu fixiren?" und S. 25: „Welche Schwierigkeiten thürmen sich erst durch unsere Dehnungszeichen auf! Der Beispiele dafür liegen für jeden Lehrer so viele vor, daß ich sie hier wohl füglich übergehen kann;" und endlich S. 32: „Der Unterweisung in der Rechtschreibung darf am wenigsten eine gewisse Einheit in dieser außerordentlichen Vielheit und Mannigfaltigkeit abgehen." Ja wohl ist die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Anschauungen, Betrachtungen und Ueberlegungen bei der Rechtschreibung einer Sprache so groß, daß Niemand, der seine Kinder lieb hat, auch nur wünschen kann, sie möchten

mit dem Ende des 10. Jahres alle diese Schwierigkeiten überwunden haben. Es ist nicht möglich, und wäre es möglich, so wäre es nicht dienlich. Junge Pferde laufen sich unter dem Leibe ihres Reiters, wenn dieser nicht gescheidter ist, als sein Pferd, ganz von selbst zu Tode, und so ist's auch mit vielen Kindern an der Hand ihrer ehrgeizigen oder allzu eifrigen Lehrmeister.

Leid wäre es mir nebenbei auch um jede Sprache eines Kulturvolkes, und so auch um unsere deutsche Muttersprache, wenn sie soweit heruntergekommen wäre, daß so ein Knäblein oder Mägdlein von 10 Jahren den ganzen Reichthum an Formen, Farben, Schattirungen, Wandlungen und Beugungen der Sprache in seine Gewalt bringen könnte Jede Kultursprache hat doch wenigstens eine Geschichte von 5 bis 600 Jahren hinter sich; aber diese müßte sie vollständig verleugnen, wenn das, was der Verfasser oben behauptet, zur Wahrheit werden sollte. Der Verfasser bedenkt nicht, daß schließlich doch nicht Alles durch blose Anschauung erreicht werden kann, obschon er S. 41 ganz richtig sagt: „Bei allen diesen Uebungen auf dieser, wie auf den folgenden Stufen, versteht es sich wohl von selbst, daß die Kinder nur von solchen Wörtern Gebrauch machen dürfen, die bereits durch den Unterricht begründet worden sind.“ Nun, diese durch den Unterricht erzielte „Begründung“ ist doch sicherlich keine Anschauung mehr; und so hätte der Verfasser, wie billig, zu der von ihm auch auf dem Titel des Buchs als einziges Heilmittel gegebenen „Anschauung“ ein sehr wirksames, aber auch sehr weitschichtiges zweites Heilmittel gefunden, nemlich die „Begründung“, ein ungeheures Regelwerk, das man in der That auch gar nicht entbehren kann und ganz von selbst auf mehr als 3 Jahre vertheilt, ein Regelwerk, welches unser Verfasser soweit treibt, daß er nicht

blos die ganze Sprachlehre, z. B. vom einfachen, erweiterten, zusammengezogenen und zusammengesetzten Satz, sondern selbst die Sprachdenklehre, welche bekanntlich gar nicht mehr Sprachlehre ist, so nöthig sie auch in der Schule erscheint, in seinen Arbeits- und Wirkungskreis zieht. Was hat die Rechtschreibung mit den Fragen und Aufgaben auf S. 42 und 47 bis 52, sowie auf S. 61 bis 66 zu thun? Mindestens die Hälfte gehört nicht hierher, z. B. Sucht zwei Dinge auf, welche entgegengesetzte Eigenschaften haben: Der Stein ist hart, die Wolle ist weich. Gebt an, was ein Ding hat: Das Pferd hat eine Mähne, der Ochs hat Hörner. Oder: Die Aussage ist durch ein Umstandswort der Art und Weise näher bestimmt: Die Glocke tönt laut; die Kornblume blüht blau; die Biene arbeitet emsig.

Und so komme ich endlich auf den eigentlichen Kern des Buchs, auf des Verfassers „Wörterschatz", ein wahres Reimlexikon, das manchem schlechten Dichter gute Dienste leisten könnte, unsern Schülern und Schülerinnen aber similia similibus, wie der Verfasser sagt, Aehnliches zu Aehnlichem bringen und ihnen dadurch einen „geordneten Anschauungsunterricht", wie der Titel des Buchs lautet, bieten soll. Dieser Gedanke ist jedenfalls sehr richtig, sehr annehmbar und sehr fruchtbringend, und ich erlaube mir schließlich nur einige Fragen an den Verfasser, in der Absicht, seinem Buche selbst und der guten Sache, die es vertritt, dadurch Vorschub zu leisten:

1. Was ließe sich thun, daß Lehrer und Kinder ein gegebenes Wort in diesem Labyrinth auffinden und sich selbst zurechtfinden können?

2. Wieviel Wörter sind es zusammen? Ich schätze den ganzen Vorrath auf nicht weniger als 66 mal 66, also ungefähr 5000 Wörter.

3. Wieviel kommen wohl für 8 bis 10jährige Kinder noch zu früh und sind deshalb entbehrlich? Ich schlage diese Zahl sehr hoch an.

4. Muß der Lehrer nicht gewarnt werden, den Stoff des Wörterschatzes, der sich bei der Besprechung der Wörter ganz ungeheuer erweitert, auch beim schriftlichen Gebrauch ins Unendliche zu vermehren? Der Verfasser erwähnt S. 40 „kleine Diktate, anfangs in nackten Wörtern, später in kleinen Sätzen.“ Diese kleinen Sätze sind mir sehr verdächtig; denn wenn sie nicht nach der kalkulirenden Methode abgefaßt sind, schießen sie sofort über das Ziel hinaus, indem sie massenweise Dinge bringen, welche noch nicht dagewesen sind.

5. Wie will der Verfasser, wenn er eine solche gelegentliche Erweiterung und Vermehrung des Wörterschatzes, wie billig, untersagt, verhüten, daß das schriftliche Ueben und Einstudiren einzelner abgerissener oder, wie er sagt, nackter Wörter nicht unsäglich trocken, langweilig und geisttödtend wird?

6. Wo und wie können die Kinder die S. 40 und 46 genannten Diktate Tags zuvor einstudiren? Ohne diese häusliche Vorbereitung auf jedes einzelne Diktat entsteht sofort ein ärgerliches Blutbad bei der Verbesserung der Hefte; denn daß sie aus dem Dagewesenen überhaupt entlehnt sind, reicht nicht hin. Möge es dem Verfasser gefallen, zur Beseitigung meiner Befürchtungen oben und hier eine Sammlung von Diktaten noch erscheinen zu lassen: Diktate sind und bleiben zur Förderung der Rechtschreibung die Hauptsache, doch nur einstudirte Diktate.

7. Wird der Verfasser auch den grammatischen Theil seiner Methode, der mindestens dreimal soviel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, als der Wörterschatz, eben-

falls für die Kinder bearbeiten? Was wir hier in Händen haben, ist offenbar nur für den Lehrer bestimmt. Ich wiederhole hier, daß der Titel des Buches nur ein einziges Heilmittel angibt, während der Verfasser im Buche selbst zwei Heilmittel empfiehlt und behandelt, Anschauung und Begründung.

8. Ließe sich die tabellarische Form des Wörterschatzes, welche einen sehr bedeutenden Papier-Aufwand und kostspieligen Satz in der Druckerei nöthig macht, nicht so abändern, daß diese neun Bogen in vier zusammenschrumpfen?

Diese letzte Frage bekundet deutlich, daß ich den Werth der vorliegenden Arbeit nicht unterschätze und die größtmögliche Verbreitung dieses Buchs als eines Schulbuches alles Ernstes wünsche; und es möge dies, wie ich ebenfalls und ganz aufrichtig wünsche, geeignet sein, dem Verfasser das, was ich anfangs wider ihn hier gesprochen habe, verschmerzen, wenn auch nicht vergessen zu lassen.

## Dreiundzwanzigster (73.) Brief.

### Die Kreide und die rothe Dinte in der Schule.

Jüngst erzählte mir der Vater eines Schulknaben, daß sein Sohn am Morgen beim Aufstehen sich, wie man zu sagen pflegt, geschaudert habe, und daß er, über diese bei ganz gesundem Körper auffällige Erscheinung befragt, geantwortet habe: „Ich komme heute in der Schule an „die Reihe, eine ganze Stunde lang an der schwarzen

„Tafel Alles vorrechnen zu müssen, und das ist wirklich „schauderhaft." Vater und Mutter hatten darüber herzlich gelacht und dem Knaben zuletzt gesagt, daß ihm das recht gesund sein werde, und daß er, wenn er nur sonst etwas Ordentliches gelernt hätte, sich davor nicht zu schaudern brauche.

Gerade umgekehrt erzählte mir bald darauf, kurz nach dem Anfang eines neuen Schuljahres, ein Lehrer, er habe jüngst einen Schüler an die Wandtafel gerufen, dort ihn rechnen, später auch einzelne Wörter und ganze Sätze anschreiben lassen, es sei aber darüber eine solche Bewegung in der Klasse entstanden, daß er diese übrigens sehr gutgearteten und wohlgezogenen Kinder lange nicht zur Ruhe habe bringen können; einige hätten sich geberdet, als steige Kolter auf das Seil oder Weitzmann brenne ein Feuerwerk ab; endlich habe er diese ganz aus dem Häuschen gebrachten Kinder gefragt: „Hat Euch denn Euer Lehrer in der vorigen Klasse nie etwas an die Wandtafel schreiben lassen?" „Nein." „Und der vorvorige Lehrer auch nicht?" „Nein." Jetzt erst sei ihm die Sache klar geworden, und er habe nun sofort die Kinder in den nächsten zwei bis drei Tagen erst förmlich geschult, diesen neuen, außerordentlichen Anblick ohne allgemeine Störung der guten Ordnung zu ertragen und den gewaltigen Eindruck dieser Art von theatralischer Aufführung mit dem nöthigen Anstand und der nöthigen Würde hinzunehmen. Und diese Kinder waren zehn bis elf Jahr alt! Sie hatten also drei bis vier Jahre lang die Schule schon besucht, betrachteten aber gleichwohl noch den hohen, breiten Tritt vor der Wandtafel wie die Scene eines Theaters, auf welchem der dahin gerufene Schüler irgend ein belustigendes Stück aufführen soll.

Welcher Unterschied zwischen den Lehrern! Der eine läßt vielleicht täglich seine Schüler oder Schülerinnen

stundenlang vor der Klasse an der Wandtafel schreiben, der andere nicht einen Augenblick das ganze Jahr hindurch!

Was mich betrifft, so freue ich mich jederzeit, wenn ich sehe, daß ein Kind oder, wenn die Tafel groß genug ist, zwei und selbst mehr Kinder etwas vor der Klasse an der Wandtafel anschreiben müssen. Dadurch wird die Aufmerksamkeit Aller sicher und dauernd auf einen Punkt gerichtet und gefesselt; es kann der Lehrer seine Erklärungen nachdrücklich und erfolgreich an das Angeschriebene anschließen, und wenn jemals, so schreitet dann die ganze Klasse vorwärts, wie ein Mann. Schon der Umstand, daß ein Kind an derselben Tafel, wo sonst nur der Lehrer schreibt, etwas ausführt, hebt diese Arbeit ungemein; und wenn man dazu rechnet, daß der Knabe unter den Augen seiner lauernden Mitschüler jede Ziffer und jeden Buchstaben schreibt, so läßt sich leicht beurtheilen, welche Wichtigkeit die Kinder dieser Probe ihrer Geschicklichkeit und Fähigkeit beilegen, wie sie in solchen Augenblicken ihre ganze Kraft zusammennehmen, insbesondere auch, wie trefflich die Knaben in dieser Weise für das öffentliche Leben und zum Handeln in der großen Welt vorgebildet werden, und wie gut die Mädchen hier Gelegenheit finden, die ihrem Geschlecht so natürliche und oft so unbequeme Blödigkeit zu überwinden. Freilich ist die Sache aufhältlich und kostet mehr Zeit, als z. B. das blose Vorbuchstabiren der Wörter; doch dergleichen Vorbuchstabiren läßt die Andern theilnahmlos, und schließlich kommt doch Alles darauf an, nicht wie viel von einzelnen Wenigen, sondern wie sicher ein Weniges von Allen gelernt wird.

Am gewöhnlichsten findet man in den Schulen das Vorrechnen an der Wandtafel, und wenn, wie oben ein Beispiel genannt worden ist, immer je ein Schüler

eine ganze Stunde lang an der Wandtafel vorrechnet, so kommen dabei allerdings am sichersten, wie man zu sagen pflegt, alle Schäden zum Vorschein und finden dabei am sichersten ihre Abhilfe. Aber warum sollten nicht auch Uebersetzungen oder deutsche Stylübungen auf dieselbe Weise vor der Klasse zur Ausführung kommen? Sehr viele Schüler und Schülerinnen wissen nicht, wie sie ihre deutschen Ausarbeitungen zu Hause machen sollen, und erst dann, wenn man sie nöthigt, an der Klassentafel eine solche Arbeit zu machen, sehen sie ein, wieviel zu einer solchen Arbeit gehört, wie behutsam Alles niedergeschrieben werden müsse, wieviel Fragen sich das Kind, ehe es ein Wort zu Papier bringt, vorlegen müsse, und wie man auch das Niedergeschriebene wieder durchlesen und bei dem Folgenden in Betracht ziehen müsse.

Ich trage deshalb kein Bedenken, Eltern und Direktoren, welche finden, daß ihre Kinder die häuslichen Arbeiten schlecht machen, den Rath zu geben, doch einmal nachzuforschen, ob auch wohl jemals die armen Kinder eine Anleitung, wie sie zu Hause arbeiten sollen, in der Klasse erhalten haben. Diejenigen Direktoren gehen hierin jedenfalls den sichersten und besten Weg, welche in den untersten Klassen alle schriftlichen Arbeiten, oder doch die Mehrzahl, innerhalb der Schule und unter den Augen der Lehrer während der Lehrstunden fertigen lassen. Sind auf diese Weise die Kinder in den ersten Schuljahren gut geschult und gewöhnt, so haben die Lehrer der obern Klassen keine Noth mit Sudeleien und Schmierereien, vorausgesetzt, daß auch sie noch kleine Aufgaben geben und bei jeder höhern Forderung, sobald sie bemerken, daß viel schlechte Arbeiten von Hause kommen, sofort wiederum in der Klasse eine Anleitung geben, wie man auf dieser höhern Stufe zu Hause arbeiten müsse.

Einmal vier Wochen lang auch zwölfjährige Kinder in der Schule und während der Lehrstunde die häuslichen Arbeiten unter den Augen des Lehrers fertigen zu lassen, trägt vortreffliche Früchte auf lange Zeit. Aber freilich — freilich — die Eltern sehen das gewöhnlich nicht gern! Sollte man es glauben? Es ist aber in der That so. Immer sollen ihre Kinder schon ganz selbstständig arbeiten, sollen stundenlang zu Hause hübsch ruhig sitzen und studiren und deshalb reichliche und kopfzerbrechende Aufgaben nach Hause bringen, und wenn etwas davon verlautet, daß schriftliche Arbeiten in der Schule gefertigt werden, so wird es dem Lehrer sofort übel ausgelegt, als vergeude er die Zeit, oder als wolle er nur mit fehlerfreien Arbeiten seiner Kinder glänzen. Ja wohl sollen die Arbeiten auch zu Hause wo möglich fehlerfrei werden, und damit sie es werden, dazu gehört nicht blos, daß die Kinder die Sache vollständig verstehen und inne haben, sondern auch, daß sie an der Wandtafel ihrer Klasse mit eignen Augen gesehen haben, wie man es macht, um fehlerfrei zu arbeitn.

Also nur nicht die Kreide gespart! Desto mehr werde die rothe Dinte gespart! Je mehr Kreide Du auf die Arbeit Deiner Kinder verwendest, lieber Amtsbruder, desto weniger rothe Dinte brauchst Du; und ein Lehrer, der wenig Kreide, desto mehr aber rothe Dinte braucht, ist wenigstens nicht — mein Lehrer, wie der obige Brief (71.) über die deutschen Arbeiten zur Genüge dargethan hat.

## Vierundzwanzigster (74.) Brief.

### Schule, Polizei und Elternhaus.

Sehr oft hört man Erwachsene beim Anblick muthwilliger Schulkinder sofort in die Worte ausbrechen: „Nun, das muß auch eine schöne Schule sein, aus welcher „solche Kinder kommen!“ „Nun, diese Kinder müssen „einen schönen Religionsunterricht haben!“ Das ist aber eine sehr lieblose und auch unüberlegte Rede. Wie will man die Schule für einen Straßenunfug verantwortlich machen, da sie ihn doch nicht unmittelbar wegen Zeit- und Ortsentfernung verhindern kann, auch mittelbar unmöglich eine solche Macht über ihre Schüler haben kann, daß alle schädlichen Eindrücke der Außenwelt, alle die bösen Einflüsse der oft ziemlich rohen Umgebungen der Kinder unwirksam gemacht würden. Deswegen muß allerdings zuvörderst die Schule zu ihrer eignen Ehrenrettung den Grundsatz aufstellen, daß die Schüler außerhalb der Schule entweder zu Hause der Obhut und Strafe der Eltern anheimfallen, oder auf der Straße der Beaufsichtigung und Strafe der Polizei verfallen.

Wenn jedoch die Schule zur Abwehr rücksichtsloser Urtheile einerseits nicht zugeben darf, daß man bei Beurtheilung der guten Zucht innerhalb der Schule das Betragen der Kinder außerhalb der Schule gleichsam zur Probe auf das Exempel mache, so erkennt sie andererseits ebenso willig und gern an, daß ihr das Betragen ihrer Schulkinder außerhalb der Schule nicht gleichgiltig sei, daß sie auf nachhaltige gute Sitte, welche auch vor und nach der Schulzeit sich bewähre, hinarbeiten müsse, und daß sie schließlich in jedem Falle, wo ihr bedenkliche

oder gar anstößige Dinge dieser Art zu Ohren kommen, annehmen wolle, sie habe von dem Elternhaus und von der Polizei stillschweigenden Auftrag, sowohl im Voraus durch vorbeugende Maßregeln als auch nachträglich mit Strafe einzuschreiten. Ist die Schule Stellvertreterin der Familie, ist der Lehrer nicht blos Stundengeber, sondern Erzieher, Freund, Vater, Seelsorger und Hoherpriester seiner Schulkinder, so ist es rein undenkbar, daß er ängstlich darnach fragen sollte, ob grobe Schimpfwörter, unfläthige oder gar unzüchtige Reden, Faustschläge oder gar Steinwürfe im Schulhause und im Schulhofe oder funfzig Schritt vor dem Schulhause und Schulhofe gefallen sind: es sind das Alles eben nur einzelne Posten bei der ganzen Summe von Thatsachen, welche das Kindesleben ausmachen, und wenn die Schule nicht für ein Stücklein des Kindes, sondern für das ganze Kind in Gemeinschaft mit den Eltern Sorge trägt, so wird sie auch das Leben des Kindes in der Schule, zu Hause und auf der Straße als ein untheilbares Ganze betrachten und als solches behandeln.

Weit leichter ist es denkbar, daß gewisse, auf eine solche Machtstellung der Schule eifersüchtige Eltern einen dergleichen stillschweigenden Auftrag nicht anerkennen und da, wo sie selbst mit ihrer väterlichen und mütterlichen Gewalt eintreten können, die Schule als ihre Stellvertreterin ablehnen, vielleicht selbst barsch zurückweisen. Ich erinnere mich, daß einmal, als ich einem Knaben gleichsam mittelst Zwangspasses einen ganz bestimmten Schulweg angewiesen hatte, um ein Zusammentreffen mit andern rauflustigen Burschen zu hintertreiben, diese Maßregel von den Eltern des Knaben eine Weile beanstandet wurde, als ob solche Dinge die Schule nichts angingen, und erst später, als ich erklärte, daß ich nunmehr jede

polizeiliche Klage über den Knaben abweisen und den Knaben der polizeilichen Abstrafung überlassen würde, mit Beifall und Dank angenommen wurde.

Und hier sind wir denn bei dem dritten Faktor des Kinderregiments angekommen, bei der Polizei. Sie ist sich wohl bewußt, daß die Gesetze des Staates und selbst die polizeilichen Weisungen, Verpönungen und Strafen im Grunde nur für die Erwachsenen bestimmt und berechnet sind und auf Kinder sich nur unter sehr unbequemen Abänderungen aller Art anwenden lassen, und sie ist deshalb nicht leicht hinsichtlich des Rechtes, die Kinder zu strafen, auf Schule und Haus eifersüchtig, sondern gibt im Gegentheil bei dem Stück Kinderregiment, welches ihr auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zufällt, sehr bereitwillig entweder der Familie oder der Schule ihre Strafaufträge, um auf dem sogenannten disziplinarischen Wege die von den Kindern etwa bedrohte öffentliche Ordnung zu erhalten und sicherzustellen. Vorzugsweise gern gibt sie der Schule Auftrag, in ihrem Namen zu strafen, wahrscheinlich deshalb, weil Eltern ihre Kinder in solchem Falle gern in Schutz nehmen, zunächst aus einer sehr natürlichen und verzeihlichen Vorliebe für ihre Kinder, sowie zweitens in dem bestimmten Bewußtsein, daß die eigne Ehre bei der Ehre des Kindes mit in Gefahr komme; und man hört deshalb aus dem Munde der Erwachsenen überhaupt und der Sicherheitsdiener insbesondere viel häufiger die Frage an muthwillige Kinder richten: „Wie heißest Du? und „wo gehst Du in die Schule?" als: „Wer ist Dein Vater? „und wo wohnt er?" Glaubt jedoch ein Direktor einen solchen Strafauftrag aus was immer für Gründen ablehnen zu müssen, so bleibt es der Polizei unbenommen, selbst die Kinder zu strafen, ohne weiter gehen und das

Elternhaus zu Hilfe nehmen zu müssen; und das war es eben, was ich bei jenen Eltern, welche den Zwangspaß ihres Sohnes nicht anerkennen wollten, geltend machte. Es ist unbezweifelt nur eine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit der Schule, wenn sie anstatt der Polizei eintritt, und das erkennen im Allgemeinen auch die Eltern gern und dankbar an. Ist ja doch der Unterschied zwischen der väterlichen Zucht in Haus und Schule und dem straßenpolizeilichen Aufgreifen und Wegfangen, Verhaften und Abführen so ungeheuer, daß der Schrecken, welchen ein solches polizeiliches Verfahren einem Kinde einjagt, für dessen Gesundheit höchst gefährlich sein würde. Wer die Züge eines Knaben, der auf offener Straße ergriffen, festgenommen und abgeführt wird, jemals gesehen hat, wird das Gesagte begreifen. Unwillkürlich springen in der Regel dann auch alle Erwachsenen dem Schuldigen bei, um dieses unter den Händen des Polizeidieners sich krampfhaft windende kleine Wesen wo möglich zu befreien und zu bergen. Wir Lehrer, die wir uns gewöhnt haben, unsern Gefühlen der straffälligen Jugend gegenüber Gewalt anzuthun, um der Gerechtigkeit, so weh es uns auch thut, freien Lauf zu lassen, wir sind vielleicht die Einzigen, welche das Schauspiel der Verhaftung und Abführung eines muthwilligen Knaben, ohne begütigend und abwehrend einzuschreiten, ansehen können; das ganze übrige Publikum, vor Allen die Frauen suchen gewöhnlich so kräftig vermittelnd der strafenden Gerechtigkeit den Arm zurückzuhalten, daß die Polizei die ärgsten Ausschreitungen der Erwachsenen mitzustrafen hat, wenn sie gegen die Jugend so verfahren will, wie sie nach dem strengen Rechte verfahren kann. Noch vor wenigen Monaten wurden vor dem Bezirksgericht zu Leipzig mehrere Personen zu sehr bedeutenden Freiheitsstrafen verurtheilt, weil

sie ein Kind auf offener Straße in blindem Eifer und mit dem größten Ungestüm aus den Händen der Sicherheitsdiener gerissen hatten. Ebenso frisch ist es den Bewohnern derselben Stadt noch im Gedächtniß, wie sich jüngst ein großer Knabe, der sich einer Beschädigung der öffentlichen Baumanlagen schuldig gemacht hatte, aus Furcht vor einer polizeilichen Abstrafung erhängte.

Also aus Liebe zu dem Kinde, das sich vor einem ernstlichen Einschreiten der Polizei über die Maßen und mit Gefahr für seine Gesundheit und sein Leben entsetzen könnte, sowie um öffentliches Aergerniß, das die Erwachsenen in solchem Falle leicht geben, zu verhindern, übernimmt die Schule auch die Ahndung eines Straßenunfugs, wie sie selbst auf besonderes Verlangen der Eltern, doch sicherlich im Interesse der Eltern selbst nur sehr ungern, die Bestrafung häuslicher Fehltritte und Vergehen ihrer Schulkinder in die Hand nimmt: immer ist es aber nur ein fremder Auftrag, mehr nicht, und als solchen will sie es von den Dienern der öffentlichen Sicherheit, von den Eltern und nicht weniger auch von den Kindern selbst angesehen wissen. Es sage deshalb die Schule ihren Schülern und wiederhole ihnen nachdrücklich bei jeder schicklichen Gelegenheit, daß auf der Straße auch das Kind der Polizei verfalle; daß sich der Schüler nur einmal recht lebhaft vorstellen möge, wie ihm bei einer Verhaftung und Abführung zu Muthe sein würde; daß in solchem Falle die Vorübergehenden ihn wohl gar für einen ergriffenen Dieb halten würden; daß sein Name gar bald in allen Schulen der Stadt werde genannt werden; daß die Schulkinder der Stadt in Zukunft mit Fingern auf ihn zeigen würden, ja daß die ganze Familie dadurch zum Stadtgespräch werden könnte, so daß sich Vater und Mutter und Geschwister seiner schämen

müßten. Dies Alles schildere man dem Kinde und male es mit den grellsten Farben aus, das Gefängniß und den Gewahrsam im Polizeihaus über Nacht nicht ausgenommen, bringe so dem muthwilligen Knaben ein heimliches Grauen vor solcher Gefahr bei, und da Schauspiele der oben genannten Art auf der Straße so sehr selten sind und deshalb keine Furcht einjagen können, so erzähle wenigstens der Lehrer aus eigner oder fremder Erfahrung dergleichen Auftritte, wo ein Kind verhaftet und abgeführt wurde. Darnach erst zeige der Lehrer wie in der Entfernung und nur als eine glückliche Möglichkeit den Fall, wo die Polizei aus Erbarmen den muthwilligen Knaben nur nach seinem Namen und seiner Schule oder nach seinem Vater und dessen Wohnung fragt und seine Bestrafung der Familie oder der Schule auftragsweise übergibt. Aber auch dann bleibe nicht unerwähnt, daß in gewissen Fällen, z. B. im Wiederholungsfall, vielleicht der Vater oder der Direktor einen solchen Auftrag ablehnen, das Kind gleichsam als das seinige verleugnen und es der ganzen Strenge des Gesetzes zuweisen wird.

Als mir einmal von einem Aufseher der öffentlichen Spaziergänge ein Schneeballgefecht, welches zwischen den Schülern einer meiner Klassen Statt gefunden hatte, angezeigt und das von einem Flüchtling verlorne Heft zugleich übergeben wurde, verfuhr ich genau nach den hier aufgestellten Grundsätzen, erklärte der Klasse, daß ich das mir gebrachte Heft zurückschicken würde, und daß der Besitzer des Heftes dann auf die Polizei gerufen werden würde, um die Mitschuldigen anzuzeigen und mit ihnen die polizeiliche Strafe zu leiden. Zu gleicher Zeit ließ ich mir die nähern Umstände erzählen, und als die Schüler mir betheuerten, daß nicht sie jenen Aufseher geschimpft hätten — auch dies war nemlich vorgekommen —

versprach ich ihnen, vorausgesetzt, daß sie mich darum bitten würden, ich wollte mich ihrer annehmen und sie innerhalb der Schule strafen. Darum baten sie denn auch inständigst, und sie haben den nächsten freien Nachmittag darauf drei Stunden Arrest mit großem Danke in der Schule verbüßt. Die Furcht vor der Polizei malte sich während dieser ganzen Verhandlung sehr deutlich auf allen Gesichtern, und ich durfte hoffen, daß das Bewußtsein, sie seien eigentlich nicht mir, sondern ihr verfallen, diesen Knaben für die Zukunft einen sehr heilsamen Schrecken eingejagt hatte.

## Fünfundzwanzigster (75.) Brief.

### Von den schulfreien Nachmittagen.

Jedenfalls stammt die Schuleinrichtung, daß unsern Kindern Mittwochs und Sonnabends der Nachmittag frei gegeben wird, aus der Zeit, wo die meisten Lehranstalten als Pfarrschulen die sogenannte Vesper, d. h. den nachmittägigen Gottesdienst am Sonnabend, auf dem Chor zu versehen hatten, wie aus ganz gleichem Grunde auch am Donnerstag vor den Bußtagen, als an dem sogenannten dies profestus, noch heutzutage an vielen Schulen entweder aus Bedürfniß oder als altes Herkommen der Nachmitttag frei gegeben wird. Ganz folgerecht verlegte man, nachdem am Sonnabend Nachmittag jene Pause innerhalb der Schule festgestellt war, den andern freien Nachmittag auf die Mittwoch, indem

so die beiden Erholungsfristen immer zwischen zwei vollen Schultagen liegen.

Es ist jedoch hierbei nicht zu verkennen, daß die Woche eigentlich drei Erholungsfristen für unsere Kinder haben könnte, nemlich den Sonntag und die zwei freien Nachmittage, und daß nur durch die gewöhnliche Anordnung dieser Pausen aus drei Ruhepunkten zwei geworden sind, von denen die eine, nemlich der Sonntag nebst dem Sonnabend Nachmittag, noch dazu ganz ungebührlich lang ist. Die übermäßige Ausdehnung dieser zuletzt genannten Pause hat nebenbei auch die sehr unangenehme Folge, daß gewisse Kinder — und ihrer sind gar viele — die häuslichen Aufgaben, welche ihnen die Schule für Sonnabend Nachmittag gibt, auf den Sonntag verschieben, wo die Kinder nicht arbeiten sollen, und wo sie, wenn sie arbeiten wollen, mit Unlust oder nur unter mancherlei äußern Hindernissen arbeiten, so daß viele Lehrer, und zwar gerade die ältesten und erfahrensten, es für gerathener halten, für Montag entweder gar keine oder doch nur höchst geringfügige Aufgaben ihren Schulkindern mit nach Hause zu geben, was im Laufe eines ganzen Jahres einen sehr bedeutenden Ausfall macht.

Es erscheint daher durchaus angemessener, unsern Kindern und nicht minder unsern Lehrern, da es möglich und wohl ausführbar ist, stätt der bisherigen zwei Erholungsfristen drei zu gewähren und diese schulfreien Zeiten demnach auf Sonntag, Dienstag und Freitag zu verlegen, indem alle oben bezeichneten Uebelstände, wie ich dies nicht nachzuweisen brauche, auf diese Weise ganz von selbst wegfallen. Dies ist nicht eine Entdeckung, welche ich gemacht hätte, oder eine Erfindung, deren Verdienst ich mir beilegen wollte; im Gegentheil

haben schon jetzt nicht Hunderte, sondern Tausende von Kindern, selbst in unserer Stadt, an öffentlichen Schulen und in Privatanstalten ihre freien Nachmittage am Dienstag und Freitag, anderer Länder gar nicht zu gedenken, wo man zum Theil die freien Nachmittage Mittwochs und Sonnabends gar nicht kennt, wohl auch dafür den Kindern einen ganzen Tag, nemlich den Donnerstag, frei gibt.

Eine gewisse Unbequemlichkeit hat die von mir vorgeschlagene Einrichtung nur in Städten, wo, wie in der unsrigen, die verschiedenen Schulen in diesem Stücke nicht übereinstimmen, indem Privatstunden, Erholungsstunden oder Familienfeste, an welchen Kinder verschiedener Schulen zusammen Theil nehmen sollen, dadurch einigermaßen erschwert werden können. Man möge dagegen aber auch nicht unberücksichtigt lassen, daß andererseits die Privatlehrer durch eine an den verschiedenen Lehranstalten verschiedene Feststellung der schulfreien Nachmittage einen bedeutend größern Spielraum für ihre Privatstunden erhalten, welche sich jetzt zur größten Unbequemlichkeit für Eltern und Privatlehrer ganz auf die zwei Nachmittage der Mittwoch und des Sonnabends zusammendrängen, und daß die Privatlehrer, wenn ihnen in den verschiedenen Familien verschiedene freie Nachmittage zur Verfügung gestellt werden können, dadurch auch hoffentlich in den Stand gesetzt werden, die unbedingt anstößigen sonntägigen Privatstunden aufzugeben. Nimmt man hinzu, daß ohnehin die Lehrstunden an den Nachmittagen um 4 Uhr zu Ende gehen, so sieht man bald, daß unsere Kinder in Privatstunden und Erholungsstunden, sowie bei Familienfesten, an welchen sie mit Kindern anderer Schulen zusammen Theil nehmen sollen, nicht so leicht zu spät kommen, und daß folglich selbst die äußern Vor-

theile der vorgeschlagenen Einrichtung schließlich die äußern Unbequemlichkeiten derselben vollständig aufwiegen dürften.

## Sechsundzwanzigster (76.) Brief.

**Mein Haus — eine Festung! Das Elternhaus — ein Heiligthum!**

Wenn man in London und anderwärts in England durch die Straßen geht und sieht, wie oft weithin zwischen den Häusern und dem Trottoir ein tiefer, ausgemauerter Graben hinläuft, eine durch das Gesetz gebotene Einrichtung, um die bewohnten unterirdischen Räume trocken und gesund zu erhalten, in Deutschland wohl bekannt und doch so selten nachgeahmt: so wird man schon durch die äußere Form der Häuser an das stolze englische Wort: Mein Haus — eine Festung! erinnert und überschreitet das Brückchen, welches von der Straße zu der ängstlich und fest verschlossenen Hausthür hinüberführt, mit einem Gefühl von Zurückhaltung, Achtung und Ehrerbietung, welches uns auch den andern, nicht minder englischen Satz: „Das Elternhaus ein Heiligthum! gleichsam ahnen läßt.

Ueber den ersten Ausspruch das Nöthige beizubringen, überlasse ich dem Rechtsgelehrten, welcher nicht ohne freudige Theilnahme und Billigung uns aus der Geschichte Englands nachweisen wird, wie das englische Volk aus den Jahrhunderten des gröbsten Despotismus, ohne daß es der Vergewaltigung von oben immer die offene Gewalt von unten entgegensetzte, einen wahren Schatz von persönlicher Freiheit heimbrachte, um welche es alle übrige

Völker der Erde noch heute beneiden. Wie wenig kostet es in so vielen europäischen Staaten, um einen Bürger zu verhaften; wie rücksichtslos reißt man in vielen sogenannten zivilisirten und christlichen Staaten den Familienvater aus dem Schoß der Familie; ja, wie lange läßt in denselben Staaten oft der Untersuchungsrichter auf sich warten, um den armen Gefangenen wenigstens zu verhören und ihm zu sagen, warum er seiner Freiheit beraubt ist; der bourbonischen Wirthschaft hier gar nicht zu gedenken, unter welcher ein solches Verhör in gewissen Fällen gar niemals Statt fand! Um einen Engländer aus seiner Wohnung, wohl gar des Nachts aus dem Bett zu holen und abzuführen, dazu gehört ein durch das Gesetz bis zu den geringfügigsten Einzelheiten genau bestimmtes Verfahren; sein Haus ist seine Festung.

Aber seine Familie ist auch ein Heiligthum! Sein Haus zu betreten und nachzufragen, ob die Kinder eine Schule besuchen, und ob sie in dem Falle, daß dies nicht geschieht, häuslichen Unterricht erhalten, das erlaubt selbst der Aermste weder der Staatsbehörde noch seinem Gemeinderath, und wenn unter den Tausenden von völlig verwahrlosten Kindern beiderlei Geschlechts wenigstens einzelne alljährlich zu dem Genusse des allerdürftigsten Unterrichts herangezogen werden sollen, so müssen menschenfreundliche Vereine die Eltern dieser Kinder und diese Kinder selbst durch alle nur mögliche Ueberredungskünste dafür gewinnen oder selbst mit Geschenken und barem Gelde dazu erkaufen.

Ist das nicht eine übertriebene, überspannte Freiheit? — Wie selbst der erste Satz: mein Haus ist eine Festung! mißverstanden oder zu übermüthiger Auslegung gemißbraucht werden kann, zeigt die bekannte launige Erzählung, die mit den Worten beginnt: „Ein Brite war

zu ebner Erde in einem Hause einlogirt und ward von mancherlei Beschwerde des Körpers arg inkommodirt. Sein Arzt, ein kunsterfahrner Mann, rieth ihm als Kur Bewegung an." Dieser Brite — und sicherlich hat der Verfasser des Gedichts absichtlich einen Engländer zum Helden seiner Geschichte gemacht — läßt darnach seine Wohnung zum Gehege umschaffen und antwortet dem Philosophen, der über ihm wohnt und wegen des argen Lärmes Klage führt, mit großem Selbstbewußtsein: „Was ich in meinem Zimmer mache, das kümmert keinen Andern was; das ist nur meine eigne Sache, mir macht einmal das Jagen Spaß. Nicht einen Tag wird's eingestellt! Herr, morgen wird ein Fuchs geprellt!" Aber der Zahlaus kommt bald: der Philosoph macht seine Wohnung und dadurch auch den Forst des Engländers unter ihm zum Teiche und antwortet dem Briten, der nunmehr auch klagt: „Was ich in meinem Zimmer treibe, das kümmert keinen Andern was; ob ich hier lese oder schreibe — mir macht einmal das Fischen Spaß. Nicht einen Tag wird's ausgesetzt! Herr, morgen wird ein Aal gehetzt! Doch daß Sie sehen, ich sei billig, so lassen Sie das Jagen sein, und ich dagegen stelle willig mein Lieblingsfach, das Fischen, ein." Und das Ende vom Liede? „Es gilt, hob Jener lachend an, und so war Alles abgethan."

Ohne allen Zweifel ist nun aber auch der zweite Satz: Das Elternhaus ein Heiligthum! dem Mißverständniß ausgesetzt und einer überspannten, eigensinnigen und selbst übermüthigen Auslegung fähig. Wir haben, um dies sofort einzusehen, nur dieselben Grundsätze, welche auf den sinnlichen und leiblichen Gebieten gelten, auf das Reich der Geister und auf die übersinnlichen Gebiete überzutragen. So sicher uns auch in England die

Obrigkeit gegen einen Nachbar helfen würde, der seine Wohnung zum Teiche oder Forste machen wollte, und so gewiß auch in England die Anhäufung feuergefährlicher Gegenstände in einer Privatwohnung sich der obrigkeitlichen Wahrnehmung und Beaufsichtigung nicht entziehen kann, ebenso gewiß kann es dem Staate, welcher doch für den ganzen Menschen und nicht blos für seinen leiblichen Bestandtheil zu sorgen verpflichtet ist, nicht gleichgiltig sein, wenn ein Theil der zukünftigen Staatsangehörigen inmitten ihrer Familien in vollständiger geistiger Verwahrlosung zu lästigen Taugenichtsen und selbst zu gefährlichen Verbrechern heranwächst, so daß schließlich der Schulzwang auf geistigem Gebiete Dasselbe bezweckt und erreicht, was die Sicherheitspolizei auf leiblichem Gebiete bei Beaufsichtigung der Feueressen, Dachrinnen, Gruben, Schaufenster und Blumenbreter bezweckt und erreicht. Ja, schon der ganz äußere Vortheil müßte hierin den Staat zur Abhilfe veranlassen, insofern Gefängnisse und Zuchthäuser, Strafanstalten und Arbeitshäuser von dem Staate weit größere Zuschüsse verlangen, als die zum größten Theil von den Gemeinden errichteten und unterhaltenen Schulhäuser.

Wollte uns hier ein eifriger Verehrer der Familienfreiheit entgegnen, daß die Feueressen auf den Häusern, die Dachrinnen an den Häusern, die Gruben unter den Häusern und die Schaufenster und Blumenbreter vor den Häusern wären, und daß er so weit sich auch die obrigkeitliche Beaufsichtigung gefallen lassen wolle, daß jedoch in das Haus keine Behörde eindringen dürfe, so würden wir ihm antworten, daß wir auch nicht einen Erziehungszwang, sondern nur einen Schulzwang verlangen, daß unsere deutschen Behörden für die Kinder ihres Bezirks nicht Erziehungshäuser bauen, sondern nur

Schulhäuser, und daß auch bei uns nicht die Kinderstube des Hauses, sondern nur die Schulstube des Ortes einer öffentlichen Aufsicht durch die Schulräthe, nicht Erziehungsräthe, unterworfen ist. Zwischen Erziehung und Unterricht ist auch in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied, der gerade hier richtig erkannt sein will, wie er überhaupt in Briefen aus der Schule an das Elternhaus nicht oft genug zur Sprache kommen kann.

Unsere deutsche Sprache ist hierin eine sehr feinfühlende Philosophin gewesen: ziehen ist offenbar viel stärker, als das blose richten, und bei dem Erziehen wird demnach dem Kinde viel größere Gewalt angethan, als bei dem blosen Unterrichten. Der Lehrer, als solcher, richtet blos durch sein vortragendes, berathendes und ermahnendes Wort Verstand, Neigung, Geschmack und Willen des Kindes zum Guten; die Familie dagegen zieht durch Sitte und Gewohnheit, durch tägliches Beispiel und ein festes, unabweisliches Zusammenleben mit Andern das Kind unaufhaltsam mit sich fort. Der Lehrer, als solcher, hat zu Hilfsmitteln nur das mehr oder weniger schwache Wort und eine oberflächliche Haus- und Klassenordnung; als Wirkungskreis nur sein einförmiges Klassenzimmer und höchstens einen wüsten Schulhof; und als Spielraum für seine Thätigkeit 3 bis 4 Stunden des Tags. Die Familie dagegen hat zu Hilfstruppen des Vaters und der Mutter die Geschwister und Verwandten, die Nachbarn, Bekannten und Freunde, die Lehrlinge, Gehilfen und selbst die Dienstboten des Hauses; ferner als Wirkungskreis Haus und Hof, Wohnzimmer und Werkstatt, Treppen und Gänge, wo überall nicht blos, wie in der Schule, geredet, sondern wirklich gehandelt wird; und endlich als Spielraum für ihre Thätigkeit

10 bis 12 Stunden des Tags. Wie wenig ist also der blose Unterricht im Verhältniß zu der Erziehung!

Aber unbedeutend erscheint der Unterricht nur, wenn man, wie so eben geschehen ist, blos

1. auf seine Hilfsmittel, das heißt auf die Anzahl der mitwirkenden Personen,

2. auf seinen Wirkungskreis, das heißt auf den Ort, und

3. auf seinen Spielraum, das heißt auf die Zeit des Unterrichts, blickt; und selbst in der letzten Beziehung muß eine Einschränkung, welche nur allzunahe liegt, hier sofort gemacht werden. Sehr leicht nemlich und sehr schnell ist es gesagt: „Laßt uns unsern Kindern leben!“ Aber ach, wie vielen andern Dingen müssen so viele Väter und Mütter noch leben! Und wie wenig an Zeit und Raum, an Kraft und Geschick, an Lust und gutem Willen bleibt deshalb für die armen Kinder übrig! Dasselbe gilt von den übrigen Umgebungen des Kindes. Allerdings könnten Alle im Hause das Kind miterziehen, Geschwister und Verwandte, Nachbarn, Bekannte und Freunde, Lehrlinge, Gehilfen und Dienstboten; aber schließlich haben Alle mehr zu thun, als — sich mit den Kindern abzugeben.

Noch mehr aber gewinnt der Unterricht an Bedeutung, wenn man

4. auf die Art und Weise des Unterrichts und auf das Verfahren bei dem Unterricht blickt.

Auch hier gibt die deutsche Sprache einen guten Fingerzeig. Das Wort richten heißt recht machen und in Ordnung bringen, wie sich z. B. die Soldaten auf den Ruf: Richtet euch! in gerader Linie und streng geordneter Reihenfolge aufstellen. Dagegen liegt in ziehen

nichts Derartiges, sondern es herrscht da, wie oben bemerkt worden, eben nur der Begriff der kräftigen und selbst gewaltsamen Fortbewegung vor. Und so ist es denn auch beim Unterrichten und beim Erziehen. Der Unterricht ist planmäßig und geordnet, vom Leichten zum Schweren übergehend und folglich zusammenhängend und gründlich, während die Erziehung dem Kinde in bunter Aufeinanderfolge, wie gerade das Familienleben es mit sich bringt, Anschauungen, Eindrücke und Belehrungen aller Art bietet. In der Schule ist der Unterricht alleiniger Zweck, ja Selbstzweck der Schule selbst; im Hause dagegen hat der Vater obenan Amt und Geschäft, und die Mutter obenan das Hauswesen zu versehen, so daß die Erziehung der Kinder wohl eine ihrer heiligsten, theuersten und liebsten Pflichten, nicht aber vornehmste und höchste Aufgabe ist. Daher kommt es denn auch, daß in der Schule Alles, was für das glückliche Fortschreiten der Kinder hinderlich ist, beseitigt werden kann, denn sie ist ja nur um der Kinder willen da; daß hingegen im Elternhaus so Manches, was die Kinder in ihrer glücklichen Entwicklung offenbar zurückbringt, nicht zu ändern ist, denn das Haus ist ja nicht um der Kinder willen und zu ihrer Erziehung allein, sondern noch zu ganz andern Zwecken da.

So kann denn auch die Schule ihren planmäßigen und klüglich angelegten Unterricht in der That soweit fortbilden und entwickeln, daß er ganz erziehlich und darum um so mehr gedeihlich wird, wie denn der rechte Lehrer sich tagtäglich mehr zum Vater und Freund, Seelsorger und Hohenpriester seiner Schulkinder emporarbeitet; das Elternhaus dagegen findet, wenn es bei vorkommender Gelegenheit sich bestrebt, lehrend und unterrichtend für die Schule einzutreten, nur allzuschnell seine Zeit oder

seine Kraft zu knapp zugemessen und erschöpft, weshalb das Meiste, das da an Kenntnissen gesammelt werden kann, nur langsam und gelegentlich den Kindern zufließt. Wenn die Klassenzimmer der Kleinen in der Schule eine große Wanduhr hätten, würde der Lehrer durch täglich wiederholte planmäßige Unterweisung seine siebenjährigen Kinder bald befähigen, ihm zu sagen, wieviel Uhr es ist, während zu Hause dieselben Kinder es oft kaum mit zehn Jahren zu sagen wissen. Geschickte, dem Alter des Kindes richtig angepaßte Unterweisung und stetige, unermüdliche Wiederholung sind die zwei Hauptnerven des Lehrverfahrens; aber wie selten hat das Elternhaus diese zwei obersten Lehrmittel in seiner Gewalt, und wie selten kann es deshalb dem Elternhaus gelingen, die Schule zu ersetzen!

„Die Schule zu ersetzen," das soll hier unser Stichwort werden, um nunmehr in dem nächsten Briefe zu dem ersten Gegenstand dieses Briefs zurückzukehren.

---

## Siebenundzwanzigster (77.) Brief.

### Mein Haus — eine Festung! Das Elternhaus — ein Heiligthum!

(Schluß.)

Diesmal wollen wir die obigen Sätze ein wenig anders und zwar boshafter Weise so auslegen, als ob der Engländer sein Haus und seine Familie gegen die Schule und die Schulbehörden zur Festung mache, um diese Eindringlinge kräftig abzuweisen und für immer heimzuschicken und so sein „Heiligthum" vor ungeweihten

Händen sicherzustellen. Diesem jedenfalls mißverstandnen Eifer und Kampf wollen wir nun aus dem Vorhergehenden folgende Sätze gegenüberstellen:

1. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht, obschon beide die glückliche Entwickelung und Bildung des Kindes zu echter Menschenwürde und Gottähnlichkeit — zu Seinem Bilde schuf Er sie! — als gemeinschaftlichen Entzweck haben.

2. Die Schule bemüht sich zwar nach besten Kräften, ihren Unterricht auch möglichst erziehlich zu machen; doch erkennt sie willig ihre Ohnmacht in dieser Beziehung an, ja, sie gesteht sogar, daß sie da, wo sie ihr Schulhaus zum Kosthaus und zur Erziehungsanstalt für viele Kinder macht, schließlich wenig mehr als eine Kinderkaserne geworden ist. Dagegen

3. verlangt dieselbe Schule aber auch, daß das Elternhaus in Hinsicht auf Planmäßigkeit und Nachhaltigkeit des Unterrichts und in Hinsicht auf Reinheit und Unbescholtenheit der Umgebungen sich der Schule willig unterordne und ihr den Vorrang gern überlasse. Wenn auf diese Weise festgestellt ist, daß weder eine verständige Schule das Elternhaus, noch umgekehrt ein verständiges Elternhaus die Schule ersetzen will, so ergibt sich weiter,

4. daß der deutsche Schulzwang das Heiligthum der Familie vollständig anerkennt, wie er sich denn Schulzwang, und nicht Erziehungszwang, auch seine Beamten Schulbehörden, Schulvorstände, Schulräthe, nicht Erziehungsbehörden, Erziehungsvorstände und Erziehungsräthe nennt; sowie

5. daß die englische Schulfreiheit, d. h. die Freiheit von der Nöthigung, seine Kinder zur Schule zu schicken, vielen Tausenden von Kindern eine Wohlthat vorenthält, welche weder die Familie noch das spätere

Leben durch irgend einen andern nützlichen Einfluß völlig aufzuwägen im Stande ist.

Unter so bewandten Umständen dringt sich unwillkürlich die Frage auf, wie ein Mißverständniß, welches das körperliche Wohl und das Seelenheil der Menschen so stark gefährdet, habe entstehen und so lange bestehen können; und wir müssen schier vermuthen, daß die Furcht vor gegentheiligen Uebertreibungen die nächste Ursache dieser traurigen Erscheinung gewesen sei.

Sobald nemlich die Schule ihren ganz gerechten Eifer, auch erziehend mitzuwirken, nicht mit der größten Vorsicht jederzeit mäßigt, berührt sie sofort eine sehr empfindliche und reizbare Seite des menschlichen Herzens, schmälert die natürlichen Rechte der Eltern auf ihre Kinder und findet auch sofort Väter und Mütter außerordentlich geschickt, zwischen Erziehung und Unterricht streng zu unterscheiden. Erlaubt sich der Lehrer eine Bemerkung über die Kleidung des Kindes, erbietet er sich zur Förderung und zur Beaufsichtigung der häuslichen Lektüre des Kindes, gibt er einen Rath bei körperlichem Uebelbefinden des Kindes, fordert er zu gemeinschaftlichen Spaziergängen der Klasse auf, verlangt er zur Pflege und Ausbildung des Körpers leibliche Uebungen der Kinder innerhalb der Schulmauern, legt er Beschlag auf gewisse nicht in die Schule gehörige Dinge: sofort wittert das Elternhaus im Hintergrunde einen Angriff auf seine Rechte und hält sich zu Einsprüchen bereit. Und es ist in der That auch gar nicht zu leugnen, daß mit einer Außerung über die oben genannten Dinge der Lehrer weit tiefer in das „Heiligthum" der Familie eindringt, als er sich gewöhnlich vorstellt. Bei der Kleidung des Kindes handelt es sich um nichts Geringeres, als den Geldbeutel des Vaters, die Ansichten der Mutter über Geschmack und Mode, sowie endlich auch um

die Verordnungen des Hausarztes; bei der häuslichen Lektüre handelt es sich ebenso um nichts Geringeres, als die religiöse Richtung der Eltern, Hausfreunde und Beichtväter; bei Klassenspatziergängen handelt es sich um nichts Geringeres, als den Geldbeutel des Vaters, das Staatskleidchen des Kindes und die Ansichten der Mutter über öffentliche Orte, Witterungswechsel, Nutzen des Marschirens, Heilsamkeit der Milch, des Bieres und des Wassers; endlich bei dem Verlangen nach turnerischer Ausbildung der Kinder innerhalb der Schule tritt sofort eine Prinzipfrage in den Vordergrund, d. h. eine Frage nach einem obersten Grundsatz, ob nemlich die Schule mehr als die blos geistige Bildung ins Auge fassen dürfe, und wir wissen alle, daß solche Fragen wie Schrauben ohne Ende einen unendlichen Faden von Hader und Unzufriedenheit abzuwickeln pflegen. Das Elternhaus ist in solchem Falle gleich gegen den ersten Schritt der Schule argwöhnisch, und sie hat vollkommen Recht, so lange die Schule sich nicht darüber erklärt, wieviel Schritte sie nachmals noch zu machen gedenkt. Nehmen wir hier sogleich ein Beispiel von der zuletzt genannten turnerischen Ausbildung der Kinder innerhalb der Schule.

Der Direktor einer Höhern Töchterschule — man vergleiche das Programm zu meiner Töchterschule, oben Brief 51. bis 61. — geht von dem Grundsatz aus, daß das weibliche Geschlecht seine Lebensaufgabe zur ganzen einen Hälfte rein körperlich löst, indem es der Welt gesunde und kräftige Kinder schenkt und dadurch gleichsam den ganzen irdischen Unterbau unserer Zukunft auf Erden genügend herstellt, wie es in der That eine allgemeine Erfahrung ist, daß die jungen Männer unter den Jungfrauen ihrer Zeit ceteris paribus, d. h. bei sonst gleichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens, diejenige zur

Gattin wählen, welche körperlich am besten ausgestattet ist, die Geldfrage hier einmal beiseite gestellt. Mit diesem Grundsatz kann es nun derselbe Direktor nicht vereinigen, seine Mädchen von früh 8 bis Mittags 12 Uhr mit Katechismuslehre, Grammatik, Mathematik, Physik und Geschichte und Geographie zu beschäftigen; selbst ein dreistündiges Arbeiten dieser Art ohne Unterbrechung wäre zuviel, und so läßt er sie von 8 bis 10 Uhr und von 11 bis 12 Uhr arbeiten und gibt ihnen die Stunde von 10 bis 11 Uhr zur Erholung, indem sie sich dann in der warmen Jahreszeit und bei gutem Wetter auf den Spielplätzen des Schulgartens herumtummeln, bei schlechtem Wetter und in der kalten Jahreszeit aber im Turnsaal mit allerhand gesellschaftlichen Spielen oder mit den bekannten turnerischen Freiübungen unter Leitung ihrer Turnlehrerinnen, bald mit bald ohne Begleitung der Zugharmonika, unterhalten. Diese Idee des neuen Programms findet bei ungefähr 70 Familien Beifall, die 71. Familie, welche ihre Billigung versagt, läßt auf den Rath des Direktors ihre Tochter ausscheiden, und Alles ist in der besten Ordnung. Da meint der Direktor einer andern Töchterschule, der da glaubt: „Viel hilft viel", er müsse das ganze Jahr hindurch an Barren, Reck, Leiter und Ringen turnen lassen, übergibt das ganze Geschäft einem Turnlehrer, der zum öffentlichen Aergerniß der Kinder die hoch an der Leiter baumelnden Mädchen beim Herabspringen in seinen Armen auffängt, und — mit vollem Recht schüttelt das Elternhaus bedenklich den Kopf. Doch nicht genug! Ein dritter Direktor — manche größere Städte haben 20 und mehr Privatschulen, welche sämmtlich sich zu überbieten suchen — ein dritter Direktor, sage ich, stellt einen Schularzt an, der die bleichsüchtigen Mädchen ins Verhör nimmt, die verwachsenen Kinder, ja selbst diejenigen, welche kleinerer

Rückgratsverkrümmungen nur verdächtig sind, untersucht und natürlich auch zuletzt gewisse Rathschläge nicht blos dem Direktor, sondern auch den Kindern und ihren Angehörigen ertheilt; wozu auch sonst die ganze Untersuchung? Was wird aber der Hausarzt dieser Familien dazu sagen? Und was müssen Vater und Mutter dabei denken, wenn sie in gewissen Fällen zu dem Bekenntniß genöthigt werden, es seien jene traurigen Erscheinungen bei ihren Kindern unausbleibliche Erbstücke oder die Folgen einer von den Eltern vor längerer Zeit begangenen Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit? Und wieweit soll das gehen, wenn einmal ein solcher Anfang gemacht worden ist? Wird man nicht, wie der Philosoph Fichte und vor ihm und nach ihm so viele Sozialisten und Kommunisten riethen, und wie es die Spartaner wirklich thaten, zuletzt den Eltern ihre Kinder ganz nehmen, um sie in öffentlichen Kinderkasernen zu erziehen? Wird man nicht zuletzt, wie es bei den Spartanern geschah und bei den Chinesen noch geschieht, die schwächlich gebornen Kinder auf Befehl der Staatsbehörden aussetzen lassen? ja, den Ausspruch eines französischen Revolutionstribunals, daß das Kind im Mutterleibe schon dem Staate gehöre, zum Staatsgrundsatz erheben? Und würden unsere Kinder und selbst unsere Jünglinge und Jungfrauen auch nur körperlich dabei gewinnen? Soll eine bezahlte Kinderfrau und ein besoldeter Krankenwärter in den öffentlichen Kinderkasernen die ernste Sorge eines Vaters und die zärtliche Liebe einer Mutter ersetzen? Kinder sind gar zarte Pflanzen, bei deren Abwartung und Pflege selbst bis in das 12. und 15. Jahr die aufgewendeten Sorgen, Mühen und Nachtwachen nicht nach den Thalern und Groschen des monatlichen Gehalts aufgewogen und zugewogen werden dürfen; die Aufopferungsfähigkeit, welche Mutter Natur in die Herzen

der Väter und Mütter gelegt hat, ist ein Funke der ewigen, himmlischen, göttlichen Vaterliebe selbst, und darum ist auch dieses Vaterherz und dieses Mutterherz — ein Heiligthum, und die Familie und das Elternhaus, wo diese Herzen ihre großen Thaten thun, ist auch ein Heiligthum. Und wenn du die schöne Flamme und das helle Licht, welche in diesem deinen Heiligthum auf dem Familienaltar brennen und deine Kinderstube so lieblich erleuchten und erwärmen, mit plumper Hand zum Fenster hinaus auf die Straße halten willst, oder wenn du unvorsichtig genug das Fenster öffnest und den scharfen Luftzug von der offnen Straße hereinströmen lässest, so werden Flamme und Licht — verlöschen.

Und so darf ich wohl voraussetzen, daß meine Leser und Leserinnen zur Zeit hinlänglich vorbereitet sind, um nunmehr zu den obigen fünf Sätzen noch einen sechsten und siebenten Satz mit geneigter Miene hinzuzunehmen. Ich behaupte nemlich,

6. daß das verständige Elternhaus der Schule gern einen gewissen Antheil auch an dem Erziehungsgeschäft einräumen wird, und daß eine verständige Schule sofort bei dem ersten Schritt, den sie von dem Gebiete des blosen Unterrichts hinüber auf das Gebiet der Erziehung thut, dem Elternhaus die nöthigen Bürgschaften geben wird, sie werde sich nie dieser Vergünstigung durch Unbescheidenheit und Zudringlichkeit unwürdig machen.

Bei dem siebenten und letzten Satze freilich muß ich mit der heiligen Sieben auch eben jenes Heiligthum der Familie wirklich betreten und zuvörderst Vätern und Müttern zu bedenken geben, daß in so manchem Heiligthum ganz greuligen Götzen geopfert worden ist, und daß sich auch die heilige Stimme der Natur in dem schwachen Menschen oft gar kläglich verstimmen lassen kann.

Es ist nun einmal der wesentliche Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere, daß der Mensch keinen natürlichen Instinkt hat, sondern durch fleißiges Forschen und Studiren sein freies Denken und Thun richten und regeln, bessern und vervollkommnen muß. Wenn daher der Vogel vor seinem Nest nicht einen Augenblick sich zu besinnen hat, wie er seine Kindlein großziehen werde, so nehmen wir dagegen nicht ohne Sorgen wahr, daß

7. Väter und Mütter gewöhnlich zu der körperlichen und geistigen Erziehung ihrer Kinder von Haus aus eben nur soviel mitbringen, als Großvater und Großmutter an ihnen selbst gethan haben, während es doch, wie der Lehrer seine ganz bestimmte Wissenschaft und Kunst, sein besondres Seminar und seine Lehramtskandidatenprüfung hat, ganz ebenso für Väter und Mütter eine unabweisliche Verpflichtung ist, die Erziehung als eine Sache der Wissenschaft und Kunst anzuerkennen und ihr wenigstens ein Theilchen ihrer Zeit und Kraft und Aufmerksamkeit zu widmen.

Oder wer wollte wohl mit pharisäischer Selbgefälligkeit auf sich schauen und sagen: „Ei, was bin ich doch ein ganzer Mann geworden; wie herrlich weit habe ich es mit meiner Erziehung und Schule gebracht; wie klug bin ich im Geschäftsleben, wie demüthig im Glück, wie ergeben im Unglück, wie selbstverleugnend und aufopfernd für Andere, wie großmüthig gegen meine Feinde, wie weise und fromm in allen Stücken!" Nein, bei aller Achtung und Dankbarkeit gegen unsre Eltern und Großeltern, gegen unsre Lehrer und Meister müssen wir doch bekennen, daß Vieles, sehr Vieles bei uns, an uns und in uns ganz anders und viel besser sein könnte, und daß wir schließlich unsere Schuldigkeit nicht thun, wenn wir bei der Erziehung unserer Kinder die Rathschläge nicht

weiter her, als aus „der Großmutter ihrem Handkörbchen", nehmen.

Wie nun Väter und Mütter eine pädagogische Bildung für sich anbahnen und eine derartige Fortbildung für sich in Ausführung bringen können, darüber wird der folgende Brief einige Mittheilungen machen.

## Achtundzwanzigster (78.) Brief.

### Von Erziehungsvereinen und Kleinkinder-Ausstellungen.

Im Oktober 1854 berichteten nordamerikanische und englische Zeitungen Folgendes: „Von Springfield im Staate Ohio war eine Einladung an alle Mütter und Ammen in den Vereinigten Staaten ergangen, ihre kleinen Kinder herbeizubringen und einer Prüfung ihres leiblichen Gedeihens zu unterwerfen; und so erschienen an dem festgesetzten Tage 127 Mütter und Ammen mit ihren kleinen Preisbewerbern und Preisbewerberinnen. In einem großen Kinderzelt saßen Herren und Damen als Schiedsrichter und ertheilten schließlich drei silberne Tafelgeschirre als Preise an die Mütter oder beziehentlich Ammen der drei dicksten, gesündesten und muntersten Kinder. Von nah und fern hatte die Eisenbahn Tausende von Zuschauern und Zuschauerinnen herbeigeführt, und die Theilnahme dieses Publikums steigerte sich nach der Preisvertheilung soweit, daß die Mütter und Ammen, welche jenen drei Glücklichen zunächst standen und mit ihnen wetteifern konnten, durch Unterzeichnungen, welche man auf der Stelle machte, noch mit schönen Geschenken be-

dacht wurden. Im nächsten Oktober soll diese Ausstellung wiederholt werden."

Der erste Eindruck, welchen dieser Bericht über das Springfielder Oktoberfest auf uns macht, ist jedenfalls demjenigen ähnlich, welchen das Oktoberfest in München auf den Besucher macht, wenn zu dieser Zeit die bairischen Landwirthe auf der sogenannten Oktoberwiese ihre Thiere, die ich im Einzelnen hier nicht nennen will, ausstellen und sich da um die von der Regierung ausgeworfenen Preise bewerben. Welche deutsche Mutter möchte wohl, selbst angenommen, daß sie ihr Kind von einer Amme nähren und von dieser zur Ausstellung tragen ließe, in dem günstigen Falle einer Preiserwerbung die öffentliche, obschon beifällige und nur stille Beurtheilung des mütterlichen Schoßes, welcher so glücklich war, dieses Kind neun Monate lang zu bergen, mit in den Kauf nehmen? Und vollends die 120 Mütter, welche mit ihren Kindlein durchfielen? Welcher unerbittlichen Kritik fallen sie anheim! Sind nicht zumeist Frauen die Zuschauerinnen und Richterinnen? Und werden unter ihnen nicht vor Allen solche Frauen das Wort führen, welche selbst Mütter sind und an die eignen Kindlein denken? Würden nicht diese durchgefallnen Mütter und Ammen es lieber sehen, unter das strenge Urtheil von Männern, als unter das scharfe schiedsrichterliche Schwert von Frauen zu fallen? Am Lager der jungen Löwen ist bekanntlich die Löwin mehr zu fürchten, als der Löwe.

Nein, nein; ist unser Haus und unsere Familie unser Heiligthum, wie die vorigen Briefe sagen, so können wir unsere kleinen Kinder auch nicht hinaus auf die Oktoberwiese von Springfield tragen, ohne dieses unser Heiligthum zu entweihen und uns selbst in unsern heiligsten Gefühlen zu verletzen.

Und damit haben wir auch den Maßstab gefunden, mit welchem die an mehrern Orten von Deutschland vorgeschlagenen Erziehungsvereine zu messen sind. In diesen Vereinen sollen sich nicht etwa Erzieher und Lehrer von Fach, sondern Väter und Mütter überhaupt versammeln; aber es fragt sich dabei sehr stark, wie sie den Vereinszweck zu erreichen gedenken. Wird man nur Vorträge halten und anhören, so läßt sich ein ruhiges Bestehen und Gedeihen des Vereins wohl denken, obschon die Wahl der Vorträge keine leichte ist, wenn die Aufmerksamkeit gespannt und nachhaltig sein soll. Aber im Grunde liegt doch in dem Begriffe eines Vereins mehr, als blose Vorlesung und bloser Vortrag; wir setzen vielmehr voraus, daß ein Austausch der Meinungen und Erfahrungen in öffentlicher Berathschlagung Statt finden solle, ja selbst ein lebhafter Wortstreit möglich sein müsse; und dann, ja dann hat man freilich sein Heiligthum, wenn auch nicht auf die Straße getragen, so doch einer allzugroßen Oeffentlichkeit preisgegeben; und die Mitglieder des Vereins werden selbst bei dem redlichsten Bemühen, sich nur auf die zarteste Weise in Betreff fremder Kinder auszudrücken, doch nicht vermeiden können, daß die Mehrzahl derer, welche an dem Meinungen-Austausch Theil genommen haben, verstimmt von dannen gehen. „Mische Dich nicht in Familienangelegenheiten," ist zum Sprichwort geworden, und „mische Dich nicht in Anderer Erziehungsangelegenheiten", wird auch die Klippe für alle Erziehungsvereine sein. Ja, man kann es unter Männern und Frauen fast als Probe ansehen, ob ihre Freundschaft allen Vorkommnissen des Lebens Trotz bieten werde und in der That „ewig" sei, wenn sie Widerspruch und Tadel hinsichtlich ihrer Kindererziehung unter einander vertragen. Frauen, welche als Mädchen und später als

Gattinnen bis zu ihrem ersten Kindlein in der vertrautesten Freundschaft lebten, wurden oft schon bei den ersten Versuchen, ihre gegenseitigen mütterlichen Bedenken und Zweifel gesprächsweise zu heben und sich gegenseitig durch guten Rath zu nützen, einander arg entfremdet und mußten diese Art von vertraulichen Mittheilungen unbedingt aufgeben, wenn sie ihre ganze alte Freundschaft nicht dabei aufs Spiel setzen wollten. Und wir sollten die Urtheile und Meinungen, Rathschläge und selbst Tadelsäußerungen eines Jeden, der in dem Erziehungsverein gerade neben uns Platz nimmt oder zufällig gegen uns das Wort ergreift, ohne Empfindlichkeit hinnehmen? Lehrervereine sind ganz wohl ausführbar, weil wir Lehrer da über fremde Kinder sprechen und sprechen hören; aber Erziehungsvereine halte ich nicht für ausführbar, weil wir Väter und Mütter da über die eignen Kinder sprechen und sprechen hören müßten. Wie tief schneidet der Vorwurf in das Herz, man verziehe seine Kinder, man warte und pflege ihren Körper in ungehöriger Weise, man behandle ihren Charakter einseitig, man benutze die Strafmittel am falschen Orte und zur falschen Zeit, man rede bald zuviel und bald zu wenig, man sei zu nachsichtig, oder man sei zu streng, man verkenne die Kindesnatur, man unterscheide nicht genug das Kind von dem Jüngling und der Jungfrau: und doch wird bei jeder Meinungsverschiedenheit innerhalb eines Erziehungsvereines sofort ein solcher oder ähnlicher Tadel durchblicken, so daß ich — beiläufig gesagt — es im verflossenen Winter nicht gewagt habe, den in der Vorrede zu dem ersten Bande dieser Briefe versprochenen Fragkasten öffentlich auszustellen.

Wenn in einem „Vaterlandsverein“ die Brust Aller sich zu dem Gesang gehoben fühlt: „Nein, nein,

nein, nein, mein Vaterland muß größer sein!" so wird in einem „Erziehungsverein" sich bald die Brust Aller gleichsam zusammengeschnürt fühlen zu dem stillen Wunsch: „Nein, nein, nein, nein, mein Kinderrath muß kleiner sein!" Und mit diesem Wunsch wird man nach Hause gehen und — nicht wiederkommen. Zu Hause aber freilich darfst Du in Sachen Deines Kinderrathes nicht müßig bleiben, und wenn ich richtig rechne, gibt es in der That auch in jeder Familie eine Zeit, wo man in Sachen des Kinderrathes nicht ganz müßig ist. Es ist die Zeit, wo die lieben Kindlein noch nicht um uns herum lärmen und schreien, sondern erst im gemächlichen Anzuge begriffen sind. Zu dieser Zeit läßt sich die junge Frau gar nicht ungern von dem heimkehrenden Gatten über der Lesung von „Hoffmanns frohe Mütter", das die zukünftige Großmama ihrer Tochter aus der eigenen, etwas veralteten Bibliothek gebracht hat, überraschen, und von dieser Zeit an bringt der erfreute Gatte wohl selbst noch etwas Neues aus der Buchhandlung mit nach Hause, nachdem er es verstohlen zuvor in gewissen Pausen seiner Amtsthätigkeit selbst gelesen hat, empfiehlt es der Gattin und hilft bei dem Verständniß gewisser Fremdwörter und medizinischer Kunstausdrücke mit sprachlichen und sachlichen Randbemerkungen nach; und nicht zu bezweifeln ist es, daß mit diesen eifrigen und ernsten Studien sich dieser Leser und diese Leserin ein wahrhaftes und wirkliches Verdienst um das künftige Gedeihen ihres Kindleins erwerben. Aber nun folgen auch zwei sehr ernste Fragen von meiner Seite:

1. Kommt wohl so bald in dem Leben eines Vaters eine Stunde wieder, in welcher er über die Erziehung seines heranwachsenden Kindes so ernst und eifrig nachliest, wie er dies vor Jahren that, als er der jungen

Gattin bei Lesung von „Hoffmanns frohe Mütter“ auslegend und erklärend zur Seite saß?

2. Kommt wohl so bald in dem Leben einer Mutter eine solche Stunde wieder, wie jene war, als die junge Frau „Hoffmanns frohe Mütter“ las?

Ich glaube, Niemandem Unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß diese Stunden nicht so bald wiederkehren!

Und hierin müßte es also anders werden. In den Damenbibliotheken sollten Erziehungsschriften nirgends fehlen und bald von Vater oder Mutter allein, bald von Beiden zusammen, bald auch im Kreise vertrauter Freundinnen gelesen werden; dann würden auch unsere Zeitungen und Journale, namentlich die Unterhaltungsblätter, fleißiger die Erziehung der Kinder besprechen, für einen Erziehungsroman im Feuilleton höhere Honorare zahlen, und auch sonst die Herren Verleger diesem Zweige der Literatur größere Mittel, als bisher, zur Verfügung stellen.

Aber freilich gebieten und befehlen läßt sich dies nicht, nur wünschen und anempfehlen, bis endlich der Geschmack, den Einzelne an dieser Beschäftigung finden, zur Liebhaberei Vieler und durch die Macht des guten Beispiels zur Gewohnheit Aller wird. Nach Ablauf eines Menschenalters schon ist's dann Sitte, eine gute Sitte, welche dauernder ist, als ein Gesetz, und kräftiger wirkt, als zehn Verordnungen, auch segensreicher ist, als hundert Gesetze und Verordnungen zusammen. Aber verhehlen wir uns auch nicht, daß die Beobachtung eines Gesetzes oft nur etwas ganz Aeußerliches ist, während die Befolgung einer Sitte aus dem innersten Innern hervorgeht; daß ebendeshalb ein Gesetz zur Ausführung zu bringen, schwer sein mag, aber eine Sitte einzuführen, hundertmal schwerer ist; und so verzeihe man mir schließlich auch, daß, wenn schon die Motive zu einem Gesetz

oft sehr umfänglich sind, meine Anempfehlung einer guten Sitte so gar ausführlich und wortreich, so gar eindringlich und fast zudringlich geworden ist.

## Neunundzwanzigster (79.) Brief.

### Ueber den Vorwitz der Kinder in geschlechtlichen Dingen.

Fast täglich wiederholen wir unsern Kindern: „So „merke doch nur auf und gib Acht auf das, was um „Dich her geschieht; paß auf und denke ein wenig selbst „nach, oder frage auch Andere darüber; gehe nicht so „träumerisch in der Welt herum, sondern reibe Dir die „Augen aus und werde endlich einmal klüger!" Das ist auch völlig unser Ernst, und wir loben deshalb auch die Wißbegier unserer Kinder, so oft sie sich durch eigenes, selbstständiges Nachforschen oder durch Nachfragen bei Andern bekundet — mit einer einzigen, großen und inhaltsschweren Ausnahme. In einem einzigen Stücke sollen unsere Kinder unwissend bleiben, sollen unsere Kinder weder neugierig noch wißbegierig sein, in den — geschlechtlichen Verhältnissen der Menschheit. Ihre Unschuld nennen wir vorzugsweise und ganz im Besondern diese schöne kindliche Unwissenheit, und ihnen diese Unschuld zu bewahren, ist das, was wir um jeden Preis zu erringen streben. Und daß wir das erstreben sollen, wer wollte daran zweifeln? Es fragt sich nur, ob es auch so sicher zu erreichen ist, als man gewöhnlich wohl denkt. Denn in allen Stücken sie zum Wissen und

Kennen, ja zum gründlichen Wissen, Verstehen und Begreifen aufzufordern, anzuleiten und selbst mit Strafen und schweren Züchtigungen zu zwingen, in einem Stücke jedoch, sogar ohne daß man ihnen dieses Stück namhaft machen kann, ihnen Unwissenheit zur Pflicht zu machen und in dieser Unwissenheit sie zu erhalten, ist jedenfalls in den allermeisten Fällen ein Ding der Unmöglichkeit.

So kommt denn in der That fast in jeder Familie einmal früher oder später der Zeitpunkt, wo die Eltern, welche den Witz und die Wißbegier ihrer Kinder oft bewundert und belobt haben, über den Vorwitz und die unberufene Neugier derselben Kinder erschrecken, für ihre Unkenntniß und Unbefangenheit in geschlechtlichen Dingen zu zittern und zu zagen anfangen und in ganz gerechte Aufregung und peinliche Unruhe gerathen. Man hatte gehofft — ja mehr, als das — man hatte zuversichtlich erwartet, daß nicht blos bis zu dem Alter der Mannbarkeit, nein, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Sohn zum Gatten, die Tochter zur Gattin würde, die kindliche Naivetät ihnen erhalten bliebe, und siehe da, der Sohn oder die Tochter, welche tausend und abertausend Geschichten aller Art gehört und gelesen haben, sind nur zu bald auch über die natürliche Geschichte des Menschen aufgeklärt.

Um nun in dieser Beziehung Eltern, Erziehern und Lehrern nützlichen Rath und namentlich auch nachhaltigen Trost, dessen sie so sehr bedürfen, zu geben, setzen wir jetzt zuvörderst aus dem Vorhergehenden fest,

1. daß wir unsern Kindern Unrecht thun, wenn wir den Verlust jener ersten kindlichen Unwissenheit ihnen hoch anrechnen. Wir zerstören, zu Hause und in der Schule, absichtlich und wohlbedacht, unermüdlich und unablässig allen Irrthum und Aberglauben der kindlichen Seelen, wie sollte das Mährchen vom Klapperstorch, das

Ammengeschichtchen von dem Wickelkindlein, das er durch die Feueresse gebracht habe (vollends heutzutage, wo die russischen Essen jeden solchen Gedanken nur um so unglaublicher machen) lange Stich halten und nicht andern Vorstellungen Platz machen? — Weiter aber zeigt sich diese Unmöglichkeit noch

2. darin, daß die Gelegenheiten, ein Kind in diesen Dingen aufzuklären, sehr zahlreich sind. Man bedenke zuvörderst alle die Umstände, welche in der Familie selbst, also in dem engsten Kreise auf das Kind einwirken, so oft diese Familie einem fröhlichen Zuwachs entgegensieht und einen solchen fröhlichen Zuwachs erhält: soll dann das Kind blind sein für alle Veränderungen an seiner Mutter selbst? Dazu nehme man die Aeußerungen der Erwachsenen in den Augenblicken der Gefahr für dieselbe Mutter, sowie in den Stunden der Freude und des Entzückens nach glücklich bestandener Gefahr, oder auch in Zeiten allgemeiner Lustigkeit bei den Kindtaufen: sollen die ältern Kinder gerade zu solchen Zeiten nicht neugierig werden? Und wer kennt nicht das scharfe und kluge Urtheil der Kinder zu Zeiten, wo sie die Reden der Erwachsenen belauern und belauschen? Aber nun kommen noch hinzu die zweideutigen Scherze, sowie das oft sehr unzweideutige Benehmen der Bedienten und Dienstmädchen unter einander; der Anblick höchst anstößiger, sogar öffentlicher Scenen in der Thierwelt, namentlich in der Welt unserer Hausthiere; die Betrachtung öffentlich aufgestellter Bildsäulen sammt ihrem ganzen mythologischen Aufputz, sammt all den nackten Figuren, welche allen sieben Weisen Griechenlands zum Trotz heutzutage für Jung und Alt doch nur anstößig sind; ebenso die oft verführerische Bilderlust (besonders der Stereoskopen) in den Schaufenstern unserer Kunsthandlungen, welche

unter der Jugend arge Verwüstungen der Unschuld anrichten können, lange bevor ein solches Bildergeschäft der Anstands- und Sittenpolizei in die Hände fällt; ferner die Lesung von Büchern, welche entweder gar nicht oder doch in ungeschickter Weise für die Jugend geschrieben sind, Zahn's und Anderer biblische Historien nicht ausgenommen; sowie endlich und zumeist das Zusammenleben unserer Kinder mit andern Kindern und der Austausch ihrer Wahrnehmungen und Vermuthungen in Hinsicht auf geschlechtliche Verhältnisse. — Ganz unzweifelhaft kann unter solchen Umständen, eben weil es blose Umstände sind,

3. die Wachsamkeit der Eltern, Lehrer und Erzieher außerordentlich segensreich wirken; und sie soll nicht müde werden, dafür zu sorgen, daß das arme Kind nicht Schaden nehme an Leib und Seele. Die Eltern sollen und können liederliche Dienstboten schon um der Kinder willen entlassen, schlechte Bücher den Kindern aus den Händen nehmen, mit den fremden Kindern, welche mit ihren Kindern umgehen, wählerisch sein, die Gänge der Kinder durch die Straßen der Stadt und durch die Schaubuden der Vorstädte überwachen, und vor Allem die eignen Aeußerungen und die Aeußerungen anderer Erwachsener im Beisein der Kinder auf das Strengste vor aller Ausartung bewahren. Das sollen und können die Eltern in ihren Häusern; und die Lehrer müssen in ihren Schulen Dasselbe thun, ja mit den Eltern in diesem Stück gerade als die rechten Freunde und Seelsorger der Kinder wetteifern; aber schließlich werden Beide, Eltern und Lehrer,

4. zu der Erkenntniß kommen, daß auch hier, wenn der Herr nicht das Haus bewacht, die Wächter umsonst wachen, und daß sie neben und bei der

treuesten Pflichterfüllung doch immer und immer das Wohl und Wehe ihrer Theuersten und Liebsten Dem anheimstellen müssen, dessen Auge nicht schläft, wenn Alles um uns schläft, und der jedem Kinde auf Erden seinen Engel im Himmel zum Schutz gegeben hat. Am Morgen werden sie beten: „Sorge, Herr, für unsere Kinder! Sorge für ihr wahres Heil! Halt sie fern vom Weg der Sünder, laß an Dir sie haben Theil!" und am Abend werden sie wiederum bitten und flehen: „Auch Euch, ihr meine Lieben, mög' heute nicht betrüben ein Unfall noch Gefahr. Euch wolle Gott bewahren durch seiner Engel Scharen in dieser Nacht und immerdar!"

Und in dieser demüthigen und frommen Ergebung in die Wege des Herrn und seine weisen Fügungen, bei dieser frommen Verzichtleistung auf den unfehlbar geglaubten Erfolg der eignen Sorgen und Mühen werden wir auch am sichersten uns

5. vor Ungerechtigkeit gegen andere Kinder und deren Familien hüten. Dergleichen Ungerechtigkeit ist uns allerdings bei der Entdeckung, daß unsere Kinder klüger geworden sind, als wir wollten, sehr natürlich. Nicht im Entferntesten wollen wir Eltern daran glauben, daß der ärgste Versucher unser eignes Herz, und daß auch unserer Kinder ärgster Versucher ihr eignes Herz ist, und wir wälzen deshalb immer und immer mit Gewalt die Schuld auf Andere als ihre Verführer oder Verführerinnen. Familien, welche im freundschaftlichsten Verkehr standen oder selbst nahe verwandt sind, brechen in größter Erbitterung alle alten Beziehungen unter einander auf lange Zeit ab, weil das Kind der einen Familie, um drei Jahr älter, als das Kind der andern, dem Letztern auf sein eindringliches und wiederholtes Befragen über gewisse geschlechtliche Verhältnisse eben nur soviel ge-

sagt hat, als es selbst zwei Jahre zuvor von einem dritten ältern Kinde gelernt hat. Wo ist in diesem Falle eigentlich eine Schuld? Das Verbrechen des ältern Kindes liegt im Grunde nur in seinem vorgeschrittenen Alter, das Verbrechen des jüngern Kindes in seiner Neugier und vorwitzigen Fragsucht: mit welchem Rechte sagt die Familie des jüngern Kindes, die andere Familie habe ein böses, verdorbenes, ja selbst verbrecherisches Kind in seiner Mitte? Tausend gegen Eins ist zu wetten, daß das jüngere Kind, einmal bei dieser vorwitzigen Fragsucht angekommen, binnen drei Wochen so oder anders sich Aufklärung verschafft hätte. Machen also Eltern die oben bezeichnete Entdeckung, so haben sie in den meisten Fällen diese unwillkommene Erscheinung als eine unausbleibliche und nun vollendete Thatsache hinzunehmen; aber müßig oder auch nur gleichgiltig sollen sie deshalb freilich nicht bleiben. Die Sorge der Eltern in diesem Stücke ist nemlich eine doppelte:

einmal, die kindliche Unwissenheit in diesem Punkte ihrem Kinde so lange als möglich zu bewahren, und

zum Andern, dann, wenn diese Unwissenheit, wie es zuletzt gar nicht anders geschehen kann, ihrem Kinde verloren gegangen ist, den möglichen schädlichen Folgen solcher Aufklärung auf das Sorgfältigste entgegenzuarbeiten.

Man betrachte nunmehr sein Kind mit andern Augen und behandle es auch in gewissen Beziehungen in ganz verschiedener Weise. Während es vorher darauf ankam, Alles zu vermeiden, was die Neugier rege machen konnte, und deshalb zu schweigen und abermals zu schweigen, auch dem Kinde auf gewisse Fragen ganz ernstlich jede Antwort zu verweigern und ihm ebenso ernstlich mit den Worten: „Das verstehst Du jetzt noch nicht; das sollst

Du jetzt noch nicht verstehen," Stillschweigen aufzulegen und eine heilige Scheu, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften, beizubringen, sei man nunmehr darauf bedacht, das unsägliche Elend, welches die Verirrungen des Geschlechtstriebes im Gefolge haben, bedeutungsvoll und ernst, ja mit sichtlicher Trauer über die Gefahr, welche auch unserm Kinde droht, anzudeuten. Die kindliche und jugendliche Phantasie bemächtigt sich dann lebhaft einer solchen Anspielung, zumal wenn Letztere von einem Fingerzeig auf irgend ein warnendes und abschreckendes Beispiel jenes körperlichen und geistigen Elendes begleitet ist, und gibt der liebe Gott im Himmel seinen Segen dazu, so gelingt es auch den Eltern, nicht zwar ihre Kinder, denen nun einmal, wie den ersten Menschen im Paradiese, die Augen aufgegangen sind, in das alte Eden ihrer Kindheit zurückzuführen, wohl aber den vielleicht zu gleicher Zeit erwachten Geschlechtstrieb ihrer Kinder zu zügeln und vor geheimer Austraung zu bewahren. Unser Leib ist ein Tempel Gottes, ist Gottes Ebenbild, ist eine Wohnung und Werkstätte des heiligen Geistes, das müsse dem Kinde gesagt und immer wieder gesagt werden; aber dieselbe Zucht, welche dadurch dem Geiste unserer Kinder gegeben werden soll, müsse man auch dem Leibe angedeihen lassen. Alle übermäßige Erregung und allzu reichliche Ernährung des kindlichen Leibes werde sorgfältig gemieden; das anhaltende Sitzen, sei es über Büchern oder am Stickrahmen, sowie das halbwache Bettliegen bis in den späten Morgen hinein werde als die unmittelbarste und abscheulichste Erhitzung der Geschlechtstheile förmlich verfolgt und ausgerottet, vielmehr der körperlichen Kraft Zeit und Gelegenheit gegeben, sich tüchtig herumzutummeln und auszutummeln, damit die Leiber unserer Kinder nicht einfach vor strotzender Kraftfülle geil werden.

Solche Betrachtungen anzustellen, über solche Dinge mit Aerzten und Erziehern von Fach sich zu besprechen, über die leibliche Pflege der Kinder lehrreiche Bücher nachzulesen, das sei dann das Geschäft der Eltern, nicht aber sich abzumühen und ihren ganzen Scharfsinn aufzubieten, wie man die oft nur vermeintlichen Verführer und Verführerinnen entdecken und verfolgen, strafen und wo möglich unglücklich machen könne. Man thut sicherlich in diesem Falle sehr oft andern Kindern und ihren Familien nicht blos sehr wehe, sondern auch — sehr Unrecht. Am schlimmsten

6. mag es in dieser Beziehung wohl den Schulen ergehen. Erfahrene Schulmänner wissen nur allzugut, daß, wo immer Schulkinder zusammenarbeiten, zusammensitzen und zusammengehen, — die Schule habe einen Namen, welchen sie wolle, und sie sei eine öffentliche Schule oder eine Privatanstalt — das Kapitel von dem Geschlechtsunterschiede der Menschen einen stehenden Gegenstand der geheimen kindlichen Gespräche bildet, sowohl bei Knaben, wie bei Mädchen. Ja, nehmen wir die obigen Bemerkungen über das, was die Leiber unserer Kinder am ersten üppig und ihre Phantasie am ersten ausschweifend macht, hier zum Maßstab, so ist ganz unbestritten die Gefahr für unsere Kinder in den Schulen der Reichen weit größer, als in den Schulen der Armen.

Aber lassen wir, wie gesagt, hier alle Unterschiede beiseite: die Eltern machen ohnehin keinen Unterschied, wenn es darauf ankommt, für ihre Kinder die Verführer oder Verführerinnen aufzufinden. Jedesmal ist gerade diejenige Schule, welche ihre Kinder besuchen, Schuld; nur der Lehrer, der an allen oder doch vielen Schulen der Stadt arbeitet oder gearbeitet hat, weiß, daß schließlich in jeder andern Schule das betreffende Kind ebenso

gewiß, wie in der Schule, die es gerade besucht, seine kindliche Unwissenheit und Einfalt durch vorwitziges Forschen und Fragen im Kreise der Mitschüler und Mitschülerinnen eingebüßt haben würde.

Allerdings sagt schon das Sprichwort, diese Weisheit des Volks auf der Straße: Gelegenheit macht Diebe! und die Gelegenheit, den in geschlechtlichen Dingen unterrichteten Kindern ihre Geheimnisse abzufragen, abzulauschen und gleichsam wegzustehlen, müssen wir unsern in solchen Dingen noch nicht unterrichteten Kindern auf jede nur erdenkliche Weise abschneiden, müssen tagtäglich uns dazu die göttliche Hilfe erbitten, wenn wir beten: „Führe uns nicht in Versuchung! Ja, lieber Gott, führe auch unsere Kinder nicht in Versuchung! Sondern erlöse uns und unsere Kinder von allem Uebel, erlöse uns von dem übelsten der Uebel, von der Sünde!" Aber sollte es treuer Elternsorge und gewissenhafter Schulzucht nicht gelingen, das Kind vor allzu früher Weltklugheit und schnöder Sinnenlust zu bewahren, so verwahrt auch dieselbe heilige Schrift, welche uns so beten heißt, Elternhaus und Schule vor ungerechten Vorwürfen mit der freilich sehr bittern und leider sehr traurigen Wahrheit: Das menschliche Herz ist böse von Jugend auf.

## Dreißigster (80.) Brief.

### Die Lieblinge und die Sündenböcke.

Es ist zwar die Unparteilichkeit bei Behandlung der Schüler und Schülerinnen nichts weiter, als die ein-

fachste Gerechtigkeit, und wie diese die nothwendigste Grundlage für alles Zusammenleben der Menschen, für Handel und Wandel überhaupt ist, so ist auch diese Unparteilichkeit die unerläßlichste und erste Bedingung für ein vernünftig-sittliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; und so möchte es fast beleidigend erscheinen, über dergleichen Haupt- und Elementarstücke der Erziehungskunst hier noch etwas zu sagen. Gleichwohl wird bei einzelnen Gelegenheiten, z. B. vor den Prüfungen und beim Zensurenschreiben, die sich etwa vorfindende Schwäche eines Lehrers in diesem Stücke auf eine schwere Probe gestellt, daß es wenigstens zu solcher Zeit erlaubt sein muß, vor Parteilichkeit zu warnen.

Sehr natürlich fühlen sich Eltern und Lehrer zu solchen Kindern, welche ihnen fortwährend Freude und Ehre machen, besonders hingezogen und umgekehrt von ungerathenen Kindern abgestoßen; wie nahe liegt uns deshalb allen der Fehler der Parteilichkeit! Ich habe sie oben eine Schwäche genannt; denn der besonnene und willenskräftige Mann muß ebenso seine Zuneigung, wie seine Abneigung (seine Sympathieen und Antipathieen), seine Begeisterung und Entzückung, wie seinen Verdruß, Widerwillen und Zorn bemeistern können. Und dabei ist es auch eine sehr verderbliche Schwäche, solche Lieblinge und solche Sündenböcke in der Klasse zu haben. Den Einen geht Alles für voll aus, und bei ihnen läßt man wohl auch einmal fünf gerade sein und zählt wirklich einmal fünf Fehler als vier; den Andern läßt man nichts durch, drückt sie durch harte Worte nieder, straft doppelt und dreifach ihre Vergehen und spricht bei jedem Unfug, der noch nicht ermittelt ist, schon im Voraus seinen Verdacht gegen diese Sündenböcke aus. Sie erhalten sogar nicht selten Strafe, noch ehe ihre Schuld festgestellt

ist. „Unser Lehrer ist parteiisch", sagen dann besonders Knaben mit sehr starker Betonung, und man kann sicher sein, daß ein solcher Lehrer die eigentliche Achtung bei ihnen vollständig eingebüßt hat. Je vous respecte, mais je ne vous estime pas, leuchtet deutlich aus allen Gesprächen der Schüler über solche Lehrer hervor. Und dies ist sehr natürlich. Der Mann ist vor Allem in der Welt dazu berufen, das Recht zu schützen und Gerechtigkeit zu üben; und so sind es nicht selten gerade die edelsten männlichen Naturen in Knabenklassen, von denen Eltern und Lehrer klagen: „Der Junge läßt sich lieber todtschlagen, als daß er etwas von seinem Rechte fahren ließe." Ein solcher unbeugsamer Sinn ist nicht Trotz zu nennen, obschon auch er einer Milderung bedarf. Man fordere — beiläufig gesagt — einen solchen Knaben auf, unter Umständen freiwillig und großmüthig seinem Rechte zu entsagen, wolle ihn aber nicht despotisch dazu zwingen. Ein viel ärgerer despotischer Zwang liegt aber offenbar in der Zumuthung, Lieblinge des Lehrers neben sich dulden und als Sündenbock der Klasse für Andere Strafe leiden zu müssen.

Bei den Mädchen scheint Parteilichkeit des Lehrers nicht ganz so vollständig die Achtung vor ihm zu zerstören; das weibliche Geschlecht ist nun einmal mehr zum Dulden und Unrechtleiden geschaffen, und so erträgt, wie es scheint, das Mädchen viel ruhiger einen parteiischen Lehrer; wenigstens haßt sie ihn nicht so gründlich, wie der Knabe. Dazu kommt ein gewisses Gefühl der Mitschuld, indem Mädchen, wie überhaupt das ganze weibliche Geschlecht, diese Schwäche der Parteilichkeit — ist es doch das schwache Geschlecht — viel häufiger haben, als Knaben und Männer.

Um nun das Gesagte auf Prüfung und Zensur

anzuwenden, so kommt es bei Ersterer darauf an, unparteiisch die Plätze für die Prüfung zu berechnen und festzustellen, und bei Letzterer darauf, wirklich verdientes und oft sauer erworbenes Lob einem sogenannten schlechten Subjekte, einem früher wenigstens übel berüchtigten Kinde nicht vorzuenthalten. Möchten sich alle Lehrer bei Zweifeln in diesem Stücke doch ja recht gewissenhaft und streng die Frage beantworten: Ist es etwa dein Liebling? Ist es etwa der Sündenbock der Klasse?

Und was soll ich nunmehr von dem Elternhause und zu dem Elternhause sagen? Mit dem allergrößten Gleichmuth, ja mit einer Art Triumph hört man oft in den Familien sagen: „Dieses Kind ist ganz der Liebling des Vaters; dagegen jenes Kind ist wieder ganz der Liebling der Mutter." Und zwar geschieht dies gar nicht selten im Beisein dieser Lieblinge selbst. Fühlt man nicht, welchen furchtbaren Tadel man damit über Vater und Mutter ausspricht? Und begreift man nicht zugleich, daß ein auf solche Weise belobtes Kind für Unarten aller Art, ja selbst für grobe Vergehen einen förmlichen Freibrief erhält? Welche Dinge nimmt sich ein solcher Liebling heraus gegen Geschwister, Dienstboten und fremde Personen, ja selbst gegen den Vater, wenn es der Liebling der Mutter ist, oder gegen die Mutter, wenn es der Liebling des Vaters ist! Auf den Gesichtern kann man oft bei diesen Kindern den brutalsten Trotz und die häßlichste Anmaßlichkeit lesen, so geschickt sie vielleicht auch im Beisein des Vaters oder der Mutter, je nachdem sie der Liebling des Einen oder der Andern sind, die liebenswürdigste Gefälligkeit und Zuvorkommenheit gegen alle Welt zu heucheln wissen. Ein ärgeres Sittenverderbniß für den Liebling selbst kann es gar nicht geben, und tiefere Wurzeln können Haß und Zwietracht gar nicht schlagen,

als in den Herzen der zurückgesetzten, von den Lieblingen der Eltern oft verleumderisch angeklagten und ungerechter Weise bestraften und gemißhandelten Geschwister. Alle Welt hat die warnenden Beispiele in der alttestamentlichen Geschichte gelesen, wie Jakob, der Liebling der Mutter, auf deren Anstiften Vater und Bruder hinterging und damit den Hausfrieden auf Jahrzehnte zerstörte, indem die für ihre Schwachheit schwer bestrafte Mutter in der Furcht, der Bruder werde den Bruder erwürgen, ihren Liebling selbst zum Hause hinaus und in die Verbannung treiben muß. Und doch wiederholt sich in desselben Jakobs Familie dieselbe unselige Bevorzugung eines Sohnes vor den übrigen und dasselbe schwarze Verhängniß, mit welchem Gott solche Schwäche, Thorheit und Sünde der Eltern an ihnen selbst und an ihren Lieblingen heimsucht. Mit Recht konnte Joseph, das Opfer des Bruderhasses, seinen Brüdern später sagen: „Ihr gedachtet, es böse mit mir zu machen“, und mit Recht der Vater ausrufen: „Ihr werdet meine grauen Haare mit Gram in die Grube bringen“; und nur eine Gnade Gottes war es, daß aus der Sünde und Noth des Vaters und seines Lieblings zuletzt der ganzen Familie Rettung und Heil erwuchs.

Das Alles hört man als Kind in der Schule und als Mann in der Kirche; aber trotzdem gibt es der Lieblinge und der Schoßkinder, der gehätschelten und bevorzugten Kinder genug in den Familien! Doch der Zahlaus kommt bald, und zwar kommt diese Vergeltung gewöhnlich von einer Seite her, von welcher sich die schwachen Väter und thörichten Mütter dies am allerletzten hätten träumen lassen. Es gibt nemlich gar keine undankbareren Kinder, als eben die Lieblinge, und während solche verblendete Väter und Mütter wer weiß was für Wunderthaten der

Liebe und Zärtlichkeit von den bevorzugten Kindern erwarten, ernten sie gewöhnlich schon von den kleinen, fast regelmäßig aber von den erwachsenen Lieblingen trotzigen Uebermuth und die allerverwegenste Anmaßung. So viele Jahre lang waren Vater oder Mutter die Sklaven ihrer Lieblinge: wie sollten solche Kinder als Jünglinge und Jungfrauen in dem Alter der erwachenden heftigen Leidenschaften und blinden Begierden nicht das Uebergewicht, das sie über ihre Eltern so lange gehabt haben, benutzen und die armen „Alten" nöthigen wollen, zu tanzen, wie sie pfeifen? Launenhaft, wie Vater oder Mutter zuvor in launenhafter Liebe ihnen zugethan waren, fordern und verlangen sie nunmehr, wo sie nur wünschen und bitten durften, haben es auch gar kein Hehl, daß Vater und Mutter bei der blinden Vorliebe für sie die Achtung bei ihnen verloren haben. Ungerechtigkeit und Parteilichkeit macht allemal verächtlich, selbst bei Denjenigen, welche die Früchte dieser Ungerechtigkeit genießen, und wenn daher früher oder später einmal der Fall eintritt, daß den Lieblingen etwas verweigert werden muß, so zeigt sich auch sofort die Geringschätzung und Mißachtung, welche sie gegen ihre blinden Gönner und Gönnerinnen sogar in den guten Zeiten der Eintracht im tiefsten Grunde der Seele hegten. „Das muß ich", hört man da wohl seufzen, „von diesem Kinde erleben, und dieses Kind habe ich gerade allen andern immer vorgezogen; ach, es war mein Liebling, und jetzt, jetzt fragt gerade dieses Kind nichts nach mir!" Diese Klage ist sehr bitter, gewiß sehr bitter; aber es geht zuletzt Alles sehr natürlich zu, wie sich sofort zeigen würde, wenn man in den obigen Sätzen einige andere Bindewörter einschöbe, z. B. weil ich dieses Kind immer vorgezogen habe, darum muß ich jetzt solchen schnöden Undank ernten.

Ja, wenn wir nun weitergehen und die Lieblinge der Eltern mit den Sündenböcken der Familie vergleichen wollen und da in Versuchung kommen, zu sagen: „Die Eltern verderben ihre Lieblinge geistig durch ein süßes Gift, aber die Sündenböcke der Familie schlagen sie mit Keulen todt“, so trifft das nicht leicht zu. Man sollte glauben, durch grobe Ungerechtigkeit gegen ein Kind müßten die Eltern diesem Kinde für alle Zeit alle Liebe zu ihnen aus dem Herzen stehlen; aber nein, Kinder werden leicht irre in dem Urtheil über das Unrecht, das ihnen geschieht, haben für das ihnen angethane Unrecht ein schlechtes Gedächtniß und, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt! finden es in spätern Jahren unedel, ihren Eltern ein Unrecht nachzutragen und deshalb Groll gegen sie zu hegen. Sie verschmähen es, von den wirklichen und thatsächlichen Gründen zu ganz gerechter Klage Gebrauch zu machen, und verzeihen das ihnen widerfahrne Unrecht mit einer wahrhaften Herzenslust und Herzensfreude. So bestätigt es sich auch hier, daß Unrecht leiden besser ist, als Unrecht thun; es verdirbt nemlich das Unrecht, welches die Sündenböcke der Familie leiden, weit weniger diese armen Kinder, als das Unrecht, welches die von den Eltern bevorzugten Kinder ihren Geschwistern so oft thun, diese Lieblinge selbst entsittlicht.

Doch genug von einer Sache, welche, wie schon im Eingange gesagt worden ist, die allergemeinste und für alles sittliche Zusammenleben der Menschen unentbehrlichste Tugend, die Gerechtigkeit, betrifft und deshalb kaum, ohne allbekannte Gemeinplätze und fast müßige Wahrheiten beizubringen, behandelt werden kann. Höchstens ließe sich das Interesse an der Sache dadurch steigern, daß man fragte, wie es nur möglich sei, in so grobe

Fehler der Erziehung zu verfallen, ja solche Schnitzer im Familienleben sich zu Schulden kommen zu lassen. Meine Antwort für die Mehrzahl der Fälle wird sehr bündig und kurz dahin lauten: Viele Personen meinen, in ihrem Beruf, Amt und Geschäft müßten sie sich zusammennehmen; da handle es sich um Ehre, guten Ruf und reichlichen Erwerb; aber zu Hause könne man sich gehen lassen. Daher behandeln sie auch ihre Kinder wie Spielzeug; und wie man beim Spielen sich gern der Laune, bald der guten bald der bösen Laune hingibt, so machen sie auch ganz von selbst ihre Kinder, die einen zu ihren Lieblingen, die andern zu ihren Sündenböcken. Das ist sicher der Grund für tausend Dinge im Familienleben, welche außerdem rein unerklärlich wären. Mögen sich die Häupter der Familie, wenn sie allein sind, vor einander keinen Zwang anthun und sich ganz, wie man zu sagen pflegt, und wenn es nun einmal sein muß, gehen lassen; im Beisein der Kinder müssen sich Väter und Mütter schlechterdings Zwang, viel Zwang anthun, müssen ihre Gedanken wohl zusammennehmen und namentlich ihrem Gefühl nicht in bequemer Hingebung folgen.

## Einunddreißigster (81.) Brief.

### Einige Anregungen für Eltern und Lehrer zur Förderung einer guten Handschrift bei unsern Kindern.

Wenn unsern kleinen Kindern das Schreiben nicht gleich beim Anfang verleidet werden soll, so muß die

Schule, wie dies jetzt in den weitesten Kreisen anerkannt ist, die völlig nichtssagenden blosen Striche, sowie die ebenso nichtssagenden einzelnen Buchstaben grundsätzlich vermeiden, mit einem ganzen Wort anfangen, diese ersten Wörter durch passende Erzählungen über die in dem Worte liegende Sache zu Worten machen und so dem Kinde die Lust geben, sich mit dem Schreiben dieser Worte zu beschäftigen. Denn Lust und Liebe zum Ding macht alle Mühe gering! Habe ich also dem Kinde von einem Hunde etwas erzählt, ihm denselben Hund im Buche auf dem Bilde gezeigt und etwa ami genannt, so wird das Kind nunmehr Lust haben, dieses Ding — nicht dieses Wort, denn nun ist's mehr, als bloses Wort — nicht nur zu lesen, sondern schließlich auch zu schreiben. Von selbst zerlegt sich dieser ami später beim Lesen in ein a, in ein m und in ein i, und ebenso wird später das Kind sehr gern ein einzelnes a, ein einzelnes m und ein einzelnes i schreiben; denn ich habe ja zu dem Kinde nicht gesagt: dieses ami, sondern: dieser ami, und so sind für das Kind a und m und i ebensogut Theile des Hundes, wie sein Maul, Ohr und Schwanz, und als solche lebendig und von großem Interesse.

Das ist der allbekannte Schreiblese-Unterricht unserer heutigen Abcbücher, und wenn dieser Unterricht darauf verzichten muß, mit den einfachsten und zum Lesen und Schreiben bequemsten Wörtern anzufangen, weil diese einfachsten und bequemsten Wörter vielleicht gerade die inhaltlosesten der ganzen Sprache sind, so macht diese Methode dagegen den Kindern Lust zur Sache, und es läßt sich gar nicht oft genug in der Schule wiederholen: Lust und Liebe zum Ding macht alle Mühe gering! Die wissenschaftlichsten und wohlberechnetsten Me-

thoden scheitern nicht selten daran, daß sie den Kindern langweilig sind; denn etwas Gefährlicheres, ja Tödtlicheres gibt es in der Schule gar nicht, als die Langeweile.

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß das Schreiben den Kindern anfangs sehr schwer wird und sehr schwer werden muß, wie wir Erwachsene uns leicht überzeugen können, wenn wir einmal die Feder in die des Schreibens unkundige linke Hand nehmen, und daß es folglich gar nicht übel wäre, unsern kleinen Kindern auch rein mechanische, blos körperliche und an sich nichtssagende Schreibübungen zu geben, vielleicht sogar blose Vorübungen zu geben, d. h. Uebungen in Strichen, welche noch gar nicht einmal einen Buchstaben zuwege bringen. Man überlege nur einmal, wieviel zum Schreiben gehört:

Das Kind soll nicht die rechte Schulter heraufnehmen, wie der eine Schreiblehrer sagt, noch auch die linke Schulter, wie der andere Schreiblehrer sagt; sondern es soll, wie der Arzt sagt, gerade vor seinem Schreibheft sitzen, mit beiden Schultern gleichweit vom Tische; nur soll es das Heft etwas mehr rechts legen, weil wir auf der rechten Seite schreiben, und soll dabei den ganzen Körper ein wenig auf den linken, festliegenden Arm stützen, um so — was eben das Schwere ist — die rechte Hand frei sich bewegen zu lassen. Zu dieser Freiheit der Handbewegung gehört ferner, daß die Hand auf der Spitze oder dem Nagel des kleinen Fingers oder der letzten beiden Finger, fortgetragen werde, nicht aber, auf der Seite liegend, sich bald krampfhaft zusammenziehe, bald ebenso ruckweise ausstrecke, um mit der rechten Hand von links nach rechts, also von dem Leibe hinweg, die Bewegungen auszuführen; wobei jedenfalls noch die Frage erörtert werden muß, ob es dem Menschen nicht natürlicher und leichter ist, mit seinen Händen in der Richtung

Schule, wie dies jetzt in den weitesten Kreisen anerkannt ist, die völlig nichtssagenden blosen Striche, sowie die ebenso nichtssagenden einzelnen Buchstaben grundsätzlich vermeiden, mit einem ganzen Wort anfangen, diese ersten Wörter durch passende Erzählungen über die in dem Worte liegende Sache zu Worten machen und so dem Kinde die Lust geben, sich mit dem Schreiben dieser Worte zu beschäftigen. Denn Lust und Liebe zum Ding macht alle Mühe gering! Habe ich also dem Kinde von einem Hunde etwas erzählt, ihm denselben Hund im Buche auf dem Bilde gezeigt und etwa ami genannt, so wird das Kind nunmehr Lust haben, dieses Ding — nicht dieses Wort, denn nun ist's mehr, als bloses Wort — nicht nur zu lesen, sondern schließlich auch zu schreiben. Von selbst zerlegt sich dieser ami später beim Lesen in ein a, in ein m und in ein i, und ebenso wird später das Kind sehr gern ein einzelnes a, ein einzelnes m und ein einzelnes i schreiben; denn ich habe ja zu dem Kinde nicht gesagt: dieses ami, sondern: dieser ami, und so sind für das Kind a und m und i ebensogut Theile des Hundes, wie sein Maul, Ohr und Schwanz, und als solche lebendig und von großem Interesse.

Das ist der allbekannte Schreiblese-Unterricht unserer heutigen Abcbücher, und wenn dieser Unterricht darauf verzichten muß, mit den einfachsten und zum Lesen und Schreiben bequemsten Wörtern anzufangen, weil diese einfachsten und bequemsten Wörter vielleicht gerade die inhaltlosesten der ganzen Sprache sind, so macht diese Methode dagegen den Kindern Lust zur Sache, und es läßt sich gar nicht oft genug in der Schule wiederholen: Lust und Liebe zum Ding macht alle Mühe gering! Die wissenschaftlichsten und wohlberechnetsten Me-

thoden scheitern nicht selten daran, daß sie den Kindern langweilig sind; denn etwas Gefährlicheres, ja Tödtlicheres gibt es in der Schule gar nicht, als die Langeweile.

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß das Schreiben den Kindern anfangs sehr schwer wird und sehr schwer werden muß, wie wir Erwachsene uns leicht überzeugen können, wenn wir einmal die Feder in die des Schreibens unkundige linke Hand nehmen, und daß es folglich gar nicht übel wäre, unsern kleinen Kindern auch rein mechanische, blos körperliche und an sich nichtssagende Schreibübungen zu geben, vielleicht sogar blose Vorübungen zu geben, d. h. Uebungen in Strichen, welche noch gar nicht einmal einen Buchstaben zuwege bringen. Man überlege nur einmal, wieviel zum Schreiben gehört:

Das Kind soll nicht die rechte Schulter heraufnehmen, wie der eine Schreiblehrer sagt, noch auch die linke Schulter, wie der andere Schreiblehrer sagt; sondern es soll, wie der Arzt sagt, gerade vor seinem Schreibheft sitzen, mit beiden Schultern gleichweit vom Tische; nur soll es das Heft etwas mehr rechts legen, weil wir auf der rechten Seite schreiben, und soll dabei den ganzen Körper ein wenig auf den linken, festliegenden Arm stützen, um so — was eben das Schwere ist — die rechte Hand frei sich bewegen zu lassen. Zu dieser Freiheit der Handbewegung gehört ferner, daß die Hand auf der Spitze oder dem Nagel des kleinen Fingers oder der letzten beiden Finger, fortgetragen werde, nicht aber, auf der Seite liegend, sich bald krampfhaft zusammenziehe, bald ebenso ruckweise ausstrecke, um mit der rechten Hand von links nach rechts, also von dem Leibe hinweg, die Bewegungen auszuführen; wobei jedenfalls noch die Frage erörtert werden muß, ob es dem Menschen nicht natürlicher und leichter ist, mit seinen Händen in der Richtung

nach dem Leibe hin, als in der Richtung von dem Leibe weg zu arbeiten. Die Abendländer schreiben ihre Sprache von dem Leibe weg, während viele Morgenländer ihre Sprachen nach dem Leibe hin schreiben, gerade so wie unsere Mädchen und Frauen mit der rechten Hand von rechts nach links nähen und stricken.

Doch gesetzt, daß ein Kind alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden hätte, so würde es mit dieser Geschicklichkeit seiner Hand schließlich doch nur eine Blattseite von drei bis vier Zoll Breite ordentlich beschreiben können; zu unsern Blattseiten von sechzehn und mehr Zoll Breite gehört aber nicht blos eine geschickte Handstellung und Handbewegung, sondern auch eine tüchtige Armführung, eine Ausbildung des rechten Schultergelenkes; und es liegt sehr nahe, bei einem Geschäft, welches so fern liegende und so starke Muskeln in Anspruch nimmt, auch weitergreifende, stärkere und geregeltere Uebungen aufzusuchen, als das gewöhnliche Schreiben unserer kleinen Kinder mit sich bringt.

Weitergreifend müssen die Uebungen sein, d. h. sie müssen nicht blos die Hand, sondern auch den Arm bis zum Schultergelenk in Bewegung setzen.

Ferner müssen sie kräftiger sein, d. h. sie müssen durch unmittelbar sich folgende Wiederholungen derselben Bewegung die Muskeln stärken; und

geregelt sollen sie zuletzt auch sein, damit die Muskeln ihre harmonische Bewegung nicht verlieren. Sind die Muskeln des Arms im Verhältniß zu den Muskeln der Hand zu stark, wie bei manchen Handarbeitern, so bleibt die Hand plump; sind dagegen die Muskeln der Hand im Verhältniß zu den Muskeln des Armes zu stark, wie bei den meisten vielschreibenden Kindern, so stellt sich Fingerkrampf ein und

die Knöchel der Hand bäumen sich gewaltsam in die Höhe.

Wohin nun zunächst diese Betrachtungen führen, dahin lasse ich mich am liebsten durch die Einwendungen meiner Gegner selbst bringen. Man sagt mir nemlich gewöhnlich: Wozu dem Kinde eine Feder in die Hand geben, wenn der Arm und das Schultergelenk geübt werden sollen? Ganz recht, erwiedere ich; zu solchen Uebungen ist die Feder nicht nöthig, man lasse vielmehr die Kinder in der Schreibstunde fleißig auch mit den Armen turnen; ungefähr zwölf Uebungen sind es, welche hierher gehören, und welche leicht Jedermann selbst findet. Werden auf diese Weise die Armmuskeln zur Unterstützung der Handmuskeln kräftig herangezogen, so entsteht auch der Fingerkrampf, welchen viel mehr Kinder haben, als man glaubt, nicht so leicht, zumal wenn die Hand selbst noch mit etwa sechs besondern Uebungen beim Turnen bedacht wird.

Weiter sagen meine Gegner: Wo soll das viele Papier herkommen, wenn du zwischen dem Turnen, das in einer Schreibstunde zweimal zehn Minuten lang eintritt — länger nicht, sonst fängt die Hand an, zu zittern! — andere dreißig bis vierzig Minuten lang Striche, Schlingen und Kreise üben lässest? Allerdings füllen sich, antworte ich, dann gar bald zwei bis drei Seiten; doch man unterscheide nur die Uebungen zur Herstellung der blosen, gleichsam nackten Form von denjenigen Uebungen, welche derselben Form ihre Schattirung durch den Haarstrich und durch den Grundstrich geben sollen. Die erstern Uebungen lassen sich auch auf der Schiefertafel, also ohne Papieraufwand, machen; nur die letztern verlangen Papier und gute Stahlfedern.

Soweit läßt sich also, wie man sieht, sehr bequem

auf Alles antworten; es können dabei ziemlich alte Dinge zum Vorschein kommen, wie das wiederholte Bilden einer Figur mit eingetauchter Feder auf derselben Stelle, welches deutsche, französische, englische und nordamerikanische Schreibkünstler und Schreibkünstlerinnen oft so lange fortsetzen ließen, bis das Papier, selbst mit der Gänsefeder, durchbrochen ward, ein Verfahren, das bei Erwachsenen nicht eben anstößig ist, bei kleinen Kindern aber doch schicklicher mit den oben bezeichneten Schiefertafel-Uebungen zu vertauschen ist. Es können dabei jedoch auch Dinge vorkommen, welche einen mehr neuen Zuschnitt haben, wie das, um es kurz so zu nennen, obenbezeichnete Schreibturnen: doch alt oder neu, thut nichts zur Sache, wenn nur die Antworten auf jene Einwendungen zutreffen. Das alte Gute dürfen wir ja doch nicht untergehen lassen, und das neue Bessere müssen wir, wenn wir nicht Faulenzer sind, aufsuchen und, haben wir es gefunden, sofort auch, wenn wir nicht Feiglinge sind, anwenden.

Schlimmer steht es mit der Antwort, wenn mich Jemand mit meinen eignen Worten zu schlagen gedenkt und mir aus dem Obigen ins Gedächtniß zurückruft, daß blose Striche, Schlingen und Kreise für das Kind völlig nichtssagende Dinge sind, die es ebendeshalb mit Unlust schreiben wird.

Aber wäre es in der That nicht möglich, diesen langweiligen Schnörkeln Leben einzuhauchen? Statt der Antwort erzähle ich nunmehr, nicht was ich zu diesem Entzweck zu thun gedenke, sondern was ich in solcher Absicht seit geraumer Zeit gethan habe. Die kindliche Phantasie ist nicht blos viel genügsamer und gläubiger, als wir Erwachsene meinen, sondern auch weit thätiger, geschäftiger und an Formen und Farben reicher, als wir Erwachsene wissen, und will ich z. B. zu dem T und ähn-

lichen Buchstaben eine Vorübung anstellen, so sage ich blos: Heute wollen wir einmal sehen, „wie der Drache fliegt", mache auf der schwarzen Tafel hoch über der Linie den luftigen Schnörkel des T, befestige ihn mit einem langen, feinen Haarstrich als der Schnur, an welcher der Drache gehalten wird, an der Linie selbst, und sofort sind auch die Kleinen in der größten Thätigkeit, um ihren Drachen auch fliegen zu lassen. Es ist freilich kein vollständiges T, namentlich widerspricht die zarte, feine Schnur, an welcher der Drache gehalten wird, dem richtigen Bilde des T; doch erstens wird durch diesen langen, schönen Haarstrich das Bild des Drachen richtig und schön, und für den Drachen kann sich das Kind trefflich begeistern, für ein T durchaus nicht; zweitens ist bei dieser Uebung von einem T noch gar nicht die Rede, weil wir zu dieser Zeit ein T noch nicht brauchen; vielmehr drittens brauchen wir viel nöthiger den Haarstrich überhaupt, den hierbei das Kind sehr ängstlich herstellt, um die Schnur ja nicht zum Strick werden zu lassen; und endlich viertens wird ein Kind, das diesen Drachen zeichnen gelernt hat, seiner Zeit auch das, was zu dem T noch fehlt, hinzulernen, also das T selbst auch schreiben lernen.

Ein anderes Mal sage ich: Heute wollen wir nun sehen, „wie der Drache herunterkommt", setze wiederum hoch über der Linie mit der Kreide ein, ziehe aber sofort mit einem großen Schwunge bis zur Linie herab, als wollte ich ein U machen, und befestige wohl auch noch die Leine unten mit einem kleinen, aufrechtstehenden Haarstrich gleichsam in der Hand des Knaben, der den Drachen hält. Doch soll damit durchaus nicht gesagt sein, es müsse dasselbe Bild, wie hier das Bild des Drachen, des Weitern ausgeführt und zu vielen Buch-

staben ausgebildet werden; nichts wäre gesuchter, geschraubter und ermüdender, als dies. Im Gegentheil mag die Einbildungskraft des Kindes ganz ungehindert umherschweifen, um die Buchstabenbilder bald da, bald dort wiederzufinden. Wir zeichnen, wie die Kürbisse wachsen (unser O), und wie der Kürbiß sich an einen Baum anlehnt (unser A); wie die Schnecke aus dem Hause kommt (ein am Ende noch offenes w), und wie die Schnecke die Fühlhörner einzieht (ein ordentlich geschlossenes w); wie die Katze im Grasgarten den Sperlingen nachschleicht (ein h, doch ganz Haarstrich), und wie die Katze zuletzt nach dem Sperling springt (ein dergleichen h nebst einem kräftigen f, doch ohne durchgezogenen Strich); wie die Schlange kriecht (blose Schlangenlinie), und wie sich die Schlange bäumt (ein D); wie die Möhren wachsen (q oder p), und wie manchmal eine Möhre krumm wächst (ein p mit der Schlinge); wie der Mann sein Bündel trägt (drei Viertel von R), und wie sich der Mann dabei auf den Stock stützt (das ganze R); wie der Kutscher mit der Peitsche knallt, und wie sich die Peitsche um den Stiel wickelt (zwei im Druck unnachahmliche Bilder): aber mehr als zwei Bilder aneinanderzureihen, dürfte nicht ohne peinlichen Zwang für die kindliche Phantasie geschehen, und es ist deshalb eher zu meiden, als etwa um einer schönen, für das kleine Kind aber ungenießbaren Stetigkeit und Folgerichtigkeit willen zu suchen. Jedes System thut dem Erwachsenen wohl, indem nunmehr der allezeit fertige Verstand der lahmen Einbildungskraft und trägen Erinnerungskraft des Erwachsenen zu Hilfe kommt; bei dem Kinde ist dies Alles gerade umgekehrt. Alles Systematische läßt es kalt, weil sein Verstand noch träge ist, dagegen Gedächtniß und Phantasie geschäftig sind. Daher ist gerade Abwechselung der Bilder und Mannig-

faltigkeit der Benennungen zu suchen. Um das S zu üben, sehen wir, wie der Knabe seinen Reifen treibt (Bogen von links nach rechts); um l und ähnliche Buchstaben zu üben, sehen wir, wie die Köchin den Kaffee mahlt (Bogen von rechts nach links); um das j zu üben, sehen wir, wie der Schnitter das Korn schneidet; um das s zu üben, wie das garstige Kind um sich schlägt; um das ſ zu üben, wie die Säge in der Sägemühle geht; um das k zu bilden, wie der Truthahn dasteht; um das m zu bilden, wie der Kamm aussieht; um das r zu üben, wie das Stiefmütterchen wächst; um das E zu üben, wie der Knabe unter dem Tische das Bein schlenkert; um das X zu bilden, wie Einer Schlittschuh fährt.

Im Ganzen wären also folgende Punkte festzuhalten:

1. Es kommt weniger darauf an, einen bestimmten Buchstaben ganz oder stückweise zu üben, vielmehr verfolgen wir den doppelten Hauptzweck, das Bild so richtig als möglich wiederzugeben und die Uebung überhaupt recht fruchtbringend zu machen; daher sind

2. die in der Druckschrift unnachahmlichen Figuren nicht zu meiden; besonders aber ist

3. auf leichte und richtige Führung der Hand und

4. auf flottes Fortrücken des Armes hinzuarbeiten, weshalb zu dem erstern Entzweck der Haarstrich, zu dem andern Entzweck die ununterbrochene Anreihung der Figuren vorherrscht. Nicht selten läßt sich Beides so verbinden, daß man die einzelnen Buchstaben derselben Linie an Haarstrichen, wie an unsichtbaren Fäden, anreiht. Besonders lieb ist den Kindern der um den Buchstaben herum gebogene Haarstrich, „wie das Kind über das Seil springt“, eine Uebung aus den Turnstunden, welche die Kinder nunmehr mit der Feder so nachahmen, daß jedes a oder b u. s. w., nachdem es fertig geworden

ist, noch über den Bogen springen muß, den man um dasselbe herumzieht, ehe man das neue a oder b u. s. w. anfängt.

Ich beschränke mich auf diese Beispiele und diese Regeln, um der Phantasie und Beobachtungsgabe des einzelnen Elementarlehrers nicht vorzugreifen; mit ungefähr 30 Uebungen sind alle für unsere Buchstaben nöthigen Formen vollständig erschöpft, und es lassen sich in unsern mittlern Klassen diese Formen durch geregeltes Zusammenrücken zusammengehöriger, obschon nicht selten sehr verschieden benannter Uebungen noch trefflich dazu benutzen, dem Kinde zu zeigen, wie ein Buchstabe stückweise entsteht, so daß ihm dadurch die klar bewußte „Formenkenntniß" ebenfalls gegeben wird. Für dieselben mittlern Klassen will ich nicht unbemerkt lassen, daß diese Schüler und Schülerinnen, indem sie schon ganze Sätze schreiben können, sehr gern nach der Uebung selbst auch die obigen Benennungen dieser Uebungen schreiben, indem auf diese Weise sich Phantasie und Verstand bei diesem Bilder- und Buchstabenmalen in der Arbeit ablösen, und daß es ebendeshalb gut ist, in diesen Klassen die Benennung der Uebung nebst der Uebung selbst entweder an der schwarzen Tafel schön vorzuschreiben oder auf Papierspänen vorzulegen.

In den obern Klassen dürfen diese Uebungen nicht ganz zu Grunde gehen, sowenig als ein tüchtiger Sänger und eine tüchtige Sängerin ganz aufhört, Skalen zu singen; auch sind Schüler und Schülerinnen, welche in den untern Klassen diese Uebungen nach Herzenslust (nicht unter Seufzen, Stöhnen und Angstschwitzen) gemacht haben, auch in den obern Klassen außerordentlich willig, die ihnen liebgewordenen und thatsächlich auch nützlich gewordenen Schnörkel wieder und immer wieder vorzu-

nehmen. Innerhalb des eigentlichen Schreibunterrichts kann freilich dieser Wiederholungskursus vielleicht nur ausnahmsweise einmal seinen Platz finden; sein eigentlicher Ort ist zu Hause, wo die Kinder ihre ausgeschriebenen und zur Aufbewahrung nicht bestimmten Hefte querüber mit diesen Uebungen zu füllen haben. Das auf solche Weise geschwärzte Heft bringen sie dem Lehrer mit, welcher es nebst dem Tage der Abgabe in seinem Notizbuch vormerkt, die ungeschickten Schreiber und Schreiberinnen zu besonderm Fleiße in diesem Stück anhält und schließlich am Ende des Viertel- oder Halbjahres seine in dieser Beziehung gemachten Bemerkungen vorliest. „Das sind sehr schwache und dürftige Maßregeln", könnte hier Einer einwenden; aber ich erwiedere: Sie reichen vollständig hin, wenn nur sonst in den obern Klassen das Streben nach größerer Ausbildung der Handschrift rege erhalten wird. Ist ein solches reges Streben vorhanden, so greifen die Schüler und Schülerinnen, um gewissen, ihnen beim Schreiben noch anklebenden Fehlern abzuhelfen, ganz von selbst nach den alten Uebungen, und ich erinnere mich, daß ich zuweilen mit Beischaffung der nöthigen Makulatur selbst habe an die Hand gehen müssen, soviel geschwärzte Hefte wurden bei wiederholter Aufforderung wirklich auf dem Katheder in aller Stille niedergelegt. „Uebung macht den Meister", pflege ich da zu sagen, und das verstehen meine Kinder in der Regel ganz wörtlich von den alten „Schreibübungen" in der Elementarschule und meinen, daß sie, wenn sie diese Uebungen fleißig machen, auch Meister im Schreiben werden müssen.

Zuletzt kommt freilich Alles darauf an, daß sie Meister im Schreiben werden wollen, und damit sie dies wollen, so muß wiederum besonders darauf hingearbeitet werden, daß es in den obern Klassen: einmal,

eine Ehre ist, schön zu schreiben, und zum Andern, den Kindern eine Lust ist, schön zu schreiben. In diesen Jahren ist der Sinn für Schönheit soweit vorhanden, daß er nur gepflegt zu werden braucht, um ganz von selbst Früchte zu tragen. Jeder Schüler und jede Schülerin der obern Klassen habe zuvörderst seine Mappe (seinen Karton) für schöne Vorschriften; eine solche Sammlung aber anzulegen, dazu müsse das Kind vom Lehrer aufgemuntert und von den Eltern durch wiederholte kleine Geldspenden oder dergleichen kleine Geschenke wirklich in Stand gesetzt werden. Anstatt den ganzen Thaler, welchen das Kind vom Großvater erhielt, in die Sparbüchse zu thun, werde ein Dritteltaler zu zwei schönen Heften neu erschienener Vorschriften verwendet, und ebenso lege dann der Vater vielleicht noch für zwei Neugroschen schönes Schreibpapier dazu; der Lehrer aber verlange in den obern Klassen jede Woche ohne Ausnahme wenigstens eine Schrift des Kindes, überlasse den Kindern ganz die Wahl der Vorschrift, schreibe unter jede Schrift am untern Rande eine Zensur und gebe diese Schriften, nachdem die Zensur in sein Notizbuch eingetragen ist, schließlich zurück. Auf diese Weise wird sich von selbst bei den Kindern ein Begehr nach einer zweiten Mappe (einem zweiten Karton), nemlich für die eignen Schriften des Kindes, einstellen, und sind diese zwei Sammlungen nur tüchtig im Gange, namentlich auch der Austausch der verschiedenen Vorschriften unter den Kindern recht lebhaft, so ist mir um die Handschrift solcher Klassen nicht bange, es sei denn, daß der Lehrer — Klassenlehrer — mit Gleichgiltigkeit oder gar mit Geringschätzung auf diese „kindischen Kunstschätze seiner Schüler oder Schülerinnen" herabblickt. Dann freilich ist Alles verloren; dann ist es auch um die Groschen der Eltern

Schade, welche sie für Mappen und Vorschriften der Kinder ausgeben. Wo dies aber nicht der Fall ist — und es wird gewiß nur ein seltner Fall bleiben — da mögen sich doch ja Väter und Mütter diese verhältnißmäßig sehr kleine Ausgabe nicht dauern lassen, an Geburtstagen und zu Weihnachten solchen Gaben vor vielen andern Geschenken den Vorzug lassen, auch sehr behutsam und vorsichtig ihr Urtheil abgeben, wenn sie sehen, wie das kleine Kind auch zu Hause ganz ernsthaft seine Schreibschnörkel macht und mit den spaßhaftesten Bildern benamset; oder wenn sie das größere Kind damit beschäftigt finden, sein ausgeschriebenes Tagebuch (Arbeitsbuch, Diarium) noch querüber mit Schreibübungen zu schwärzen; oder endlich auch, wenn sie dasselbe größere Kind an dem einen Abend um ein besonders günstiges Plätzchen an der Familienlampe bitten hören: es will an diesem Abend seine „Wochenschrift" für den Lehrer machen, und dabei darf freilich der Tisch nicht schaukeln, das Licht nicht fehlen und auch der rechte Arm nicht behindert sein.

Dies sind zugleich auch einige von den Gründen, warum ich mich bei diesen meinen „Anregungen" nicht blos an die Lehrer, sondern auch an die Eltern unserer Kinder gewendet habe, und ich füge dem nur noch die Bitte hinzu, es möchten meine Wünsche und Rathschläge bei den Einen, wie bei den Andern williges Gehör und geneigte Aufnahme finden.

Anmerkung. Die obengenannten „Vorübungen zum Schreiben" sind in demselben Verlag für 2½ Ngr. zu haben.

## Zweiunddreißigster (82.) Brief.

### Ein Schreberplatz in Leipzig!

Der unvergeßliche Dr. Schreber in Leipzig hat in Nr. 17 der Zeitschrift „Die Erziehung der Gegenwart" (herausgegeben von Dr. Karl Schmidt in Köthen, Berlin bei Enslin) einen Aufsatz über die Jugendspiele gegeben, welcher ein herrliches Vermächtniß des edeln Schul- und Kinderfreundes ist. Es heißt darin:

„Das, was von den Jugendspielen die Schule besonders unter ihr Auge zu nehmen hat, sind die gemeinschaftlichen, also meistens im Freien geschehenden Spiele. Daß auch der Schulerziehung diese Pflicht mit zufällt, liegt in der allgemeinen Aufgabe der Schule. Diese besteht darin, das Kind auf eine höhere Lebensstufe zu heben, es lebenstüchtig und menschenwürdig auszubilden. Da sich aber die menschliche Natur nicht halbiren oder halbirt behandeln läßt, so muß da, wo der Geist gebildet werden soll, auch der Körper so weit möglich mit gebildet und entwickelt werden; denn Letzterer ist die Wurzelhälfte des Erstern. Insofern nun die Jugendspiele nicht nur körperliche Kräftigungs- und Entwicklungsmittel, sondern zugleich sehr wichtige direkt geistbildende Erziehungsmittel sind, so haben sie doppelte Berechtigung, in den Kreis der Schulpflege mit aufgenommen zu werden.

Wenn der gesellige Umgang mit seines Gleichen dem Menschen im Allgemeinen die ergiebigste Quelle geistiger Nahrung, das naturgemäßeste Mittel geistiger Belebung, Läuterung, Verjüngung, Veredlung, daher ein wesentliches Lebensbedürfniß ist, so gilt dies im höchsten Grade vom Kinde. Unter seines Gleichen fühlt sich das

Kind erst ganz heimisch und behaglich. Durch diesen Wechselverkehr und Wetteifer wird jeder noch so verborgene Funke der geistigen Individualität der Kinder geweckt und entzündet. Leben entzündet sich an Leben, wie Flamme an Flamme. Manche gute Anlage, die als angeborner Keim im Kinde liegt, aber außerdem verkümmert, wird durch den Frühlingshauch des Jugendspiels geweckt, ans Tageslicht gebracht und zur Fortentwicklung befähigt und gekräftigt. In dieser belebenden Wirkung liegt der angenehme Reiz, welcher dem natürlichen Bedürfnisse des Kindes so ganz entsprechend ist; Erfindungsgabe, Heiterkeit, Witz, Entschlossenheit, Muth beziehen aus dieser Quelle ihre Hauptnahrung. Der diesem Alter ohnedies eigne Nachahmungstrieb ist in solchen Momenten am lebendigsten; die Pforten des geistigen Lebens sind für alle Arten der Einwirkung geöffnet; daher aber auch die Nothwendigkeit einer das Verderbliche fern haltenden und auf Veredlung gerichteten Ueberwachung gemeinschaftlicher Spiele. Darüber später.

Ferner besteht ein wichtiger praktischer Nutzen der gemeinschaftlichen Spiele der Kinder darin, daß sich der Eigenwille an einem gleichberechtigten andern Willen bricht. Das Kind lernt seinen Willen mit dem Willen Anderer in Einklang bringen, wobei, wenn nur das überwachende Auge Gerechtigkeit walten läßt, unbeschadet der individuellen Selbstständigkeit, manches Schroffe, manches Scharfe und Eckige ganz von selbst sich glättet und rundet. Ein großer Gewinn für's Leben!

Mit dieser Eingrenzung des Eigenwillens fällt die Abschleifung des Eigensinnes, die Umdämmung des Uebermuthes und die Herabstimmung der allzugroßen Reizbarkeit, Laune und weichlichen Empfindelei zusammen. Mit etwas Takt begabt, wird die Oberleitung ihre Aufgabe,

Alles im richtigen Geleise zu erhalten, hier leichter erfüllen können, als wenn sie es mit dem einzelnen Kinde zu thun hat. Nur muß jeder Gifttropfen von Ungerechtigkeit, ernster Kränkung, des Spottes, Hohnes, Neides, bösartiger Neckerei und Schadenfreude ein für allemal aus dem Kreise verbannt werden. Munterkeit und Frohsinn sollen ungetrübt walten, Scherze und Neckereien in den Grenzen voller Harmlosigkeit bleiben. Durch Konsequenz und Takt der Oberleitung gewinnen die Kinder überaus schnell selbst so viel natürlichen Takt, daß dem überwachenden Auge fast nur noch eine passive Rolle übrig bleibt. Nur muß man es verstehen, in ihnen, wie überall, so auch hier, das Ehrgefühl für ein richtiges Benehmen rege zu erhalten.

Zur Entwicklung und Veredlung des Willens, der Thatkraft und des Gefühls, also zur Bildung des Charakters, der ja den ganzen moralischen, aber auch praktischen Werth des Menschen bestimmt, ist nur das Thatleben geeignet. Der Charakter kann nur im Thatleben sich bewähren, kräftigen und reifen, nicht aber im gewöhnlichen Schulleben, welches fast nur in aufnehmender, empfangender Thätigkeit besteht. Das ernste schaffende Thatleben steht dem Kinde fern, und doch soll und muß es darauf vorbereitet und gebildet werden, um seine dereinstigen Lebensaufgaben erfüllen zu können.

Die Jugendspiele sind daher fast die einzige Sphäre, in welcher sich das Thatleben der Kindheit, das selbstständige, freie, von innen heraus sich gestaltende Leben und Wirken entfalten kann. Gerade die gemeinschaftlichen Jugendspiele haben den hohen Werth, daß sie das Ich mehr oder weniger vergessen lassen, es irgend einem allgemeinern Zwecke sich unterordnen lassen, daß sie spielend vorbereiten auf das Leben und Wirken für gemeinschaft-

liche Zwecke, daß sie — Gemeinsinn wecken und fördern, daß sie dabei Entschlossenheit, Muth und selbstschaffende Thatkraft, Erfindungsgeist, körperliche und geistige Frische und Gewandtheit bringen. Das begabtere Kind reißt das weniger begabte aufwärts und mit sich fort. Eines hebt das andere, und schließlich heben sich Alle durch Alle.

Von all' Diesem bietet das Leben im Familienkreise fast nichts, das Leben auf den Schulbänken gar nichts. Und doch fällt es der Schule mindestens zum gleichen, wenn nicht größern Theile zu, die Jugend für das spätere große Leben, für das Leben in und mit der Welt, für die Tüchtigkeit im Staatsbürgerleben nach Möglichkeit vorzubereiten.

Ich habe bisher von dem eigentlichen gesundheitlichen Werthe der Jugendspiele geschwiegen. Nun, er ist so einleuchtend, daß eine nähere Auseinandersetzung desselben überflüssig erscheint. Ein öfteres Austummeln in freier Luft schafft besser Gewandtheit, Kraft und Jugendmuth, macht und erhält besser vertraut mit Klima und Jahreszeit, verschafft überhaupt einen viel, unaussprechlich viel gedeihlicheren Genuß der freien Luft, als eine jeweilige steifbeinige Familienpromenade. Man braucht sich, um von der Dringlichkeit allgemeiner Begünstigung und Förderung der Jugendspiele recht überzeugt zu sein, nur daran zu erinnern, wie unsere Jugend theils durch die steigenden Anforderungen des gewöhnlichen Schullebens, theils durch ganz mißverstandene Begriffe von Sitte und Anstand immer mehr und mehr eingesperrt und von diesem Lebenselemente des kindlichen Alters zurückgehalten wird.

Besonders ist es die Jugend der größern und in neuester Zeit reißend schnell anschwellenden Städte, welche

daran darbt und unter diesem Mangel schwer leidet. Weder Schule noch Haus kümmern sich darum. Die Jugend würde sich wohl selbst helfen, wenn sie könnte. Aber nicht genug, daß Schule und Haus nichts dafür thun, arbeiten sie vielmehr dagegen: die Erste durch fast völlige Beschlagnahme der Zeit, das Letzte durch modische Ablenkung und Vernichtung des kindlichen Sinnes, durch weibische Aengstlichkeit und Weichlichkeit oder durch blasirte Vornehmthuerei. Die Gemeindebehörden, anstatt für passende, gut eingerichtete und überwachte Spiel- und Tummelplätze der Jugend besorgt zu sein, geizen mit dem Platze und denken bei dessen Verwendung an Alles, nur nicht an die Jugend. Wenn nicht einzelne Kinder — und wie selten ist dazu die Gelegenheit — etwa in größern Gärten zum Spiele sich zusammenfinden können, so haben sie außerdem gewöhnlich fast nichts der Art, sondern werden, wenn sie ja einen verstohlnen Versuch auf irgend einem freien Plätzchen machen wollen, als polizeiliche Sträflinge behandelt. Daher sind auch eine Menge hübscher Spiele, an denen wir, die wir frühern Generationen angehören, in unsrer Jugend uns ergötzten und erfrischten, aus den jetzigen jugendlichen Kreisen vollständig verschwunden.

Die Turnplätze und Turnanstalten bilden allerdings eine wichtige, ganz unentbehrliche Bedingung, namentlich unsers gegenwärtigen Kulturlebens. Nur Schade, daß ihre Verbreitung noch viel zu gering und auch da, wo solche bestehen, ihre Benutzung noch viel zu wenig allgemein ist. Aber selbst wenn dies auch anders wäre, würden die Turnanstalten an sich, wenn nemlich nicht zugleich mit ihnen große freie Spielplätze verbunden sind, die eigentlichen Spiel- und Tummelplätze, wie sie der Gesammt-Entwicklung der Jugend nothwendig

sind, doch nicht ersetzen können. Wie schon oben bemerkt, das Spiel als solches, die Gemeinschaftlichkeit, das innerhalb gewisser Grenzen freie Gebahren der Jugend hat einen zu wichtigen selbstständigen Werth.

England ist in dieser Beziehung schon etwas voraus. Obgleich das Turnwesen des Kontinents (Mitteleuropa's) dort noch wenig Eingang gefunden hat, weil man andere Ersatzmittel dafür zu haben glaubte und sich gegen alles von außen Kommende möglichst lange stemmt, so hat doch hier jede Stadt ihre geräumigen Spiel- und Tummelplätze für die Jugend. Selbst jede Dorfschule und Dorfgemeinde hat ihr Cricket-field, ihren Schlagball-Spielplatz, wo sich Jung und Alt an dem Cricket-Spiele, das Schnelligkeit, Gewandtheit, Muth und Kraft trefflich übt, erfrischen und belustigen. Dafür ist auch die Bevölkerung Englands im Allgemeinen kräftiger, als die anderer großer Länder, wenn man die Bevölkerung der Fabrikdistrikte Englands ausnimmt, welche durchschnittlich ein trauriges Bild der Entwicklung der menschlichen Natur gibt.

Ist man erst von der Wichtigkeit der Sache überzeugt, so wird es auch nirgends an einem dazu tauglichen Platze mangeln. Da ja jeder für andere Zwecke bestimmte freie Platz, jede Trift, jeder Exerzirplatz u. s. w. dazu mitbenutzbar ist, so wird auch keine Gemeinde die geringen Kosten scheuen, welche die gleich zu erwähnende weitere Einrichtung verlangt.

Um den Zweck vollständig zu erreichen, ist nemlich die einfache Ueberlassung eines Platzes an die Jugend, wie dies in England der Fall, nicht hinlänglich, sondern der Platz und die darauf vorzunehmenden Spiele müssen auch planmäßig eingerichtet und überwacht sein. Die Eltern aus allen Ständen und Klassen der Bevölkerung müssen mit vollem Vertrauen, mit voller Beruhigung

darauf blicken können, wenn deren allgemeine Benutzung nicht verfehlt werden soll.

Ich meine nicht etwa eine polizeiliche Ueberwachung im gewöhnlichen Sinne, sondern eine väterliche Aufsicht, um Mißbrauch, Unfug und Rohheit fernzuhalten und eine in aller Weise positiv veredelnde und bildungsförderliche Einwirkung auf das Jugendspiel auszuüben.

Dazu würde ein Mann zu wählen sein, der mit gehöriger Bildung Sinn und Liebe für die Sache verbände, für das Leben und Treiben auf dem Platze verantwortlich gemacht würde und die etwaigen Spielgeräthschaften unter seinem Gewahrsam hätte. Selbstverständlich müßte er seine Wohnung auf oder unmittelbar an dem Spielplatze haben. Wünschenswerth würde ein Verheiratheter sein, damit die weibliche Jugend auch weiblichen Einfluß genösse.

Diese Aufsicht müßte besonders darüber wachen, daß bei vollster Freiheit des jugendlichen Treibens doch jedem Einzelnen, wie auch den einzelnen Abtheilungen der Jugend Recht und Ordnung und dem Ganzen heitere Harmlosigkeit und Sitte gesichert wären.

Von Seite der Schulbehörden würde dann die leicht auszuführende Oberkontrole und zugleich die Einwirkung auf allmähliche Vervollkommnung und Veredlung der Spielgattungen zu übernehmen sein. Doch dies Alles, ohne die natürliche und — insoweit sie eine edle oder wenigstens unschuldige ist — selbstschaffende Thätigkeit und Freiheit des jugendlichen Sinnes zu stören.

Nur durch eine solche Einrichtung würde man die vielfachen und (besonders wegen Sittenverderbniß) in mancher Hinsicht gerechten Bedenken beseitigen können, welche außerdem alle diejenigen Eltern haben würden, die

um das körperliche wie geistige Wohl ihrer Kinder zart besorgt sind. Nur bei einer dergestalt gewährleistenden Einrichtung ist kein vernünftiger Grund mehr denkbar, weshalb Eltern ihre Kinder von der Betheiligung an den so heilsamen gemeinschaftlichen Jugendspielen zurückhalten sollten. Diese Betheiligung würde dann ebensowohl von Seiten ganzer Schulabtheilungen regelmäßig an bestimmten Tagen und Stunden, als auch nach Befinden von Einzelnen in irgend einem paßlichen Freistündchen, ein Mal so unbedenklich wie das andere Mal, geschehen können.

Diese harmonische und kräftige Entwicklung des jugendlichen Organismus legt den Grund für die gedeihliche Durchführung des ganzen spätern Lebens. Sie schafft den Kern, aus dem das spätere Leben Blüthen und Früchte entwickeln soll, von dessen Beschaffenheit die Beschaffenheit der Letztern bedingt wird. Von ihr in erster Instanz hängt Glück oder Unglück ab. Soll aber die körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes gedeihen, so muß es neben dem Lernen auch *spielen* können. Das elterliche Haus kann fast nirgends das bieten, was die Schule und eine allgemeine Einrichtung darin zu bieten vermag.

Die Jugendpflege ist ja die fundamentalste Lebensfrage des Staates; nur der allseitig kräftig und gut entwickelte Mensch kann seine Lebensaufgabe für sich und für die Welt vollständig erfüllen, kann dem Staate sein, was er ihm sein soll. Diese erste und allgemeinste Vorbedingung des ganzen Lebens ist zu wichtig, als daß nicht auch der oben besprochene Gegenstand die volle Aufmerksamkeit aller das wahre Wohl ihrer Kinder erstrebenden Eltern, aller Schul- und aller Staatsbehörden auf sich ziehen sollte.

Möchten diese Andeutungen nicht erfolglos verhallen!"

Direktor Dr. Vogel, welcher diesen Aufsatz in seinen „Mittheilungen der Allgemeinen Bürgerschule zu Leipzig an das Elternhaus ihrer Zöglinge“ (20. Jahrgang Nr. 4.) wiedergibt, fügt am Schlusse hinzu:

„So schrieb Schreber wenige Tage vor seinem Erkranken zum Tode. Möchten doch seine kinderfreundlichen Worte wie bei den hohen Behörden, so auch bei den Eltern und Lehrern unserer lieben Stadt Leipzig Wiederhall finden und Frucht bringen! Das wär' doch einmal ein rechtes Monument!“

Dies Vogel's Wunsch. Indem ich ihn von ganzem Herzen auch zu dem meinigen mache, kann ich es mir nicht versagen, hier zugleich einen zweiten Wunsch auszusprechen, welcher eben nur über die Art und Weise, wie der erstere recht schön in Erfüllung gehen könnte, einen unmaßgeblichen Vorschlag bringen soll:

Es widme die Stadt Leipzig dem Andenken Schreber's zwei Acker Land dort am Seyfferth'schen Park und Heine'schen Trockenplatz, benenne den Platz Schreberplatz und schenke ihn der vierten Bürgerschule als Turn- und Spielplatz für ewige Zeiten!

Das wäre eben das rechte Monument für unsern Schreber!

Warum ich diesen Platz zugleich Turnplatz nenne, hat darin seinen Grund, daß nur so die Direktion dieser Bürgerschule die Verwaltung dieses Platzes als zu ihrem Wirkungskreis gehörig antreten kann. Der selige Dr. Schreber irrt, wenn er in dem obigen Aufsatz die Sache anders darstellt. Es hat Niemand als Schuldirektor die amtliche Verpflichtung, solche Spielplätze zu schaffen und zu verwalten; wohl aber hat ein Schuldirektor als Kinderfreund die moralische Verpflichtung, dies zu thun. Spielplätze sind Sache der Familie, nicht der

Schule, und das Elternhaus würde sofort und mit vollem Rechte Einspruch erheben, wollte man ihm gebieterisch vorschreiben, daß die Kinder spielen müßten, und wo und wann sie spielen sollten. Hat eine Familie am Hause einen Hof oder Garten, so kann und darf der Schuldirektor die Kinder dieser Familie nicht auf den Gemeinde-Spielplatz kommandiren; und wollen um 4 Uhr Nachmittags die Eltern mit ihren Kindern spatzieren gehen, so kann ebensowenig der Schuldirektor diese Kinder zurückbehalten und auf den Gemeinde-Spielplatz schicken. So willig und dankbar das Elternhaus sein wird, wenn die Gemeinde ihm in dieser Beziehung hilfreich entgegenkommt, so eifersüchtig und widerspenstig wird dasselbe Elternhaus sein, wenn man ihm sein natürliches Recht auf seine Kinder schmälern will.

Ich erinnere hier an das alte Wort: Every Englishman's house is his castle! in Brief 76 — 78.

Freilich schweben so dergleichen Spielplätze völlig in den Lüften! Die Schuldirektion als solche hat keinen Beruf, sie zu übernehmen; eine Spieldirektion zu schaffen, hieße in der That zuviel von der Gemeinde begehren, da man dann gar vielerlei Direktionen noch von ihr verlangen könnte; und diese Spielplätze einem „Verein von Kinderfreunden“, der sich bald ins Leben rufen ließe, übergeben, hieße ein werthvolles Geschenk, wie zwei Acker Land sind, von dem vielleicht nur kurzen Dasein und Bestehen dieses Vereins abhängig machen. Deswegen also nenne ich unsern Schreberplatz zugleich Spiel- und Turnplatz, und er wird unter dem letztern Titel sehr wohl dem Schuldirektor der Westseite von Leipzig übergeben werden können.

Der Westseite von Leipzig, sage ich; denn für ganz Leipzig einen Spiel- und Turnplatz anzuweisen,

ist bei der jetzigen Ausdehnung der Stadt ohnehin unmöglich.

Die Besorgniß, es möchten die Schuldirektoren von Ost, Süd und Nord mit derselben Bitte kommen, schreckt mich von meinem Bittgesuch nicht ab; denn wenn die kinderfreundlichen Väter und Vertreter der Stadt diesen Schreberplatz den Kindern der Westseite von Leipzig gern schenken, warum sollten sie weitere Gesuche dieser Art unfreundlich aufnehmen? Aber selbst angenommen, daß man mehr Gesuche dieser Art ungern sähe, so würden sich in diesem Falle die Bittsteller auf eine Zeit verweisen lassen, wo wiederum ein Mann, wie Schreber, in Leipzig gestorben wäre, und man würde so jeder unbequemen Folgerung auf lange Zeit quitt sein. Denn solcher Männer hat kein Jahrhundert viele!

## Dreiunddreißigster (83.) Brief.

### Die Mineralogie in der Volksschule.

Eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist es, die Mineralogie auf den Stundenplänen der Volksschule, namentlich in den Mädchenklassen, von den Vätern und Müttern verachtet und verspottet zu sehen, was zuweilen selbst zur Folge hat, daß die Lehrer diesen Theil der Naturgeschichte gleichsam nur verstohlen betreiben und bei einer öffentlichen Prüfung mit diesem Naturreich kaum hervorzutreten wagen. Der Grund jener Erscheinung ist, daß uns allen das Steinreich im täglichen Leben so nahe liegt, daß wir

unwillkürlich ganz darüber hinwegsehen, also den Wald vor Bäumen nicht sehen.

Wir bauen unsere Häuser mit Kalk; brennen Oefen, Töpfe, Tiegel und Ziegel aus Thon; heizen diese Oefen mit Steinkohlen; streichen unsere Küchen mit Bolus und andere Wände mit Ocker an; würzen alle unsere Speisen mit Salz; machen Spiegel und Glasscheiben aus Quarz; tragen in unsern Geldbeuteln Kupfer- und Silbermünzen und an unsern Fingern goldene Ringe; haben in diesen Ringen kleine Granaten, Amethyste, Topase, Türkise und Karneole; fertigen tausenderlei Geräthschaften aus Zinn, Blei und Eisen; schütten Quecksilber in unsere Thermometer und Barometer; warnen vor Arsenik und Kobaltblau; putzen unser Messing mit Polirschiefer und Kreide, die Kreide auf dem Katheder in den Händen des Lehrers hier gar nicht zu rechnen; verstopfen die Mäuselöcher mit Gips; pflastern die Straßen mit Grasdorfer Grünstein und legen Trottoirs mit Lausitzer Granitplatten: und das Alles wäre nicht genug, um der armen, so oft verachteten Mineralogie neben der Botanik und Zoologie ihr bescheidenes Plätzchen auch in der Schule zu gönnen?

Ach, meinen da Manche, das kann ja Alles gelegentlich in den andern Lehrstunden erwähnt werden. Soll ich aber von dem Silber und seinen verschiedenen Vorkommnissen blos gelegentlich in den geographischen Stunden sprechen, wenn ich in Sachsen nach Freiberg und Schneeberg, im Harz nach Mansfeld, in Schweden nach Falun komme oder bei Mexico von den spanischen Silberflotten erzähle? Dann würden diese Kenntnisse, wenn sie wirklich so zersplittert mitgetheilt würden, auch wenig haltbar sein oder, wenn sie an einer Stelle zusammengefaßt würden, dem gerade vorliegenden geographischen Bilde großen Schaden thun; denn wie das Silber selbst durch

alle Welt geht, so würde ich dem Silber auch bis in unsere Münzstätten und bis zu unsern Silberarbeitern folgen und tausend Dinge einmischen müssen, welche mit dem Fundort des Silbers nichts mehr gemein haben. Kalk, Thon, Kiesel und Eisen würden aber wahrscheinlich gar nicht an die Reihe kommen, weil sie sich überall finden. So ist die Vergesellschaftung verwandter Wissenschaften gewiß nicht zu verstehen. Es ist sehr natürlich, durch Geschichte und Naturkunde die Beschreibung eines Landes zu beleben, aber im Grunde sind dann beide, Naturkunde und Geschichte, doch nur Nebensachen und stehen — die verhängnißvollen Schwerter etwa ausgenommen — als Randzeichnungen eben nur am Rande d. h. außerhalb der Hauptsache. Diese nebensächliche Stellung ist aber wenigstens in den obern Klassen sowohl der Geschichte als auch der Naturkunde unwürdig; und wenn man in der Regel die Geschichte in den obern Klassen neben der Geographie selbstständig aufstellt, so sollte man sich auch geneigt finden lassen, auch die Naturkunde selbstständig neben der Geographie aufzustellen.

Da übrigens abgebildete oder getrocknete Pflanzen für Kinder völlig ungenießbar sind, so versteht es sich hierbei ziemlich von selbst, daß das Sommerhalbjahr dem Pflanzenreich, dagegen das Winterhalbjahr dem Thier- und Steinreich anzuweisen ist, wobei natürlich auch im Sommer lebende Thiere und jüngst gesammelte Steine höchst willkommen sind.

## Vierunddreißigster (34.) Brief.

### Vom Freiturnen und vom Kommandiren bei den Freiübungen.

Nicht blos die gute Ordnung, sondern weit mehr noch die nöthige Vorsicht gebietet es, in den Turnhallen das Freiturnen, d. h. das beliebige Turnen ohne Aufsicht, namentlich an den Geräthen, zu verbieten. Möchten doch dies auch die Eltern unserer Kinder beherzigen, oder auch nur wissen! Sehr viele haben keine Ahnung von den Gefahren, denen sie ihre Kinder aussetzen, wenn sie ihnen allerhand Turngeräth in Gärten, Höfen, Sälen und Zimmern herstellen lassen. Es ließen sich da sehr traurige Beispiele anführen, wie arg die Kinder solcher Eltern durch dergleichen Sorglosigkeit zu Schaden kamen. Am häufigsten geschieht solches Unglück durch die besonders bei Knaben so gewöhnliche Uebertreibung: es sind vielleicht Gäste da, und nun will man sich sehen lassen, will seine Kraft und Kühnheit zeigen, und Eitelkeit und Ehrgeiz stacheln zu den unsinnigsten Kraftanstrengungen an. Doch auch ohne solche besondere Veranlassung geschieht bei dieser Freiturnerei in der Regel zuviel; besonders turnen die Kinder sehr oft zu ganz unpassender Zeit, z. B. unmittelbar nach dem Mittagstisch, oder im Sommer bei großer Hitze, bald nach der Schwimmstunde, oder auch sonst mit schon erschöpftem Körper. Das Turnen, besonders an Geräthen, ist kein bloses Spiel; darum darf es niemals ohne Aufsicht geübt werden. Kein Freiturnen! Weder in der Turnhalle, noch zu Hause!

Um der oben erwähnten Eitelkeit entgegenzuarbeiten,

empfiehlt sich übrigens bei dem Turnen in Massen und unter Aufsicht ganz besonders das Kommandiren bei den Freiübungen.

Diejenigen, welche bei dem Turnen alles Militärische mit scheelen Augen ansehen, haben glücklich auch gefunden, daß das Kommandiren gefährlich sei, indem man die Schwächern nöthige, sich übermäßig anzustrengen. Ich behaupte gerade im Gegentheil, und die Erfahrung hat es mir seit Jahren bestätigt, daß ein Schuldirektor seine Zöglinge gar nicht besser vor den Uebertreibungen, welche der Ehrgeiz der Schüler und der Lehrer so oft und so leicht herbeiführt, behüten kann, als durch das Kommandiren. Der Direktor spreche es oft und mit allem Ernste aus, lasse es auch oft durch den Lehrer wiederholen, daß kein Kind beim Turnen gehalten sei, eine ihm schwere oder schmerzhafte Uebung bis zum Kommandoruf: Aus! Los! mitzumachen, und es ist jede Gefahr für den Schwächern sogleich gehoben. Wohl aber nöthigt dasselbe Kommandiren den Lehrer, für seine Uebungen eine mittlere Zeit zu nehmen, damit Alle, Stärkere und Schwächere, dabei fortkommen können; und dadurch eben ist der Eitelkeit des Schülers und dem Ehrgeiz des Lehrers, welche beide sich ohne solchen Zwang gern zu Uebertreibungen hinreißen lassen, Zaum und Zügel angelegt. Denn sicher ist's, daß zehnmal eher ein Starker zu Schaden kommt, als ein Schwacher, wie unter zehn jungen Leuten, welche ertrinken, immer neun sind, welche schwimmen konnten und deshalb zuviel wagten, und nur Einer, welcher gar nicht schwimmen konnte.

## Fünfunddreißigster (35.) Brief.

### Eine Geschichte für unsere Gesanglehrer und viele Eltern stimmbegabter Töchter.

Von einer unserer ersten Sängerinnen, Agnes Büry, erzählt die Illustrirte Zeitung vom 22. Dezember 1855 Folgendes:

Im Jahre 1847 reiste sie mit der Mutter nach Paris, und der für die Mutter zum Vergnügen gewählte Aufenthalt wurde für die Tochter dazu benutzt, bei dem berühmtesten der lebenden Gesanglehrer, Garcia, Unterricht zu nehmen. Die damals noch schwache Stimme des Mädchens wollte Garcia anfangs bestimmen, ihr keinen Unterricht zu ertheilen; als er aber hörte, es sollte das nur zum Vergnügen, zu privater Ausbildung, nicht mit Absicht auf die Laufbahn einer öffentlichen Sängerin geschehen, ließ er sein Bedenken schwinden und ertheilte den gewünschten Unterricht, und zwar nach der eben genannten Auffassung hin, leicht, bequem, ohne die Stimme anzustrengen, und die Schülerin oft ohne Unterricht wieder entlassend, wenn er fand, daß ihre Stimme gerade nicht kräftig war; er gab ihr dann auf, einige Tage zu ruhen und nur bei voller Disposition zu singen. Vernünftig und einsichtsvoll befolgte denn auch die Schülerin die Lehren des Meisters, und selbst noch nicht an eine öffentliche Laufbahn denkend, behandelte sie den empfangenen Unterricht so, wie Garcia ihn gab. Durch solche beiderseitige Behandlung und Auffassung kam es denn auch wohl, daß Fräulein Büry, wie wenige Schülerinnen des berühmten Lehrers, die ganze Frische ihrer Stimme behalten hat, während sehr viele

gleich zu Anfang mit voller Absicht für die Bühne theils vom Lehrer zu sehr angestrengt wurden, theils in unüberlegtem, fast maßlosem Drange nach baldigster Ausbildung sich selbst forcirten und so ihre Stimmen brachen.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte in Paris kehrte Agnes Büry mit der Mutter nach Berlin zurück. Sie sang dort in kleinen und großen Privatzirkeln, und man erstaunte über die gänzlich veränderte, so kräftig gewordene Stimme. Durch diese Erfolge begeistert und den innern Genius in sich immer mehr verstehend, fühlte sich die Sängerin gedrängt, eine solche auch nun für die Oeffentlichkeit, wohl gar für die Bühne zu werden. Aber die Familienrücksichten, die schon so manche schöne Kraft der Welt entzogen, ja schon so manche geknickt haben, sollten anfangs auch hier hemmen. Doch war die Mutter auch wieder eine zu einsichtige Frau; dazu kam das Bestürmen echter Kunstfreunde, das Versprechen der Tochter, nur Konzertsängerin werden zu wollen: kurz, die Mutter gab diesem Wunsche nach und reiste mit der Tochter nach Paris zurück, damit diese dort den Unterricht Garcia's bis zu ihrer vollen Ausbildung genösse, und zwar wieder nach ihrem selbst ausgesprochenen Wunsche, ganz in derselben schonenden Weise, wie früher, wodurch denn auch jetzt wieder die ganze Frische ihrer so schönen und doch so durchgebildeten Stimme erhalten wurde. Fräulein Büry genoß diesen Unterricht 2½ Jahre; kurz vor der Revolution war ihre Mutter nach Berlin zurückgekehrt, während sie in der Pension bei Herold vortrefflich aufgehoben war. Derselbe hatte unter Napoleon I. gedient und war jetzt ein warmer Anhänger und schmeichelhaft behandelter Liebling Napoleon's III., so daß ihm alle glänzenden Soiréen und

Bälle der hohen Welt offen standen. Zu vielen derselben nahm er Fräulein Büry mit, so z. B. zu den Soiréen des Präsidenten Marra, des Polizeipräfekten, des General Soubule. Letzterer interessirte sich besonders für die junge Sängerin; sie sang oft in seiner Familie, und bei den Bällen war er emsig besorgt, daß sie nicht zu viel tanze, um, wie er meinte, das reiche Kapital, welches sie in ihrer Stimme besäße, nicht zu verlieren. Sie gewann in diesem großen, bunten Leben der Welthauptstadt außerordentlich viel für ihre ganze Bildung.

Im Jahre 1850 holte die Mutter ihre Tochter nach Berlin zurück; sie sollte nun noch längere Zeit im Familienkreise zubringen, aber der Genius trieb sie mächtig hinaus in die Welt, um derselben in vollen, frischen Klängen zu verkünden, was sie gelernt, empfunden, gedacht hatte, was eben der Genius ihr in die Seele gelegt. So gewann sie denn endlich die Erlaubniß, eine Kunstreise anzutreten, und sie ging zuerst nach Prag, wo sie vor dem Theaterpublikum während der Zwischenakte sang. Der Erfolg war glänzend. Die Direktion bestürmte die Sängerin, zur Bühne überzutreten; dem Genius waren die Schwingen gewachsen; die Familie war fern: da wurde der Familienname Bühring in Büry umgewandelt, und der gewagte Schritt geschah. Fräulein Büry wurde Opernsängerin, ehe die Familie noch ein Wort davon wußte. Als sie es erfuhr, mußte sie sich dem Unvermeidlichen fügen, und später, als Erfolg auf Erfolg den gefährlichen Schritt feierte, gab sie ihm denn auch volle Billigung, und die kecke Tochter erhielt die ganze Liebe zurück, die auch noch jetzt beide Theile zärtlich umfängt.

Soweit unsere Geschichte. Damit jedoch gewisse unmusikalische Väter und Mütter und Direktoren aus dieser

Geschichte nicht zuviel für die Schule folgern, so stehe hier noch anhangsweise ein Wort des Direktor Steglich in Dresden über den Gesangunterricht in der Schule:

„Jedermann weiß, wie gern die Kinder schon lange vorher, ehe sie in die Schule gehen, singen, und wie gern die jüngern Geschwister das nachsingen, was sie von den ältern, welche die Schule besuchen, etwa vorsingen hören. Man darf also nicht etwa sagen, es sei zu zeitig, wenn man mit den 6jährigen Kindern Gesangunterricht beginnen will. Man darf sie nur nicht über ihre Kräfte anstrengen und muß in Hinsicht auf den Umfang der Stimme, auf Stärke und Dauer der Töne und die Dauer des Singens überhaupt ihr kindliches Alter berücksichtigen. Aber wenn dies gehörig geschieht, so ist das Singen von sehr großem Vortheile, zunächst für die Ausbildung der Sprachorgane und insbesondere der Lunge, und dadurch förderlich für die Gesundheit überhaupt. Wie bildet aber außerdem der Gesang das Gefühl für das Schöne und Edle, und wie bietet der Gesangunterricht in der Schule zugleich eine vortreffliche Gelegenheit, eine Menge köstlicher Lieder dem Herzen werth und zum unverlierbaren Eigenthume des Kindes zu machen! Nur dürfen freilich keine faden, gemeinen Texte gewählt werden, sondern auch hier gilt das Wort: Nur das Beste ist gut genug für die Kinder. Der Gesangunterricht muß, wie der gesammte Jugendunterricht, von christlichem Geiste durchdrungen sein; dann fördert er zugleich gar sehr den Religionsunterricht und bereitet die Kinder auf das kirchliche Leben, auf die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste vor; ja, er wird zugleich ein Mittel werden, kirchlichen Sinn und christliche Frömmigkeit wieder in die Familien einzuführen. Darum beginne der Gesangunterricht schon in

der Unterklasse und werde weder hier noch in den obern Klassen mit einer Stunde abgespeist; wenigstens zwei Stunden wöchentlich mögen in der Regel für denselben angesetzt werden."

Daß ich Steglich's Ansicht theile, beweisen meine Stundenpläne, welche dem Kinde vom 6. bis 14. Jahre wöchentlich 2 Stunden Gesangunterricht zutheilen. Gerade die zügellosesten Knaben und die unbändigsten Klassen können durch den Einfluß dieser lieblichen Kunst am besten gezähmt werden, was so manche Erzieher kaum zu ahnen scheinen. Nur werde dieser Unterricht nicht blos mit der Violine, sondern wo möglich am Pianoforte mit voller Harmonie und wahrhaft künstlerisch und schön, mit klüglicher Beseitigung starker Strafen — welche in die Ausübung dieser schönen Kunst gar zu arge Mißklänge bringen — gegeben.

## Sechsunddreißigster (86.) Brief.

### Ein Schulgottesdienst.

Von Dr. Aug. Dölling, Bürgerschullehrer und Vespertiner zu Leipzig.

Es hat der dreißigste Brief des vorigen Bandes den Satz aufgestellt, „daß die Schule auch von denjenigen Stücken ihrer Sorge, Arbeit und Mühe, welche bei den öffentlichen Prüfungen nicht zur Anschauung kommen können, dem Elternhause Rechenschaft schuldig ist", und hat als ein solches Stück die Kindergottesdienste bezeichnet. Dem ist bisher auch nicht widersprochen worden,

dürfte auch nicht widersprochen werden; und so bringt auch dieser Band einige in der Schule gehaltene Morgenandachten, und zwar hier eine solche, welche die festliche Hälfte des Kirchenjahres am Montag nach dem Trinitatisfest gleichsam ausläutet, wie jene Andacht des vorigen Bandes diese festliche Hälfte des Kirchenjahres am Montag nach dem ersten Adventssonntag gleichsam eingeläutet hat.

Gesangbuchlied Nr. 138, V. 1 und 2.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.

Mit diesem apostolischen Segenswunsch, in dem Herrn geliebte Kinder, gehen wir heute auf's Neue an unsre Arbeit. Wie er gestern in den Kirchen über und für die Gemeinde der Erwachsenen gesprochen worden ist, so werde er in dieser Stunde über und für euch, diese Gemeinde im Kleinen, gesprochen und stärke eure Herzen, daß ihr mit frischem Muth und neuer Kraft anfangt, nach dem Ziele zu laufen, welches euch vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu!

Es ist derselbe Segenswunsch, mit dem allsonntäglich die Kirche Christi ihre Glieder grüßt, und der von dieser Stätte herab zum öftern auch schon an euch gerichtet worden ist; aber ihr sollt auch wissen, welche besondere Bedeutung derselbe gerade am gestrigen Tag für die Gemeinde und in diesem Augenblick für euch hat. Wir haben gestern das Trinitatisfest gefeiert; die Festhälfte des Kirchenjahres ist vorüber; sie sind wieder einmal gekommen und gegangen die schönen Zeiten der hohen Feste; aber mit den Festzeiten soll der Festsegen nicht schwinden; er soll mit euch sein und bei euch bleiben, der geistliche Segen, mit dem die ewige

Gnade auf's Neue euch gesegnet hat in himmlischen Gütern durch Jesum Christum. Darum ist nach diesen Pfingstferien unser erstes Wort an euch in der Stunde des Wiedersehens das Wort des Apostels: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen!

Ist euch denn wirklich auch ein Segen geblieben, liebe Kinder, ein Segen vor Allem auch von dem Fest, aus dessen Veranlassung wir jüngst auf mehrere Tage unsre Arbeit eingestellt haben, und zu dessen Feier wir vor acht Tagen mit der gesammten Christenheit uns vereinigten? Und welcher Segen kann und soll euch geblieben sein? — Seht, ich weiß, indem ich eure Gedanken jetzt rückwärts lenke in die verflossene Festzeit hinein, ich weiß, woran diese eure Gedanken da zunächst haften, und welcher Art das Gedächtniß ist, das ihr jenen Tagen bewahrt. Das Pfingstfest ebenso, wie das Weihnachtsfest und Osterfest, bietet euch so Manches, das mit dem Feste selbst zunächst noch in keiner oder doch nur in entfernter Beziehung steht; und jedes weckt darum ganz besondere Erinnerungen in euch, über welche ihr die Bedeutung des Festes selbst nicht selten völlig übersieht. Jedes Fest ist, möchte ich sagen, ein Baum, dessen Stamm von grünenden und blühenden Schlinggewächsen umrankt ist, so daß ihr diesen selbst oft kaum mehr gewahr werdet; ihr müßt aber den Blick höher heben, wollt ihr anders den Baum in seiner ganzen Pracht übersehen und der köstlichen Frucht, die er trägt, euch erfreuen und ihrer theilhaftig werden.

Da steht das Weihnachtsfest vor euch da, und schon sein Name genügt, um alle die schönen Stunden euch ins Gedächtniß zu rufen, die ihr da im Vaterhause im Verein mit liebenden Eltern und glücklichen Geschwistern

verlebt habt: o, es sind selige Erinnerungen, die auch im spätern Alter noch an diese Stunden sich knüpfen, und ihr thut wohl, wenn ihr sie bewahrt in einem treuen und dankbaren Herzen. Und doch, wenn euch vom Weihnachtsfest nichts geblieben wäre, als diese Erinnerungen und Erfahrungen allein, ihr wäret bei aller Liebe, die ihr erfahren, arm. Eine Liebe hättet ihr dann doch nicht geschmeckt und empfunden, die Liebe dessen, der euch mehr geschenkt hat, als Welt und Menschen euch jemals schenken können. Die Empfindung dieser Liebe aber, das fröhliche und selige Bewußtsein, daß ihr einen Vater im Himmel habt, der euch aufnehmen wird, wenn auch Vater und Mutter euch verlassen, das muß der Segen sein, den ihr vom Weihnachtsbaum mit hinwegnehmt, und diese Liebe hat der Apostel in die Mitte seines Segenswunsches gestellt, weil sie der Quell und Mittelpunkt alles Lebens und aller Seligkeit ist, und so spricht er heute zu euch und über euch: Die Liebe Gottes des Vaters sei mit euch allen!

Da steht weiter das Osterfest vor euch da, und mancherlei Erinnerungen knüpfen sich für euch auch an diese Zeit; nur daß nicht das Haus, sondern die Schule es ist, welche sie in euch wach ruft. Die Osterzeit ist die Zeit der Prüfung und Entlassung; sie ist in vielfacher Beziehung für euch die wichtigste Zeit des ganzen Jahres; ein Theil von euch mag mit Freuden an sie zurückdenken, ein Theil vielleicht auch nicht; aber, wie dem auch sei, ernste Worte sind damals an euch alle gerichtet worden, an die Guten ebenso, wie an die Säumigen und Gewissenlosen, und wenn ihr sie treu bewahrt habt, alle diese Warnungen und Ermahnungen, gewiß, es kann und muß das eine Zeit großen Segens für euch geworden sein. Und doch, geliebte Kinder, noch einen ganz andern

höhern Segen hatte die ewige Liebe in dieser Zeit euch aufbewahrt. Es ist manche Thräne in jenen Tagen aus euern Augen geflossen; aber es hat noch ein Andrer in jenen Tagen Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und vielen Thränen geopfert zu dem, der ihm vom Tode konnte aushelfen. Wenn ihr nun am Charfreitag nicht im Geist unter das Kreuz euers Erlösers euch gestellt hättet; wenn ihr am Ostermorgen nicht im Geist mit Maria und den Jüngern hinausgezogen wäret an das Grab euers Herrn: um den rechten Ostersegen wäret ihr dann doch gekommen; ihr hättet dann wohl von der Gnade unsers Herrn Jesu gehört, aber nichts von ihr erfahren; die Erfahrung dieser Gnade aber, die fröhliche und selige Gewißheit, daß Christus für euch gestorben und auferweckt ist und, dafern ihr nur im rechten Glauben steht, Sünde und Tod fortan keine Gewalt mehr über euch hat, das muß der Segen sein, den ihr vom Osterfeste mit hinwegnehmt, und daß dieser Segen euch werde und bleibe, spricht der Apostel heute zu euch und über euch: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen!

Und nun, daß wir auf das Fest kommen, das zunächst hinter uns liegt, und auf das ich eure Aufmerksamkeit heute insbesondere lenken möchte, das Pfingstfest, was bleibt euch in der Regel von dem? Das Pfingstfest fällt gewöhnlich in eine Zeit, wo die Natur sich in ihren reichsten Schmuck kleidet und in wunderbarer Fülle vor dem entzückten Auge prangt; schmückt das Fest mit Maien, das muß von diesem Fest geschrieben sein; Gott der Herr hat's geschmückt mit Blüthen und Blumen und es überschüttet mit dem Reichthum seiner Güter. Darum lockt das Pfingstfest Alt und Jung hinaus in das grünende und blühende Land, und wenn euch aus früherer Zeit

noch Erinnerungen an dieses Fest geblieben sind, ich denke, es werden Erinnerungen sein an Hain und Flur, an Frühlingslust und Waldesfreude. Was in der Weihnachtszeit das Haus, was in der Osterzeit die Schule, das ist euch in der Pfingstzeit die Natur, dieser Tempel Gottes so schön, wie die Menschen noch keinen gebaut haben, und Gott erhalte euch die Freude an ihm; unter allen Freuden, die uns die sichtbare Welt bietet, ist das die reinste und edelste Freude, und auch das ist ein Segen, den ihr vom Pfingstfest mit hinwegnehmt. Was aber, geliebte Kinder, was ist aller Segen, den das Reich der Natur in dieser Zeit vor uns aufthut, gegen den Segen, der da im Reiche der Gnade auf uns wartet und uns bereitet ist von der Liebe des Vaters und der Gnade des Sohnes? Seht, an jenen Freuden hat die Natur euch diesmal nur wenig geboten; die Stürme und Regenwetter, die in diesen Pfingsttagen, wie allerwärts, so auch bei uns über die Erde gebraust sind, haben Wald und Flur vor euerm Auge verschlossen und euch zurückgehalten in den engen Grenzen des Hauses; und wenn wir auch nicht vergessen wollen, daß es Ströme der Liebe gewesen sind, mit denen der Herr auch in dieser Zeit aus dem Himmel geregnet hat, um jenen Segen seid ihr diesmal zum größten Theil doch gekommen. Was aber will das bedeuten, wenn ihr nur um den Segen nicht gekommen seid, den das Pfingstfest über euern inwendigen Menschen, über eure Herzen hat bringen wollen; und damit euch dieser Verlust nicht auch treffe, so ergeht heute das Wort des Apostels an euch, das letzte Wort seines Segenswunsches: die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen!

Die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen! Weißt Du auch, mein Kind, was für ein Geist das sei,

den dir der Apostel in diesen Worten wünscht? Das ist der Geist, der vom Vater und Sohne ausgeht, damit die Liebe des Vaters und die Gnade des Sohnes in dich eingehe; der sich dir naht im Wort der Schrift und, so oft dies Wort dir ausgelegt wird, kommt, in dir zu wohnen und zu wirken zur Heiligung, vorausgesetzt, daß nicht die Sünde vor der Thür deines Herzens liegt und ihm den Weg versperrt; der, einmal eingegangen in dein Herz, in dir eine Kraft Gottes werden wird, die dich selig, ewig glücklich und selig macht. Wie ist das Menschenherz so klein, und doch auch da will Gott hinein; o halt das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein und kommt mit seinen Himmelsfreuden und wird nie wieder von dir scheiden. Liebe Kinder, die der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Wie viele mögen wohl unter euch sein, die sich sagen können, daß der Geist Gottes es ist, der sie leitet und treibt in Allem, was sie denken und thun; wie viele, die um deswillen sich rechte Kinder Gottes nennen können! Vielleicht hast du dem heiligen Geist bis zu dieser Stunde gewehrt, Wohnung zu machen in deinem Herzen; hängst unreinen, sündigen Gedanken lieber nach, als göttlichen; hörst das Wort und lernst die Sprüche, aber es ist nur Ohren- und Lippenwerk, dein Herz weiß nichts davon; hast den dritten Artikel gelernt und oft schon gesprochen: Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten, — hast aber von diesem Berufen und Erleuchten und Heiligen und Erhalten im rechten Glauben durch den heiligen Geist noch wenig oder nichts verspürt. Irrt euch nicht, Gott

läßt sich nicht spotten. Treibt dich der Geist Gottes nicht, so treibt dich der böse Geist; säest du nicht auf den Geist, so säest du auf dein Fleisch; die aber auf das Fleisch säen, die werden vom Fleische das Verderben ernten. — *Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?* so fragte der Herr einst die beiden Jünger Johannes und Jakobus, als der Eifer für den Herrn sie zu einer Sünde fortreißen wollte. Aus weit schlimmerem Grunde muß der Herr diese Frage noch alle Tage an euch richten: so oft ihr euch unter einander veruneinigt und lieblose, gehässige Worte einander zuwerft, glaubt nur, der Herr steht dabei und fragt euch: *Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?* So oft ihr heimlich zusammenredet, was, wenn ihr's laut wiederholen solltet vor euern Lehrern, ihr nimmer über eure Lippen brächtet, glaubt nur, der Herr hat jedes eurer Worte gehört, und wer von euch seine Frage hören wollte, der könnte sie hören: *Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?*

In dem Herrn geliebte Kinder, wie ihr hier so beisammen seid, bildet ihr schon eine Gemeinschaft, wenn auch eine Gemeinschaft im Kleinen; ach, wollte doch Gott, daß es eine Gemeinschaft wäre und eine Gemeinschaft würde *im heiligen Geist!* Die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei *mit euch allen!* Hört ihr's? Mit euch und in euch allen soll er sein, der heilige Geist, vor dem die Sünde flieht, wie die Nebel der Nacht vor dem Sonnenglanz; mit euch und in euch allen soll er sein, der Geist vom Vater und vom Sohn; da ist keines so arm, keines so schwach und gering, bei dem er nicht einkehren und Herberge machen möchte, dieser himmlische Gast. So öffnet ihm denn eure Herzen, bittet um ihn im täglichen Gebet; wehret dem bösen Geist; liebt euch unter einander, als die *eines* Geistes theilhaftig ge-

worden sind, damit das Amen, mit dem der Apostel schließt, in euch und an euch eine Wahrheit werde. Und ihr wißt, was dieses Amen bedeutet. Amen, Amen, d. h. ja, ja, es soll also geschehen. Wohlan denn, so sprecht's nach in euerm Herzen: die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes soll mit uns allen sein! Amen.

Gesangbuchlied Nr. 138, V. 3.

## Siebenunddreißigster (87.) Brief.

### Eine große Gefahr für unsere Knaben auf der Treppe.

Zweimal binnen drei Jahren habe ich es — obwohl nicht in meinen nächsten Umgebungen — erlebt, daß ein Knabe beim Reiten und Rutschen auf dem Treppengeländer hinabstürzte und jämmerlich umkam, das eine Mal in einem öffentlichen Schulhaus, das andere Mal in einem Privathaus.

In den Schulhäusern erscheint es unumgänglich nöthig, daß wenigstens auf den Treppen, welche zu den Knabenklassen führen, die obere Fläche des Geländers durch gewisse Erhöhungen, welche die Form von Verzierungen erhalten können, zum Aufsitzen, Reiten und Rutschen unbequem oder selbst unmöglich gemacht werden. In den Privathäusern aber ist obige Erfahrung ein Grund mehr, alles Spielen auf der Treppe, wie ich dies anderwärts schon eingeschärft habe, auf das Bestimmteste den Kindern zu untersagen, vorkommenden Falls auch

wohl ein hinreichender Grund, um dieselben Unebenheiten, wie in den Schulhäusern, auf dem Geländer anbringen zu lassen.

## Achtunddreißigster (88.) Brief.

### Von der Pflicht und dem Rechte, seine Kinder in die Schule zu schicken.

Zwei frühere Briefe (Nr. 76 und 77) behandeln die Schulpflichtigkeit der Kinder in Deutschland, wahrlich eine Pflicht, welche den deutschen Vätern und Müttern nicht schwer fällt! Oder hättest du, lieber Freund, nicht gesehen, wie in solchen Städten, wo man die Aufnahme der sechsjährigen Kinder in die Schule plötzlich verweigerte, Hunderte, ja Tausende von Vätern und Müttern sehr betrübt, ja manche sogar ganz verblüfft mit der abschlägigen Antwort nach Hause zurückkehrten? Gerade diese Art von Verblüffung warf das beste Licht auf die ganze Sache. Das Elternhaus sah die Schule von jeher als ihre treue Freundin und Helferin an, und gerade in dem Augenblick, wo das Elternhaus mit dem sechsjährigen Kinde in Verlegenheit gerieth, weil dieses nun nicht mehr den ganzen Tag spielen wollte, läßt die Schule Väter und Mütter im Stich und schickt sie auf ein ganzes Jahr wieder heim. Hätten die Eltern in der That nur die Pflicht, nicht auch das Recht, ihre Kinder zu einer bestimmten Zeit in die Schule zu schicken?

Gewisse Aerzte und Lehrer antworten hierauf: Ein siebenjähriges Kind lernt in einem Vierteljahr soviel, als das sechsjährige Kind in einem Jahre, und so holt das

erstere sehr bald das letztere ein, wozu also der frühe Anfang? — Nun, den Vordersatz gebe ich gern zu, behaupte sogar, daß bei sechsjährigen Kindern der größte Triumph des Lehrers ist, nicht wie viel, sondern wie wenig sie lernen; aber dadurch ist die Schule von der Verpflichtung nicht entbunden, diese sechsjährigen Kinder aufzunehmen und nützlich zu beschäftigen; denn mit dem blosen Spielen ist es nun einmal vorüber. Unsere heutige Elementarschule weiß das vortrefflich, und wenn ich z. B. hier auf die in Brief 81 genannten dreißig „Vorübungen zum Schreiben" als auf eine solche Jahresaufgabe für sechsjährige Kinder verweise, wird man mich sofort auch verstehen.

Ach, meint da Einer, das gilt ja nur von den niedern Ständen, die ihrer kleinen Kinder gern los sein möchten; in den höhern Ständen haben ohnehin die Mütter Zeit, ihren Kindlein den ersten Unterricht selbst zu geben, oder soviel Geld, um ihren Kindlein zu Hause den ersten Unterricht geben zu lassen. — Ich weiß nicht genau, was man hier unter den „niedern Ständen" versteht; für mich ist es die ganze Bevölkerung, welche ihre Kinder nicht blos in die Armenschule und Freischule, sondern auch in die Bürgerschule (einschließlich der Dorfschule) schickt. Was aber die höhern Stände betrifft, so ist es eine höchst grausame Schonung für ein sechsjähriges Kind, es nicht in die Schule zu schicken. Da, in der Schule, kommt es zu einem Schulmeister, während zu Hause nur Lehrlinge oder Liebhaber in der Lehrkunst an dem Kinde herumstümpern; in der Schule erhält das Kind unter so vielen Kindern vielleicht die funfzigste Frage, während es zu Hause jede Frage erhält und beantworten muß; in der Schule lernt das Kind durch die Wiederholung der Lehrgegenstände mit vielleicht funfzig

Kindern höchst bequem durch einfaches Hören und Wiederhören, durch ganz natürliches Einprägen und Angewöhnen, während zu Hause die Wiederholungen bei und mit einem Kinde im höchsten Grade ermüden, abspannen, langweilen und ertödten; in der Schule treibt es der Wetteifer mit andern Kindern, im Hause ist der unverständige und ungeduldige Pflichteifer der zum Lehren oft ganz unbefugten Personen der einzige, oft sehr grausame Treiber: deshalb muß jeder wahre Kinderfreund von Grund seines Herzens wünschen, daß auch die sechsjährigen Kinder aus den begüterten und reichen Häusern gleichsam in die Schule gerettet werden. Ich spreche diesen Häusern den guten Willen nicht ab; aber dennoch bleibt es das traurige Vorrecht dieser Stände, ihre Kinder falsch zu erziehen. Ich lasse dazu in dem folgenden Brief einen neuen Beleg folgen.

## Neununddreißigster (89.) Brief.

**Die großartigsten Eselsbrücken**

geben die Eltern selbst ihren Söhnen und Töchtern, wenn sie ihnen zu Anfertigung ihrer Schularbeit sogenannte Repetitoren, Instruktoren, Informatoren, Hauslehrer und Hofmeister halten. Sie drehen sich in diesem Falle, wie so oft bei der Erziehung, in einem höchst verderblichen Zirkel herum: Der liebe Sohn und die liebe Tochter passen in der öffentlichen Lehrstunde nicht auf, weil sie wissen, daß ihrer zu Hause der zärtliche Helfers-

helfer und Freund in der Noth wartet, der, obschon oft sehr mittelmäßig bezahlt und selbst nicht glänzend am Geiste ausgestattet, doch so viel wenigstens leistet, daß die morgende „Hausaufgabe" zu Stande kommt, beziehentlich in die Feder diktirt wird; und umgekehrt kann dieser unglückselige Nothnagel nicht entbehrt werden, weil der liebe Sohn oder die liebe Tochter in der Schule nicht aufmerksam ist. Ist das nicht ein vollständiger Zirkel?

Oft zahlen Väter und Mütter Andre nicht und machen sich selbst zu solchem unvermeidlichen und unabweislichen Vorspann, und ich erinnere mich, von einem meiner Knaben, der seine versäumte Hausaufgabe nach der Schule im Arrest arbeiten sollte, auf meine Frage: „Warum arbeitest du nicht?" die herrliche Antwort erhalten zu haben: „Ich mache sie erst zu Hause," und weiter auf meine andere Frage: „Warum das?" die andere kostbare Antwort vernommen zu haben: „Weil mir da mein Vater hilft."

Solche Väter klagen natürlich auch am heftigsten über Plackerei und Ueberbürdung der Kinder. Davon noch ein Wörtchen im nächsten Briefe.

---

## Vierzigster (90.) Brief.

### Von der Ueberbürdung der Kinder.

Ich habe einen Knaben gekannt, welcher eine öffentliche Schule besuchte, früh nach dem Schluß der Schule mit andern Kindern einen besonders bezahlten Nachhilfe-Unterricht in der Schule genoß und Nachmittags

nach dem Schluß der Schule bei demselben Lehrer wiederum häuslichen Nachhilfe-Unterricht hatte. Man vergleiche den vorigen Brief und bilde sich selbst das Urtheil über das arme träumerische Kind, welches von seinem Peiniger, Lehrer genannt, von früh 7 Uhr bis Nachmittags 6 Uhr ununterbrochen herumgezerrt wurde. Solche Kinder sind auch überbürdet, aber durch wessen Schuld?

Zu „frischen Jungen" gehört nicht blos eine verständige Schule, sondern auch ein besonnenes Elternhaus, und ich kann diesen Band Briefe nicht besser schließen, als mit einem Bruchstück aus dem bekannten „Gellertbuch" und aus dem „Schwäbischen Merkur" von 1855, wo es unter der Ueberschrift: „Frische Jungen" also heißt:

„Je mehr unsere Jugend einerseits mit der Arbeit Ernst machen soll, desto wichtiger dürfte es sein, daß ihr andererseits die ihr von Gott und Rechts wegen gebührende Ruhezeit nicht verkümmert, und daß auf eine zweckmäßige und erfrischende Anwendung derselben Bedacht genommen werde. Also: 1) Keine Schulaufgaben für den Sonntag! außer solchen, die dem Zwecke des Sonntags selbst verwandt sind, wie Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern. Es werde den Lehrern geradezu verboten, mit ihren Schulaufgaben auf den Sonntag zu rechnen; er sei für sie so gut wie nicht da. Der Knabe und Jüngling gewöhne sich an die runde Regel: „Am Sonntag schafft man nicht!" Die Eltern haben im Grund ein Recht, eine solche Maßregel zu erwarten im Namen der Gewissensfreiheit, der Seelen- und Leibespflege ihrer Söhne. Solch ein alle Sonntage wiederkehrendes gründliches Ausruhen, das zudem von vorn herein schon der göttlichen Ordnung gemäß ist, wehrt sicherer, als ein Nachlaß in den täglichen

Aufgaben, der Erschlaffung unserer Jugend. 2) Achtung und Berücksichtigung der schulfreien Nachmittage. Den jüngern Knaben, etwa bis zum zehnten Jahre, mögen sie beide, den andern möge wenigstens der eine unverkümmert erhalten und nicht mit allerlei Nebenfächern wieder in Beschlag genommen werden. Lassen wir unsere Knaben wenigstens einmal im Laufe der Woche einige Stunden frei aufathmen! Und hier mögen auch die Eltern zusehen, daß die junge Natur zu ihrem Rechte komme. 3) Die Freiheit der Knaben werde möglichst im Freien zugebracht, z. B. täglich nach Tisch, so daß in dieser Zeit nie eine Schularbeit gefordert oder zugelassen werde; oder auf größern Spaziergängen oder bei Turnspielen u. dgl. m. „Buben hinaus!“ sei die Regel. Unsere Stuttgarter Knaben können nicht spielen. Die herrlichen Jugendspiele, wie Barlaufen, Ballschlagen, Kricket u. a. floriren nicht unter ihnen. Warum nicht? Fehlt es an Spielplätzen? Fehlt es an Männern, es seien Lehrer oder Väter, die pädagogischen Blick genug haben, die Wichtigkeit von Massenspielen für Knaben und Jünglinge zu erkennen, oder Aufopferungssinn genug, sich zur Pflege solcher Spiele herzugeben? Wir Eltern dürfen nicht Alles von der Schule erwarten, wenn wir frische Jungen haben wollen, und nicht Alles auf die Schule schieben, wenn wir solche nicht haben. Helfen wir uns selbst, wo und so weit es an uns ist!“

Was hier der wackere Schwabe sagt, das hat vor vielen, vielen Jahren nicht minder eindringlich unser frommer Gellert empfohlen.

„Wir gehen“, spricht er, „mit dem Sonntage zu leicht„sinnig um, und ich bin überzeugt, eine bessere Anwen„dung desselben sei zum Wachsthum in der Religion und

„Gottseligkeit unentbehrlich und zugleich das beste Mittel, „uns auf die ganze Woche zu stärken und auf die recht„schaffene Ausübung unsers Berufs vorzubereiten. Wer „den Sonntag würdig feiert, wie könnte der wohl die „übrigen Tage der Woche unwürdig zubringen? Höre „mich, wer du es seiest, der du das liesest: Auf die An„wendung des Sonntags kommt die Anwendung „der Woche an?“ Soweit Gellert.

Ach, möchten uns dereinst doch unsere Kinder nicht den Vorwurf machen, sie hätten bei uns den Sonntag „leichtsinnig“ zugebracht! Es wäre der bitterste Vorwurf, den Kinder ihren Eltern machen können! Was soll auch zuletzt diese ganze Werkelthätigkeit und Werkelgeschäftigkeit am Sonntag? „Heutzutage,“ antwortet mir Einer, „ge„hört viel zum Fortkommen in der Welt, und so muß „mein Junge, wenn er sich einmal durch die Welt hin„durchschlagen soll, auch Sonntags arbeiten lernen.“ Aber, lieber Freund, es ist doch nicht genug, daß dein Sohn einmal durch die Welt kommt, er soll doch auch dereinst in den Himmel kommen; er ist schon jetzt Bürger zweier Welten, und er soll als Mensch und als Christ das theuer erkaufte Bürgerrecht im Himmel nicht verlieren.

Darum also erlaube auch uns Lehrern, deinem Sohne und deiner Tochter für den Sonntag keine Arbeit aufzugeben. Ohnehin fühlt jedes Kind gleichsam instinktmäßig das Unrecht, das man ihm und noch mehr dem lieben Herrgott im Himmel anthut, wenn man es am Sonntag arbeiten läßt, ja, vielleicht am Sonntage, wie ein Fiakerpferd, erst recht arbeiten läßt. Das Kind macht in der Regel seine Schularbeiten Sonntags schlecht, und was mich betrifft, so gönne ich solche schlechte Arbeiten allen Lehrern, welche sie aufgegeben haben, von ganzem

Herzen. Aber schlechte Arbeiten sind schlimmer, als gar keine Arbeiten, und so sollte es schon die gemeinste Klugheit widerrathen, für den Sonntag häusliche Arbeiten aufzugeben.

Und wie weit hat es denn jener fromme Leipziger Professor mit *seinem* Sonntag gebracht?

Ist er *reich* geworden? Nun, wenn er es hätte werden wollen, so hätte er es, wie dasselbe „*Gellertbuch*“ vielfältig zeigt, sehr oft werden können.

Und *berühmt* ist er doch sicherlich auch geworden: was will man also mehr? Geld und Ehre, und Ehre und Geld sind es ja doch, mit denen man „durch die Welt kommt“. Und so müßte auch das eingefleischteste Weltkind zuletzt zugeben, daß der Mann Recht hatte.

Darum, ihr Leipziger, wenn ihr an der Johanniskirche vorübergeht, und euch die vier ernsten und schönen *Lebensbäume* an der Gruft des Edlen mitten auf dem Wege so ehrwürdig anschauen, glaubt mir, daß aus dem Staube dieses frommen Sängers auch für euch noch so mancher „*Baum des Lebens*“ emporsprießen kann, wenn ihr sonst nur thun wollt, wie er that, nemlich *arbeiten und beten*, nicht blos arbeiten, sondern auch beten. Denn an Arbeitern fehlt es schließlich heutzutage nicht, wohl aber an Betern!

# Register.

Abcbuch 198. Albrecht, Dr. 94. 104. 105. Anschauung 48. 145. Arbeitsschule 1. 5. 15. 26. Armenkinder (-Kolonie) 1. 2. 12. 13. 26. Armenschule 2. 13. Armführung 200. Arrest 158. Ausflug 48. 52. — Bankältester 23. Basedow 57. Befreiung vom Unterricht 20. Belletristik 79. Bormann 137. Botanischer Garten 37. Büry, Agnes 225. — Campe 51. 57. Charakter 13. 25. 28. 65. 212. Curtmann 5. — Deklamiren 80. Denkübung 48. Despot 24. 192. Diktat 139. 146. Dinte, rothe 134. 147. Disziplinarischer Weg 154. Dölling, Dr. 229. — Ehrensold 30. Ehrgefühl 212. 224. Eigenwille 211. Einfalt 61. 67. Eitelkeit 224. Elementarschule 9. 206. Elternhaus 8. 58. 152. 161. 193. 238. England 63. 161. 169. 215. Erholung 31. 48. 75. 84. 172. Ernst 74. 82. 89. Erziehung 116. 128. 165. Erziehungsrath 165. Erziehungsroman 181. Erziehungsverein 176. Eselsbrücken 240. Exerziren 45. 110. — Fabel 78 Familie 16. 162. 178. 213. Fehlerfrei 151. Fellenberg 2. 57. Fichte 5. 173. Fingerkrampf 200. Formenkenntniß 206. Fragkasten 179. Francke 57. Freiturnen 41. 223. Freiübungen 223. Frevel 77. Friedrich, Karl 5. 34. Fröbel 2. 88. Furcht 130. — Gabelsberger 91. Gellert 247. Gemeinnützige Kenntnisse 12. 46. Georgens 5. Gerechtigkeit 191. 196. Gesang 80. 225. Geschlechtstrieb 182. 188. Geselliger Umgang 210. Gesetzlicher Mensch 121. Gesundheit 213. Grube 5. Gymnastik 110. — Handschrift 197. Handstellung 200. Häusliche Arbeiten 150. 159. 240. Häuslicher Fehltritt 156. Hausvater 32. Heiligthum 161. 177. Herbart 65. Honorar 30. — Ideal 75. Inspektor 23. Instinkt 175. Jacotot 137. 139. Jugendspiele 210. — Kakographie 138. Kalkulirende Methode 134. 146. Katheder 28 Kindergottesdienst 229. Kinderrath 180. Kinderregierung 65. 154. Kirchmann 5. Klassenaufseher 23. Kleinkinder-Ausstellung 176. Kommandiren 223. Kommunismus 14. 57. 173. Konfirmation 16. Körper 210. Kreide 147. Kunst 79. Kurrentschrift 94. — Lancaster 2. 26. Langeweile 199. Laune 197. Leibliche Pflege 35. Lektüre 100. 170. Legal 121. Lehrerverein 179. Lernschule 4. Lesebuch 135. Lesen 78. 198. Liebling 190. Literatur 100. Logik 28. Lüge 130. Luther 120. 123. — Mädchen 85. 192. Mährchen 78. Massenspiele 243. Middendorf 2. Milde 123. Mineralogie 220. Morgenandachten 110. Motion 82. Musik 80. Muth 129. Mutter 114. 177. 181. Muttersöhnchen 117. Muttersprache 136. — Nachhilfe-Unterricht 27. 29. 242. Nationalerziehung 5. Naturkunde 222. Naumann 133. 142. Neuerung 202. — Owen 2. —

Parteilichkeit 195. Patriarchalisch 24. 63. Pause 45. Person 27. Pestalozzi 1. 11. 92. Pestalozzistift 2. 4. Phantasie 137. 188. 202. 204. Polizei 23. 24. 134. 152. 214. 216. Popularisiren 104. Privatstunden 160. 241. Probiren 140. Prüfung 193. — Rabenmutter 106. Randzeichnungen 222. Realschule 6. Reale Welt 75. Rechtschreibung 133. 142. Riecke 2. Roman 78. Ruhe 75. 84. — Salzmann 57. Scheuwerden 130. Schmidt, Dr. 92. 210. Schönheitssinn 208. Schreber, Dr. 210. Schrecken 155. Schreiblese-Unterricht 198. Schreibstunde 98. Schreibturnen 201. Schrift 208. Schularbeit 90. 159. 240. Schularzt 172. Schulbehörde 168. Schulbücher 135. Schuldirektor 218. Schule 8. 17. 152. 189. 210. Schulfest 21. 54. Schulfreiheit 158. 169. 243. Schulgarten 36. Schulgottesdienst 110. 229. Schulpflichtigkeit 161. 168. 238. Schulplan 135. Schulrath 165. Schulregiment 24. Schulweg 45. Schulzwang 164. Seelenretter 113. Selbstbewußtsein, Selbstdenken, Selbsthandeln ꝛc. 4. 7. 12. 15. 16. 44. 58. 65. 84. 90. 211. Singstunde 240. Sonntag 160. 242. Sonntagsschule 99. Sozialismus 14. 57. 173. Sparbüchse 18. 22. 208. Sparkasse 20. 50. Spartaner 173. Spaß 75. Spatziergang 170. 213. Spende 21. Spiel 10. 40. 64. 74. 77. 210. 238. 239. Spielplatz 36. 82. 172. 210. Spielschule 9. Spielzeug 86. 197. Spieß 41. Sprachdenklehre 145. Staat 217. Steglich 228. Stenographie 91. Straffasse 20. Strafmittel 117. Strafpredigt 68. 119. Straßenunfug 152. Strenge 110. Stubensiechthum 31. Stylübung 136. 138. 150. Sündenbock 190. System 204. — Takt 212. Tafel, schwarze 148. Tändelei 77. Thatkraft 65. 212. Thierquälerei 87. Thränen 124. Töchterschule 6. 15. 35. 55. Treppen 237. Turnen 36. 40. 44. 82. 170. 201. 214. — Ueberbürdung 241. Uebertreibung 29. 223. Uebung 207. Unparteilichkeit 190. Unschuld 182. Unterrichtszeit 109. — Vergesellschaftung 222. Vergewaltigung 143. Verhaftung 155. 162. Versetzung 25. Versuchung 140. Vogel, Direktor 137. 218. Volksschule 104. 239. Vorbildung 89. Vorbuchstabiren 149. Vorrechnen 149. Vorschrift 208. Vorübung 197. 209. 239. — Wandtafel 148. Wechselseitiger Unterricht 27. Wehrli 2. Weibliche Arbeiten 15. Weibliches Geschlecht 171. Wichern 2 4. Wißbegier 183. Wochendiktat 25. Wörterschatz 145. — Zahlaus 194. Zeichenstunde 80. Zensur 191. 193. Zorn 119. 120. Zucht 121. Züchtigung 118. Zugharmonika 172.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Hauschild, E. I.

50 Pädagogische Briefe aus d. Schule an d. Elternhaus

Bd.: 2

Bremen 1862